Digitized by Google

93. a. 16

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Dreizehnter Band.

Die Tante.

Erster Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

---

1 8 3 4.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Tante.

Erster Theil.

Even so it was with me, when I was young:
It is the show and seal of nature's truth,
Where love's strong passion is impress'd in youth:
By our remembrances of days foregone,
Such were our faults;—or then we thought them none.

SHAKSPEARE'S All's well that ends well.
Act I. Scene III.

Digitized by Google

Digitized by Google

Babet und Agathe, zwei sehr hübsche Mädchen von sechszehn und siebenzehn Jahren, saßen an einem rauhen Herbstabende, in der trübseligsten Stimmung von der Welt, ganz allein bei einander. Draußen peitschte der Sturm Regen und Hagel mit lautem Gepraffel gegen das Fenster des Kabinets, und im Nebenzimmer lag ihre todtkranke Verwandte Viktorine, die einzige Tochter des reichen Handelsherrn Kleeborn, der seit dem frühen Tode ihrer Eltern sich als der Bruder ihrer Mutter der armen verwaiseten Kinder väterlich annahm.

Wenn sie auch der Kranken wegen sich nicht hätten Zwang anthun müssen, so war doch ohnehin den beiden Mädchen nicht so zu Muthe, daß sie wie sonst hätten mit einander um die Wette plaudern mögen; denn seit Jahr und Tag, das heißt, seit sie aus der Pensionsanstalt in das Haus ihres Oheims kamen, waren ihnen zum ersten Male

Digitized by Google

zwei tödtlich lange Wochen ohne Ball, ohne Theater, ohne irgend eine Art von Gesellschaft, langsam vorüber geschlichen. Daher wußten sie auch gar nichts ordentliches zu reden; am liebsten wären sie aus lauter Langerweile gleich zu Bette gegangen, obgleich es eben erst Abend ward; aber das ging auch nicht an, denn es war an ihnen die Reihe diese Nacht bei der kranken Cousine zu wachen. Es schämte sich nur eine vor der andern, sonst hätte jede sich gern in einen Winkel hingesetzt, und nach Herzenslust drauf los geweint, so beklommen war ihnen zu Muthe.

Nachdem sie eine feine Weile so trübselig da gesessen hatten, begannen sie so leise als möglich auf den Fußspitzen nebeneinander in dem kleinen Zimmer umher zu schleichen, bis Babet sehr nachdenklich am Fenster stehen blieb, den zierlichen Finger an die hübsche Nase legte, und nach einer kleinen Pause mit fast heroischem Anstande ausrief: „richtig! der Schwarze!“ so daß Agathe darüber, der draußen herrschenden Dunkelheit vergessend, mit dem Köpfchen neugierig gegen das Fenster fuhr. Die Scheiben klirrten, Agathe klagte weinerlich: „Das war recht malizös von

Digitized by Google

Dir!“ und rieb sich die schmerzende Stirn. „Ich weiß gar nicht was Du darunter suchst,“ setzte sie hinzu. „Und ich weiß gar nicht was es Dich angeht,“ erwiederte Babet. „So? und hast Du mir nicht gesagt?“ eiferte Agathe. Babet meinte, das hätte sie eben nicht, und nun ging der Zwist wieder los, gerade wie gestern Abend, da sich beide blos für die Langeweile recht tüchtig mit einander herumgestritten hatten.

Manch heißes Thränchen war schon von beiden Seiten geflossen, als Babet endlich heraus schluchzte: „es ist doch zu arg, daß man nun nicht einmal mehr überlegen darf, was man morgen in der Kirche für einen Hut aufsetzen will.“ „Was? Hut aufsetzen?“ fragte, schnell sich erheiternd, Agathe, „liebste Babet! ich meinte wahrhaftig, Du sähest draußen den Schwarzen, ach Du weißt ja, wen wir so nennen; den hübschen Lieutenant meinte ich!“

Die unwiderstehlichste Lust zum Lachen hemmte jetzt aufs schnellste den Erguß der Thränen bei beiden Mädchen; vergebens tönte gleich einem nahenden Gewitter, das warnende Husten der alten französischen Mamsell aus dem Krankenzimmer zu

ihnen herüber; sie waren nicht im Stande sich zu fassen. Das Lachen hörte nicht auf, selbst als die Mamsell ein sehr ernsthaftes: „fi donc, mes enfants!“ zur halbgeöffneten Thüre hereinflüsterte; sie stopften sich zwar die kleinen Batistücher in den niedlichen Mund, aber es half wenig. Endlich schmiegten sich alle beide in des Onkels großen Lehnstuhl hinein, und legten, noch immer kichernd, die Lockenköpfchen dicht aneinander.

Nach und nach war es jetzt im Zimmer beinah ganz dunkel geworden, denn man hatte vergessen ihnen Licht zu bringen; dazu orgelte der Wind im Kamin, und pfiff in schneidenden Tönen durch die langen Gänge des weitläuftigen Hauses, so daß den Mädchen, trotz dem Lachen, ein kleines Grauen anwandelte. Sie mochten sich weder regen, noch einander loslassen, und fingen daher lieber an von ihren Herzensangelegenheiten mit einander zu plaudern; denn dieses war so recht ein Stündchen dazu.

„Sage einmal,“ flüsterte Agathe, „geht er denn in die Kirche, wenn Du den schwarzen Hut aufsetzest?“ „Ei bewahre!“ antwortete Babet, „aber er wartet ja alle Sonntage mit den Andern

an der Kirchthüre, um die Damen zu sehen, die hineingehen; mich grüßt er dann immer ganz absonderlich, den schwarzen Hut kennt er aber noch gar nicht an mir, weil der noch neu ist, und er kleidet mich doch am besten, wie Du weißt.“ „Ach Gott! nun habe ich den armen Theodor schon seit acht Tagen nicht gesehen!“ setzte Babet mit einem recht kläglichen Seufzer hinzu, „wären nur die Ferien nicht so schnell vorüber! wie lange wird es währen, so muß er wieder nach Göttingen! Das alberne Studiren! Ach und nun ist Montag die neue große Oper und Dienstag Ball im Kasino! Was hilft es mir nun, daß ich zum ersten Walzer, zur zweiten Quadrille und zum Kotillon mit ihm engagirt bin? Da haben sie nun alle mich beneidet! und nun bin ich doch so unglücklich!“

„Ach ja! es ist eine rechte Noth,“ seufzte Agathe, „und darum will ich mich auch niemals verlieben, all' mein Lebtage nicht.“ „Ich dächte gar!“ rief lachend Babet, „willst Du eine alte Jungfer werden wie die Tante?“ „Ach die adliche Tante, sprich nur nicht von der!“ erwiederte Agathe ganz ärgerlich. „Ich wollte die säße wo

der Pfeffer wächst, oder wo sie bis jetzt gesessen hat. Der Onkel hätte auch nicht nöthig gehabt, sie Viktorinens wegen zu verschreiben, die hätten wir wohl ohne ihre Hülfe gepflegt, und sie wäre auch wohl ohne sie gesund geworden. Ich kenne zwar die Tante noch gar nicht.“ „Ich auch nicht,“ fiel Babet ein, „aber sie ist mir doch auch eben so fatal als Dir. Gib nur Acht, wie die uns wird behofmeistern wollen, als wenn wir nicht schon mit der Mamsell Noth genug hätten. Und eigentlich ist sie nicht einmal unsere rechte Tante, denn unsere Mutter war doch die leibliche Schwester des Onkels Kleeborn, sie aber ist nur die Schwester seiner seeligen Frau, und obendrein eine Nonne oder so etwas.“

„Stiftsdame ist sie,“ fiel Agathe belehrend ein, „doch wir wollen schon sehen, wie wir mit ihr fertig werden,“ fuhr sie fort, „laß uns jetzt nur wieder auf den Schwarzen kommen. Siehst Du, ich thue nur so, als ob ich Theil an ihm nähme, denn man muß in der Welt alles mitmachen, aber ich heirathe ihn nicht, wenn er auch um mich anhält, das kann ich Dir auf Ehre ver-

sichern.“ Hiermit lehnte sich Agathe sehr gravitätisch in den Lehnstuhl zurück, und that dabei so ernsthaft, daß Babet wieder laut auflachen mußte. „Kennst Du ihn denn so gut?“ fragte diese. „Bewahre!“ war die Antwort, „ich meinte nur, wenn ich ihn kennte, und eigentlich kenne ich ihn doch. Du weißt, wie oft wir mit einander getanzt haben, und er ist auch schon zweimal hier nebenan bei Obristens zum Besuch gewesen, da habe ich jedes Wort gehört was er gesagt hat, und ich kann Dich versichern, es war alles sehr vernünftig, Du kannst es mir glauben.“ „Warst Du denn bei Obristens zum Besuch? Das hast Du mir ja noch gar nicht erzählt,“ fragte Babet. „Ach nein,“ antwortete Agathe, „ich hatte nur wegen des Geldbeutels, den ich dem Onkel zu Weihnachten häckeln will, mit Amelie nothwendig zu sprechen, und da stand ich ein wenig hinter der Thüre.“ „Ja so!“ erwiederte Babet bedächtig, „nun ich wollte, mein Theodor machte jetzt nur auch bald ein Ende, und spräche mit dem Onkel. Eigentlich hat er auf Ostern ausstudirt, Pfingsten kann er sich examiniren lassen, dann wird er auf Johanni angestellt“ — „und heira-

thet Dich auf Michaeli, das geht ja alles Quartalweise bei Dir," fiel Babet lachend ein.

„Das Fräulein Tante kommt!" rief jetzt ein vorübereilender Bediente ins Kabinet hinein, und beide Mädchen nahmen sich schnell zusammen, um der Gefürchteten entgegen zu gehen.

Sie fanden die Ankommende noch auf der, mit Marmor getäfelten Hausflur, von vorleuchtenden Bedienten umgeben, welche sie in die für sie bereiteten Zimmer führen wollten. Es war eine hohe, schlanke, Ehrfurcht gebietende Gestalt, die in dem schwarzen, knapp anschließenden Reisekleide, mit dem schwarzen Spitzenschleier über dem dicht anliegenden weißen Häubchen, wirklich ein ziemlich nonnenartiges Ansehen hatte. Die edlen, etwas scharf gezeichneten Züge des blassen Gesichts trugen noch unverkennbare Spuren ehemaliger seltner Schönheit; die leicht beweglichen feinen Lippen des noch immer schönen Mundes bezeichneten, wie bei Andern das Auge, jede vorübergehende Empfindung mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke. Die großen hellblauen Augen hingegen

ſchienen auf den erſten Anblick beinahe farblos und unbedeutend, doch wenn ſie, während die Tante ſprach, ſich belebten, ſo drang eine ſolche innere Lebensgluth aus ihnen hervor, daß man ſie für ungewöhnlich ſchön anerkennen mußte. Es lag etwas Südlich-ſchwärmendes im Aufſchlage dieſer, noch immer von langen dunkeln Wimpern beſchatteten Augen, das an jene herrlichen Darſtellungen der Mater doloroſa erinnerte, wie wir ſie noch in alten Kirchen zuweilen ſehen.

Uebrigens ſchien die Tante kaum funfzig Jahre zu zählen, obgleich ſie faſt zehn Jahre älter war. Die Hand der Zeit hatte die etwas ſtolze Haltung des hohen Wuchſes nicht gebeugt, und das noch immer weiche blonde Haar zeigte nur faſt unmerkbare Spuren von Reife des Alters. Die ganze Erſcheinung dieſer Dame ſtellte ſich als eine jener begünſtigten Ausnahmen dar, welche die Zeit zuweilen nur mit mildem ſchonenden Hauche zu berühren wagt, um ein ſeltenes Meiſterwerk der Natur ſo ſpät als möglich verblühen zu laſſen.

So hatten weder Agathe noch Babet ſich die Tante gedacht. Sie begrüßten ſie ängſtlich verlegen, und zogen dann ſo ehrfurchtsvoll hinter ihr

drein, um sie in ihre Zimmer zu begleiten, als wäre sie eine Königin. Obgleich Beide nur noch vor wenigen Minuten sehr vorlaut über sie abgesprochen hatten, so waren sie jetzt doch so befangen, daß sie nur verstohlen es wagten, den prüfenden Blick zu ihr und zu einem sehr jungen, sehr schönen und sehr bleichen Mädchen zu erheben, das, sichtbar ermattet, auf ihren Arm sich stützte.

„Der Onkel ist nicht zu Hause, wir wollen ihn aber gleich holen lassen," stotterte Agathe. „Er ist im Kasino, wo er alle Abend sein Parthiechen macht und gewöhnlich erst nach Mitternacht nach Hause kommt," setzte Babet, sich ermuthigend, hinzu. „Dort laßt ihn in Ruhe, ich bitte, ich werde morgen ihn sehen," sprach die Tante sehr freundlich, „für jetzt wünsche ich nun Mamsell Virnot zu sprechen, um genau zu erfahren, wie es mit unsrer Viktorine steht. Euch aber, liebe Nichten — denn das seid Ihr doch, denke ich?" „Ach ja, Babet und Agathe," riefen beide Mädchen im Chor. „Nun denn, liebe Babet und liebe Agathe, Euch beiden empfehle ich hier meine Pflegetochter, sie heißt Angelika. Ich bitte Euch

nicht, sie zu lieben, denn das findet sich gewiß von selbst, nehmt Euch nur fürs erste ihrer freundlich an, und helft dem armen, reisemüden Kinde zur Ruhe zu kommen."

Mitternacht war längst vorüber; Viktorine lag leise athmend im tiefen Schlummer, von dem der noch spät sie besuchende Arzt die heilsamsten Folgen gehofft hatte. Auch Agathe und Babet waren schon vor ein Paar Stunden zu Bette geschickt worden, denn die Tante, welche sich von der heutigen sehr kurzen Tagereise gar nicht ermüdet fühlte, hatte darauf bestanden, an ihrer Stelle bei der Kranken zu wachen. Die Jugend, sprach sie zu ihrer alten Freundin Virnot, indem sie für die beiden schläfrigen Kinder vorbat, die Jugend bedarf zum Gedeihen des Schlafes, wie die erblühende Pflanze des erquickenden Thaues. Anders ist es mit uns, deren Lebenstag sich schon dem Untergange zuneigt, da wird die Natur selbst genügsamer, und lehrt uns, mit den Stunden haushalten, die uns vielleicht nur noch sehr sparsam zugezählt sind.

So saß sie denn jetzt in dem, an das Krankenzimmer stoßenden Kabinette, in dem nämlichen Lehnstuhle, in welchem vor ein Paar Stunden Babet und Agathe einander ihren Liebeskummer geklagt hatten, und ihr gegenüber, die beim Schein der verdüsterten Lampe emsig strickende Französin. Die Thüre des Nebenzimmers stand offen, keine Bewegung der Kranken konnte ihren Wächterinnen entgehen, doch sie schlief fest und ruhig.

„Gute Virnot," hob die Tante das leise flüsternde Gespräch an, „liebe alte treue Freundin, ich muß diese ersten Augenblicke ungestörten Beisammenseyns benutzen, um Ihnen für die unsägliche Liebe zu danken, mit der Sie meiner armen Viktorine sich annehmen."

„Ach das liebe Kind!" erwiederte freudig die Französin, „es ist ja, als wäre es das meine. Je l'ai vu naître; diese Arme haben sie von ihrer Kindheit an getragen; wie sollte ich sie nicht lieben? c'est un coeur excellent, ein wenig heftig, ein wenig hochfahrend zuweilen, doch das macht die Jugend; der Grund ist vortrefflich, c'est le vrai portrait de feu Madame sa mère. Wenn ich dagegen Babet und Agathe mit ihr vergleiche!

ach Ihro Hochwürden! ces chers Enfants ſind ein Paar maliziöſe kleine Kreaturen.“

„Nicht doch, gute Virnot,“ fiel die Tante lächelnd ein, „unartig mögen ſie wohl zuweilen ſeyn, das gebe ich zu, aber nicht boshaft, denn die Jugend iſt dies ſelten oder nie. Doch laſſen Sie uns jetzt lieber von unſrer Viktorine ſprechen. Es ſind nun zwölf Jahre, daß ich weder ſie noch ihren Vater geſehen habe, und ich ſtehe da mitten unter den Meinen, gleich einer Fremden. Dennoch hängt jetzt mein ganzes Herz an dem theuern Ebenbilde meiner früh zur Ruhe gegangenen Schweſter, das ich als ſechsjähriges Kind verlaſſen habe, und jetzt als achtzehnjährige Jungfrau wieder finde.“

„Und wie ſie ſich entwickelt hat, cette chère petite Victorine, rief die Gouvernante. Belle comme le jour, Madame, je vous assure. In geſunden Tagen war keine von unſern jungen Demoiſelles ihr zu vergleichen, ſie war die Krone von allen, und jetzt, hélas!“

„Sie wird es wieder, gute Virnot,“ tröſtete die Tante; doch dieſe ſeufzte, „ah Madame! ich fürchte, der Arzt wird für unſre Viktorine nur

wenig thun können, denn was sie heilen soll, ist in keiner Apotheke zu finden. Hätte sie mir nur vertraut, aber da hat sie geschwiegen und geweint, und geweint und geschwiegen, und nun liegt sie da."

„Liebe Virnot, wie Sie mich erschrecken!" rief die Tante, „ich beschwöre Sie, sagen Sie mir alles, was Sie von dem geliebten Kinde wissen oder vermuthen, es sey noch so wenig, noch so unbestimmt. Es ist durchaus nothwendig, daß ich einigermaßen vorbereitet sey, ehe ich es versuche, Viktorinens Vertrauen mir zu gewinnen. Ich hoffe, sie wird zu mir ein Herz fassen, sie wird mich um ihrer Mutter willen lieben, obgleich sie mich nur aus den Briefen kennt, die wir bisher, selten genug, mit einander gewechselt haben. Leider war ich stets mit Viktorinens Umgebungen zu wenig bekannt, um auf das Gemüth meiner Nichte entscheidend wirken zu können. Nur Sie kenne ich in diesem Hause, liebe Virnot, und die Treue, welche Sie so viele Jahre hindurch meiner Schwester und ihrem Kinde bewiesen, alle andern sind mir fremd, sogar Viktorinens Vater; wir sind in geistiger Hinsicht einander nie näher ge-

kommen. Liebe zu dem einzigen Kinde meiner Schwester konnte allein mich bewegen, seinen dringenden Bitten nachzugeben und die geliebte Einsamkeit meines Stiftes mit dem Leben in dieser geräuschvollen Stadt auf einige Zeit zu vertauschen."

„Et Dieu en soit loué mille fois," rief die ehrliche Birnot; „denn dieses Haus bedarf jetzt mehr als je an seiner Spitze einer Dame, wie Ihro Hochwürden Gnaden sind, und unsre junge Demoiselle einer Leitung, wie Sie allein ihr gewähren können. Ich war ja von jeher nur ihre Bonne. Zwar obgleich ich nicht in Frankreich selbst, sondern nur in der französischen Kolonie zu Berlin geboren bin, französisch hat sie dennoch von mir gelernt. Madame, elle parle comme une petite parisienne, sie hat so ganz den ächten Accent d'Orleans in ihrer Gewalt, eh bien, das sind Gaben von Gott. Dabei hat sie ein gewisses maintien, gewisse Manieren, wie eine kleine Prinzessin. Das alles ist aber doch nicht genug, maintenant qu'elle est une grande Demoiselle, kann ich das liebe Kind doch nicht mehr überall hinbegleiten, überdem liegt die ganze Haushaltung

auf mir, und so ist es allerdings ein großes Glück, daß Ihro Hochwürden Gnaden sich der Noth annehmen wollen."

„Lassen Sie mich vor allen Dingen Sie bitten, liebe Virnot, mich mit dem Titel zu verschonen, den ich außerhalb meines Stiftes, und besonders hier, übel angebracht finde; und nun machen Sie mich mit der Noth bekannt, welcher abzuhelfen, hier meine einzige Sorge seyn soll;" sprach die Tante.

„Eh bien donc, Madame, vous le voulez," erwiederte die Französin, nahm die Brille ab, legte ihr Strickzeug zusammen, und rückte im Sessel sich zurecht, dann fuhr sie folgendermaßen fort. „Au fond, glaube ich, liegt die Schuld wohl größtentheils am cher Papa. Herr Kleeborn ist zwar ein sehr braver Mann, der sein Kind liebt, wie ein rechtlicher Vater soll und muß. Er läßt es Viktorinen an nichts fehlen, er hält ihr die theuersten maitres, in allem, was eine solche junge Demoiselle zu lernen hat, sein Haus ist das brillanteste in der Stadt. Ach Ihro Gnaden können gar nicht glauben, wie ich mich tummeln muß, bei den ewigen Feten, die wir geben; denn ob-

gleich wir Bedienten die Menge haben, liegt doch alles auf der alten Virnot, mais je le fais de bon coeur. Ja, was ich sagen wollte, um wieder auf unsern Text zu kommen, ja, und eine Garderobe hat unsre jeune Demoiselle, comme une petite Reine, je vous assure, Schmuck und alles, was dazu gehört.

„Nun das alles will indessen nicht viel sagen, Herr Kleeborn besitzt ein fürstliches Vermögen, Alle an der Börse ziehen den Hut vor ihm ab, und so kann er den Aufwand wohl ertragen. Mais, Madame, entre nous soit dit, das ist nicht immer so gewesen. Es kam einmal eine Zeit, nicht lange vor dem Ableben unsrer seligen Dame, es mögen zehn Jahre und drüber seyn, das war eine sehr böse Zeit, in der die Stützen von Europa wankten, wie Herr Kleeborn zu sagen pflegt, wenn jetzt die Rede darauf kommt. Ein eigener Unglücksstern muß damals über der Handelswelt aufgegangen seyn, denn, figurez vous, Madame, in Amsterdam, in London, überall in den bedeutendsten Handelsstädten fielen die größten Häuser. Ueberall herrschte Mißtrauen, plus de confiance, plus de crédit, nulle part. Jeder Tag brachte neue

Hiobsposten, und Herr Kleeborn ward immer so bleich, wie hier mein Tuch, ehe er die Briefe, welche an ihn einliefen, im Zimmer von Madame erbrach; denn da trug er sie damals immer hin, weil er sich nicht mehr getraute, sie im Comptoir im Beisein seiner Leute zu eröffnen. Wahrscheinlich fürchtete er, sich zur Unzeit zu verrathen, wenn etwa böse Nachrichten kämen. Nun die blieben denn auch nicht aus, und Herr Kleeborn sah sich au bord d'un précipice, wie man zu sagen pflegt. Er war zwar nicht ruinirt, aber er gerieth doch, pour le moment, in sehr dringende Verlegenheit, und nur baares Geld konnte ihn retten, wenn er nicht, wie damals so viele andere, seine Zahlungen suspendiren wollte. Le pauvre homme! Der bloße Gedanke an einen solchen Schritt setzte ihn in Verzweiflung. Meine arme Dame hat in jenen Tagen recht viel mit ihm ausgestanden, denn nur ihr allein vertraute er alles. Ah! comme elle en a pleuré!"

„Meine arme Schwester! mir hat sie das alles verschwiegen!" seufzte die Tante. „Das glaube ich," erwiederte die Bonne, „denn sie klagte nie; aber sie hat seitdem wenig frohe Stunden mehr

gehabt. Um den Herrn zu trösten, bat sie ihn mit Thränen, sich an ihre reichen Verwandten zu wenden, die sollten ihm helfen. Sie schrieb selbst an den Herrn Großonkel, der die weitläuftigen Herrschaften in Schlesien besitzt. Auch an alle andere begüterte Mitglieder der Hochadeligen Familie wandten sich beide in dieser Noth, Herr Kleeborn sowohl als Madame; Namen und Reichthümer der hohen Herrschaften sind Ihro Gnaden gewiß besser bekannt als mir, mais" — hier stockte die gutmüthige Erzählerin, als scheue sie sich weiter zu sprechen, doch ihre Zuhörerin ließ nicht ab mit Bitten, bis sie sich entschloß weiter fortzufahren.

„Enfin, Madame, vous le voulez ainsi," fing sie abermals an, „und so muß ich denn leider bekennen, daß eine abschlägige Antwort der andern folgte, und waren sie auch nicht alle mit dem feinsten ménagement abgefaßt. Den Zustand meiner beklagenswerthen Dame unter diesen Umständen, mag ich Ihro Gnaden nicht beschreiben, die Verzweiflung ihres Gemahls blieb indessen immer ihr größter Kummer, an sich dachte sie wenig. Leider aber verschonte sie auch Herr Kleeborn nicht

mit Vorwürfen über das Benehmen ihrer Verwandten, et cependant, Dieu le sait, la pauvre chère femme n'en pouvait rien! Sie trug alles mit der größten Freundlichkeit, aber ich denke immer, jeder Tag in jener Zeit war ein Nagel zu ihrem Sarg."

Die gute Alte brach bei diesen Worten in Thränen aus, auch ihre Zuhörerin weinte, endlich nahm die Bonne wieder das Wort: „Ah, Madame," seufzte sie, „nous avons bien souffert. Endlich kam Hülfe, wo es der Herr am wenigsten erwartet hätte; ein reiches Amsterdamer Haus, welches schon mit seinem Vater in großen Verbindungen gestanden hatte, an das er sich aber nicht hatte wenden mögen, weil es ebenfalls bei allen diesen Schlägen nicht verschont geblieben war, schickte Herrn Kleeborn aus eignem Antriebe große Summen ein, gab ihm offnen Kredit, zu einer Zeit, da der Bruder dem Bruder nicht mehr vertrauen durfte. Herr Kleeborn war nun durch den Edelmuth seiner Handelsfreunde gerettet, er blieb ein wohlbehaltner Mann, und ging wie ein König, mit erhobnem Haupte an der Börse einher, doch meine arme Dame litt darum nicht we-

niger, denn er warf von diesem Augenblick an einen gewaltigen Haß, nicht nur auf ihre Familie, sondern auf die ganze Noblesse. Er sprach unablässig davon, wie thöricht die Bürgerlichen wären, die sich mit Adelichen verbänden, und versicherte, daß er seine Viktorine — lieber Gott, la pauvre petite war damals kaum sieben Jahre alt! — daß er sie, sage ich, nie einem andern als einem Kaufmann geben würde. „Der wahre Kaufmann," pflegte er zu sagen, „hat den achtungswerthesten, nützlichsten und darum ehrenvollsten Stand erwählt. Er allein verbindet beide Hemisphären, sein scharfer Blick entdeckt jeden Mangel in den entferntesten Ländern, und auf seinen Wink eilen reich beladene Schiffe von einem Pole zum andern, um diesem Bedürfniß abzuhelfen. Sein Wort, sein Befehl gelten in der neuen Welt wie in der alten, und ein Federzug von ihm setzt hundert Meilen von ihm Millionen Goldes und tausend fleißige Hände in Bewegung." Ne vous étonnez pas, Madame, daß ich dies alles Ihnen so hersagen kann, ich habe die ganze Tirade so viel hundert Mal, fast immer in den nämlichen Worten wiederholen gehört, daß ich sie endlich

wohl auswendig behalten mußte. Am Ende dieser Rede setzte Herr Kleeborn gewöhnlich hinzu, „lassen Sie einmal einen Reichsgrafen, einen Freiherrn, oder welchen Ihrer edlen Verwandten Sie wollen, es versuchen, Madame, was im Auslande mehr gilt, Ihr uralter Name, Ihr tausendjähriger Stammbaum, oder meine simple, keine funfzig Jahr alte Firma, Martin Nikolaus Kleeborn, von meiner eignen Hand geschrieben. Kaiser und Könige nehmen zu uns ihre Zuflucht, wir müssen allen helfen, aber wenn wir Hülfe brauchen, und sie thörichter Weise bei andern als bei unsers Gleichen suchen ....“ Damit ging denn das alte Lied wieder los, et Madame pleurait! Freilich kam es mir vor, als ob der Herr in der Hauptsache nicht ganz Unrecht haben mochte, aber wozu diese ewigen kränkenden Répétitions gegen meine unschuldige Dame? Aussi en avait elle le coeur navré, obgleich sie nie litt, daß ich nur ein Wort darüber sprach. Sie ward endlich dabei des Lebens immer müder und müder, bis sie nach etwa sechs Monaten sich hinlegte und entschlief. Dieu aye pitié de son ame!“

„Eh bien,“ nahm nach kurzer Pause mit vor

innerer Rührung noch bebender Stimme die Bonne wieder das Wort, „eh bien, nun war es an dem Herrn zu weinen, und das hat er denn auch redlich gethan, denn er liebte meine selige Dame demohnerachtet. Sein Gewissen mochte ihm Anfangs wohl manch böses Stündchen machen, wenn er der letzten Zeit gedachte, die sie mit ihm verlebt hatte. Doch im Gewühle der Geschäfte ging das bald vorüber. Einige glückliche Handelsconjuncturen traten bald darauf ein; so nennen sie es nämlich an der Börse, wenn sie mit ihren Spekulationen viel Geld verdienen. Herr Kleeborn ward mit jedem Jahre immer reicher, und zuletzt der Millionär, der er jetzt ist. Während Herr Kleeborn sein Hauswesen immer prächtiger einrichtete, wuchs ebenfalls unsre Viktorine, seine einzige Erbin, zur schönsten Demoiselle in der Stadt heran. Da gab es bei uns Bälle, Concerts, Assemblées, Théatres de Société; alle angesehenen Fremde, von jedem Range und Stande, sans distinction, fanden dabei Zutritt, et notre chère petite Victorine war wie eine kleine Königin, au beau milieu de tout celà.“

„Armes Kind!“ seufzte die Tante. „Ja

wohl!“ ſtimmte die Bonne mit ein, „ſo ganz allein, dans ce tourbillon, ohne eine chère Maman ſie zu ſouteniren! Indeſſen muß ich ihr zum Ruhm nachſagen, daß tauſend andre junge Demoiſelles ſich an ihrem Platz ganz anders benommen haben würden; da iſt Mademoiselle Babet par exemple, mais passons là-dessus. Unſere Viktorine war immer artig und freundlich gegen Jedermann, immer sans prétentions. Die Freier blieben denn auch nicht lange aus; manche machten wohl les beaux yeux de la Cassette de son père mit in Anſchlag bringen, enfin, das iſt ſo der Welt Lauf. Genug Grafen und Barone haben ſich um unſre petite Demoiselle beworben, man ſpricht ſogar von einem nahen Verwandten der apanagirten Linie eines regierenden fürſtlichen Hauſes, mais cela reste entre nous.

„Daß Herr Kleeborn an dem Succès ſeiner ſchönen Tochter ungemeine Freude hatte, war wohl ganz natürlich, indeſſen wies er doch alle die vornehmen Parthien, die ſich ihr darboten, zwar ſehr höflich, aber doch auch zugleich ſehr beſtimmt zurück.

„Er blieb dabei, ihre Hand nur einem Kauf-

manne, wie er ſelbſt einer iſt, geben zu wollen, und jetzt Ihro Gnaden, nous voilà arrivé au point, jetzt ſind wir an dem Punkte, will ich ſagen — „wie denn?“ fragte ein wenig ungeduldig die Tante, „an welchem Punkte?“ — „Nun an dem Punkte,“ war die Antwort, „von welchem, wie ich glaube die Krankheit Viktorinens ausgeht. Und gebe Gott, daß ich irre, daß meine Ahnung nicht in Erfüllung gehe, mais j'ai un presentiment bien triste au fond du coeur. Ich fürchte, ſie fühlt eine unglückliche Paſſion für einen der großen vornehmen Herrn, die ſich vergeblich um ihre Hand bewarben. Und wenn der cher papa ſo fortfährt wie er angefangen hat, ſo kann ſie wie ihre pauvre chère maman . . .“ „Faſſen Sie Muth, gute Virnot,“ fiel die Tante ein, „fürchten Sie nicht gleich das Aergſte; ein junges Herz bricht nicht ſo leicht, weil es immer und gern an der Hoffnung hält, und die läßt uns ſo nicht untergehen. Sagen Sie mir nur vor allen Dingen, kennen Sie den Mann, von dem Sie glauben könnten“ — „Hélas non! ich kenne niemand,“ ſeufzte die Bonne. „Wenn Société da iſt,“ fuhr ſie nach einem kleinen Bedenken mit ihrer ge-

wohnten Redſeligkeit fort, „ſo komme ich nie in den Salon, da habe ich im Hauſe genug zu thun, c'est la mer à boire. Wahrhaftig, Ihro Gnaden, es thäte Noth, daß ich hundert Augen hätte und Flügel dazu.“ „Ich glaube es wohl, liebe Virnot,“ erwiederte die Tante, „doch ſprechen wir von Viktorinen.“

„Ah Madame,“ fing die Bonne wieder an, „que voulez vous, que je vous en dise? Ich weiß nichts weiter, als daß der Papa vor einiger Zeit ſie in ſein Kabinet rufen ließ. Das wunderte mich eben nicht, denn es iſt ſo ſeine Gewohnheit, wenn er einen neuen Freier abgewieſen hat, damit Viktorine doch wiſſe, wie ſie in Zukunft ihr Benehmen gegen den Monsieur en question einrichten ſoll. Sie blieben wohl eine Stunde beieinander, das war noch nie geſchehen. Endlich kam ſie zurück in ihr Zimmer, mais grand Dieu! dans quel état! Bleich wie eine Sterbende, ſag' ich Ihnen, hélas! ſie ſah in dem Augenblick ihrer pauvre maman ſo ähnlich! Sie ſchlang ihre beiden lieben ſchönen Arme um meinen alten Nacken, und weinte ſo kläglich, wie noch nie ſeit dem Tode ihrer Mutter. Ich weinte mit, ich wußte

zwar nicht, worüber? aber wie konnte ich anders? la pauvre petite me perçoit le coeur. Ich verſuchte endlich ihr zuzureden, ſo gut ich es konnte in meiner Unwiſſenheit von dem, was zwiſchen ihr und ihrem Vater vorgegangen war, mais, du lieber Gott, was konnte das helfen? Sie hörte nicht einmal auf mich. Dabei war ſie ſo heftig, ihre Augen blitzten ſo wild, ihre Bewegungen waren ſo égarés, ich verging bald vor Angſt, und wußte nicht, quoi faire. Bald weinte ſie, bald ſtieß ſie Klagen und Reden aus, die ich zwar nicht verſtand, die ich aber doch nicht anders auslegen kann, que comme j'ai eu l'honneur de le dire à Madame. Das währte einige Zeit, ſie wankte gleich einem Schatten umher, ſchrieb viel, weinte noch mehr, bis ein heftiges Fieber ihr Kraft und Beſinnung raubte. Seitdem liegt ſie da, comme Madame l'a trouvée.

„Heute war ein entſcheidender Tag, und der Arzt zufrieden; le bon Dieu en soit béni mille fois. Ich denke, die Gegenwart der chère Tante wird das beſte Cordial für die arme Kranke ſeyn. Wenn ſie nur reden wollte! Reden bleibt doch immer der beſte Troſt!“

Unerachtet der großen Theilnahme, mit welcher die Tante der guten alten sprachseligen Französin zugehört hatte, konnte sie dennoch bei dieser ihrer letzten Bemerkung ein leichtes Lächeln kaum unterdrücken. Indessen brach der Tag an, die Tante ging um auszuruhen, und Viktorine erwachte bald darauf mit allen Anzeigen einer nahen Genesung.

Von nun an verließ die Tante Viktorinen so wenig als möglich. Denn obgleich der Arzt diese für völlig außer aller Gefahr erklärt hatte, so bedurfte die arme Kranke jetzt dennoch einer weit aufmerksamern Pflege als damals, wo sie in dumpfer Bewußtlosigkeit am Scheidewege zwischen Tod und Leben dalag. Nach der Versicherung des Arztes konnte jede, selbst die freudigste Gemüthsbewegung ihr einen, wahrscheinlich tödtlichen Rückfall zuziehen; daher war es der Tante angelegentlichste Sorge, die ununterbrochenste Ruhe in ihrer Nähe zu erhalten und sogar jedes einigermaßen interessante, oder auch nur anhaltende Gespräch mit ihr zu vermeiden.

Auch Angelika, der Tante lieblichs Begleiterin, umschwebte fast unhörbar, gleich einem freundlichen Schutzgeist, das Lager der Kranken, und ohne dabei jemals durch sich übereilende polternde Hast lästig zu werden, suchte sie jeden Wunsch in ihren Augen zu lesen, um ihn gelassen und zuvorkommend zu erfüllen, ehe er noch ausgesprochen ward. Lieben und Athmen waren gleichbedeutend für dieses, nur zu zart saitete Wesen, aus dessen tiefster Brust jeder Ton des Schmerzes einen wehmüthig verhallenden Nachklang hervor rief, und der Name Angelika hätte für sie erfunden werden müssen, wenn er nicht schon da gewesen wäre, so genau stimmte er zu ihrem Aeußern wie zu ihrem Innern.

Von ihrer frühsten Kindheit an hatte der armen Angelika die Freude fast nie anders als in fremden Augen gelächelt. An ihrer Wiege wachte nicht mütterliche Liebe, denn ihr Eintritt in das Leben gab der Mutter den Tod, und vereinigte diese wieder mit dem geliebten, ihr einige Wochen früher vorangegangenen Gatten. Die erste Sorge für das ganz verwaiste Kind fiel also bezahlten Aufsehern zu. Denn Angelika ward, weit entfernt

von allen ihren Verwandten, in einer kleinen Stadt, in der Nähe des Rheins geboren, wo ihre Eltern sich erst wenige Monate vorher niedergelassen hatten. Niemand beinahe hatte diese dort anders als dem Namen nach gekannt, selbst der Vormund des armen Kindes wußte wenig von ihnen, und nur der allgemeine Ruf, der diesem braven Manne das Zeugniß strenger Rechtlichkeit gab, hatte Angelika's sterbende Mutter bewogen, ihr ganz verlassnes Neugebornes seinem Schutz zu empfehlen. Mit dem besten Willen von der Welt wußte er indessen für sein armes Mündel nichts besseres zu thun, als es für ein geringes Kostgeld der Pflege einer, ihm als redlich bekannten Frau zu übergeben und indessen den nicht sehr bedeutenden Nachlaß der Eltern Angelika's so vortheilhaft als möglich für sie zu verwalten.

Angelika erreichte ihr achtes Jahr, ohne daß es ihr bei der Frau, der sie anvertraut war, besonders wohl oder übel ergangen wäre, und nun beschloß ihr Vormund, sie nach Frankreich in eine Erziehungsanstalt zu bringen. Denn er fühlte eine unendliche Vorliebe für dieses Land, in welchem er seine eigene Jugend verlebt hatte, und

war feſt überzeugt, daß ein mittelloſes Fräulein wie Angelika ſich nur dort die nöthigen Talente erwerben könne, um einſt als Gouvernante fürſtlicher Kinder, oder als Geſellſchafterin einer Dame von hohem Stande ihr Fortkommen in der Welt zu finden.

Die weltberühmten Erziehungsanſtalten in und um Paris waren freilich für die ſehr beſchränkten Vermögensumſtände Angelika's viel zu koſtbar, doch ein in Angouleme wohnender Jugendfreund ihres Vormundes empfahl dieſem ein in jener Stadt beſtehendes Inſtitut dieſer Art, nicht nur als ſehr wohlfeil, ſondern auch als ganz vorzüglich. Der Vormund freute ſich, hier einen ſo vortrefflichen Ausweg für ſein Mündel gefunden zu haben, und entſchloß ſich um ſo eher, es dorthin zu ſchicken, da ſich zufälliger Weiſe eine vorzüglich gute Gelegenheit ihm darbot, die Kleine in ſicherer Begleitung hinzuſchaffen.

So mußte denn die arme Waiſe fern vom Vaterlande, in einer der abſchreckend ſchmuzigſten, traurigſten Städte des ſüdlichen Frankreichs den ſchönen, nie wiederkehrenden Frühling ihres Lebens unter Menſchen hinſchwinden ſehen, denen

sie fremd blieb, selbst nachdem sie es gelernt hatte, deren Sprache zu verstehen. In dem Hause, dem sie anvertraut wurde, war alles klösterlicher Zwang, sogar das Vergnügen. Ueber eine ziemlich bedeutende Anzahl aus allen Ecken der Welt, sogar aus Amerika dort zusammengekommener junger Mädchen, herrschten drei bis vier Untergouvernantinnen, gleich strengen Zuchtmeisterinnen, und diese selbst standen wiederum unter dem gewaltigen Scepter einer Vorgesetzten, die sich fast wie eine Gottheit von ihren Untergebenen sclavisch verehren ließ. Die Zöglinge waren mehrentheils alle durch Alter, Vaterland, Sprache, Talent und Gemüthsart wesentlich von einander verschieden, und wurden dennoch vollkommen gleich behandelt; alle waren strengen, ängstlichen Formen unterworfen, die einzig erdacht zu seyn schienen, jede frohe Regung eines jugendlichen Gemüths zu ersticken.

Die arme Angelika glich hier vollkommen dem Epheu, der, in einen engen Scherben verpflanzt, mühselig fortvegetirt, und vergebens die schlanken Zweige nach allen Seiten hinstreckt, um einen Gegenstand zu finden, den er liebend umfassen

könnte. Ein einziges, ihr namenlos bleibendes Gefühl unendlicher Sehnsucht bemächtigte sich ihres ganzen Wesens, aber sie fand nicht einmal eine Seele, die es der Mühe werth gehalten hätte, sich von ihr lieben zu lassen. Sie hatte Jugendgenossen, aber keine Jugendfreundin, und überhaupt niemanden in der weiten Welt, zu dem sie hätte sagen können: Dir gehöre ich an; oder der auch nur theilnehmend sich ihr zugeneigt hätte.

Die Zeit vergeht indessen dem Glücklichen wie dem Unglücklichen, und so flog sie denn auch an Angelika vorüber, und nahm deren freudenarme Kindheit mit sich fort. Wie auf einsamer Alpe die im nackten Felsen dürftig wurzelnde Pflanze oft schöner ihr Haupt erhebt, als ihre im Garten sorgsam gepflegte, glücklichere Schwester, so wuchs auch die Verlassne unter Entbehrungen aller Art und Uebung sehr herber Pflichten, mit ihrem vereinsamten Herzen, nicht minder schön zur Jungfrau heran als eine Glückliche. Sie hatte das Wort Liebe nie anders als im religiösen Sinn gehört, nie einen Roman gesehen, viel weniger gelesen; sie war nie im Theater gewesen, sah keinen Mann, ausser den Lehrern in ihrem Institut,

und dieſe waren alle in ihrem mühſeligen Berufe grau geworden, und dankten Gott, wenn die Stunde ſchlug, die ihnen das Ende ihres peinlichen Tagewerks verkündete. Und dennoch ſchwebte vor dem innern Sinne der armen Angelika ein namenloſes Ideal, das ihre ſtille Phantaſie mit den herrlichſten Eigenſchaften zu ſchmücken wußte. Es verſchönte, im Wachen wie im Schlummer, ihren Traum, es lieh der ihr ganz unbekannten Welt einen zauberiſchen Glanz und lehrte dem einſamen Mädchen mitten im Zwange ſeiner verarmten Jugend, alles Entzücken der ungemeſſenſten Aufopferung, der zarteſten Anhänglichkeit, ja die ganze unendliche Seligkeit zweier, Liebe um Liebe hingebender Weſen vorahnend empfinden.

Als Angelika ihr ſechszehntes Jahr erreicht hatte, entſchloß ſich ihr Vormund, ſie ſelbſt aus Angouleme abzuholen, um ſie nach dem nördlichen Deutſchland, in das Haus eines nahen Verwandten ihres verſtorbenen Vaters zu geleiten, der es endlich für gut gefunden hatte, der Exiſtenz ſeiner Nichte ſich zu erinnern. In der Familie deſſelben ſollte ſie denn noch ein Jahr verweilen, um deutſche Sprache und Sitte zu lernen,

ehe sie eine Hofdamenstelle bei einer einsam lebenden verwittweten Fürstin anträte, zu welcher ihre Verwandten ihr indessen die Anwartschaft zu verschaffen bemüht gewesen waren. Angelika zitterte vor banger Freude, als sie das Haus betrat, in welchem sie zum ersten Mal in ihrem Leben Personen finden sollte, die ihren Namen trugen, und an deren Theilnahme sie Anspruch zu haben glaubte. Sie war so fest entschlossen, sie innigst zu lieben; doch auch hier kam gleich beim Empfange ihrem von heisser Sehnsucht erfüllten Gemüthe die kälteste Berechnung steifer Förmlichkeiten entgegen, so daß sie davor zusammenschrak, wie die Sensitive, wenn der kalte Hauch des Nordwindes über sie hinfährt.

Angelika empfand gleich in der ersten Stunde, welche sie unter ihren Verwandten verlebte, daß sie durch Sprache und Anstand, sogar durch ihre Kleidung ihnen höchstens ein Gegenstand der Duldung, doch nie der Liebe werden könne. Sie stand mitten unter ihnen wie eine Fremde, denn sie schien durch diese Aeußerlichkeiten einem Volke anzugehören, gegen dessen alles zertretenden Uebermuth, gerade in jenem Momente, sich jedes

deutsche Herz empörte, jeder waffenfähige Arm sich erhob.

Indessen war Angelika, trotz dem äußern Scheine, den man ihr ohne ihr Zuthun aufgedrungen hatte, dennoch sehr weit davon entfernt, Frankreich zu lieben, von dem sie nichts weiter kannte, als die alte düstre Stadt, und in dieser das Haus, wo sie ihre erste Jugendzeit in trübseliger Beschränktheit hingeschmachtet hatte. Denn alles Uebrige war ihr sogar bis auf den Namen davon fremd geblieben.

Sie hatte immer mit heisser Sehnsucht, diesem Grundton ihres Daseyns, an ihrem Vaterlande fest gehalten, dessen Bild ihr noch aus ihren Kinderjahren vorschwebte, verherrlicht durch jenen Zauberglanz, mit welchem Entfernung und Entbehren jeden Gegenstand schmücken.

Sie war sogar heimlich bemüht gewesen, ihre Muttersprache nicht ganz zu vergessen, und hatte, gleich einem werthen Heiligthume, ein paar kleine Kinderbüchelchen sorgfältig aufbewahrt, die sie aus ihrer Geburtsstadt mit sich nach Frankreich gebracht. So lange sie in dem Erziehungsinstitute war, las sie in mancher einsamen Viertelstunde

sich selbst aus diesen Büchern laut vor, um nur die süssen vaterländischen Töne zu hören, und setzte dieses sogar dann noch fort, als der Inhalt ihrer ärmlichen Bibliothek ihrem höher entwickelten Geiste schon längst nicht mehr zusagen konnte.

So vorbereitet war es ihr nicht schwer, ihrer Muttersprache bald wieder ganz mächtig zu werden. Das ihr bis jetzt unbekannte Familienleben im Hause ihrer Verwandten, die herzlichere Sitte ihres Volkes, der Genuß der Natur in einer schönen Gegend, den sie seit ihrer ersten Kindheit entbehren mußte, alles dieses vereint, machte ihr Vaterland ihr unendlich theuer, aber sie mußte es auch lieben, wie sie es liebte, um mit ihrem sanften, weichen Gemüthe das Gefühl des Nationalhasses zu ertragen, welches damals, unzertrennlich von der Vaterlandsliebe, neben dieser herzog, und sich in allen ihren Umgebungen auf das deutlichste aussprach.

Angelika's Rückkehr ins Vaterland fiel in jene unvergeßliche Zeit, in der ein neu erwachter Heldengeist jede deutsche Brust beseelte. Ein frischer Jugendhauch wehte durch die neubelebte Welt, die so lange unter dem Druck eines Einzigen ge-

seufzet hatte; jedes Herz klopfte in frommer Hoffnung und von allen Seiten eilte Deutschlands streitbare Jugend herbei, und fand bei der gastlichsten Aufnahme in jedem Hause die eben verlaßne Heimath wieder.

Auf diese Weise kam auch Ferdinand von Klarenau in das Haus des Barons Sternwald, — so hieß Angelika's Oheim, bei welchem diese jetzt lebte, — und in dem einzigen Wesen, das ihr jemals beim ersten Anblicke liebend und vertrauend entgegengetreten war, glaubte das sehnsuchtsvolle Gemüth des so lange vereinsamten Mädchens jetzt das Urbild ihres Jugendideals gefunden zu haben. Alles zeigte sich ihr von nun an in verschönerndem Lichte, und die Welt erblühte ihr in nie gesehener Pracht an Ferdinands Hand, denn er war Jüngling, Dichter, und Krieger für Vaterland und Recht. Der freudige Enthusiasmus, der ihn beseelte, theilte auch ihr sich mit; ihr Leben schien ihr jetzt erst zu beginnen, und jeder ihrer Athemzüge war ein stilles Dankgebet für die unendliche Seligkeit, welche ihr der Freude ungewohntes Herz kaum zu tragen vermochte.

Da auch die äussern Verhältnisse die Liebenden

begünstigten, so schied Ferdinand aus der geliebten Nähe seiner Angelika als ihr, von ihren Verwandten anerkannter, verlobter Bräutigam. Bei seiner Zurückkunft aus dem Felde sollte ihre Hand den Lohn der Tapferkeit ihm reichen, und die hohe, schöne Siegeshoffnung, die aus seinen Augen ihr entgegenstrahlte, erhob auch sie über den Schmerz der Scheidestunde, und führte diese linde und leise an Beiden vorüber. Ferdinand ging nun für die Geliebte zu streiten, Angelika blieb, um für ihn zu beten.

Als er ging, kam kein Gedanke daran in das Herz der Armen, daß er gegangen seyn könne, um nie wiederzukehren, und doch war es so. Er hatte den Lützow'schen Jägern sich zugesellt, und fand mit diesen seinen tapfern Gesellen im schändlichsten Verrath den Untergang. Wie er geendet hatte? wußte Keiner genau zu berichten; aber er war verschwunden, spurlos, rettungslos, wie so Viele, die mit ihm kämpften und fielen.

Gleich einer verstummten Nachtigall, wenn der Frühling dahin ist, so klagelos, so einsam blieb Angelika zurück. Ihr ganzes Daseyn war von nun an nur ein leises Ach; sie ging ganz still umher,

sie war unendlich freundlich gegen Alle, sie athmete wie sonst, doch jeder Schlag ihres Herzens war ein nie endendes Sterben. Oft dünkte ihr, als müsse sie gegen einen bangen Traum ankämpfen, dann bat sie Gott mit Thränen: er möge sie erwachen lassen; denn sie konnte an die Wahrheit ihres Elends nicht glauben, bis das heftiger wiederkehrende Weh im Innersten ihrer Brust sie von neuem fühlen ließ, daß es dennoch so sey, wie es war.

Ihre im Grunde gutmüthigen Verwandten thaten zwar nach ihrer Art alles, was sie vermochten, um die Arme zu trösten, doch mit dem besten Willen von der Welt verwundeten sie oft, wo sie zu heilen gedachten. Sie führten sie endlich nach Pyrmont in der Hoffnung, daß das Gewühl des Badelebens sie zerstreuen würde, aber sie verflochten sich bald selbst so gewaltig in das allgemeine Treiben der Gesellschaft, daß sie gar nicht bemerken konnten, wie Angelika immer bleicher und stiller ward, je lauter und bunter es in ihrer Nähe zuging.

Doch gerade hier erbarmte sich endlich ein guter Engel der Leidenden, und führte ihr in

Viktorinens Tante, der Stiftsdame Anna von Falkenhayn, den einzigen Troſt zu, der auf Erden für ſie noch zu finden war, den Troſt einer weiſen, wahrhaft theilnehmenden Freundin. Das allgemeine Mitleid, welches die intereſſante Erſcheinung des bleichen trauernden Mädchens jedem einflößte, der es ſah, löſete ſich in Anna's edlem Gemüthe gar bald in wahrhaft mütterliche Zuneigung auf, und Angelika erwiederte dieſe Liebe mit all' der Innigkeit, welche von jeher die Luſt und Qual ihres Lebens geweſen war.

Obgleich Angelika in ihrer ſtillen Demuth ſich nie die leiſeſte Andeutung von Unzufriedenheit mit ihrer äuſſern Lage erlaubte, ſo ſah das Fräulein Anna von Falkenhayn doch nur zu bald ein, daß die Umgebungen, in welchen ihre junge Freundin leben mußte, einem gebrochenen Herzen durchaus nicht wohlthun konnten. Schon die Art bewies dies, mit der Angelika's Verwandte ſich über das harte Geſchick ausließen, welches dieſe zarte Pflanze ſo tief gebeugt hatte. Die Bereitwilligkeit, mit der ſie nicht nur das Fräulein, ſondern ſonſt auch noch Jedermann, der darnach fragte, zum Vertrauten in dieſer Ange-

legenheit machten, hatte in der That etwas Beleidigendes, obgleich sie selbst dieses weder fühlten, noch wollten; denn sie waren wirklich wohlmeinend und wünschten der armen Angelika zu helfen, nur war sie ihnen von jeher zu ferne geblieben, um von ihnen verstanden zu werden. Endlich entschloß sich Anna von Falkenhayn, vom innigsten Mitleid durchdrungen, zu erbitten, was Angelika's Verwandte ihr mit tausend Freuden gewährten, um so mehr, da bei der Gemüthsstimmung des armen Mädchens und dessen mit jedem Tage tiefer sinkenden Lebenskraft, ohnehin an die Hofdamenstelle nicht mehr gedacht werden durfte. Und so zog sie denn mit ihrer älteren Freundin in deren Heimath, und ward von Letzterer als die Tochter ihres Herzens mit unaussprechlicher Zartheit gepflegt und gewartet, wie eine kranke Blume, die man gern wieder aufrichten möchte.

Anna gewann, nach Art aller edlen Frauen, die Leidende immer lieber, je mehr sie für sie that, und Angelika's Leben hing dagegen einzig an der wohlthuenden Gegenwart ihrer Beschützerin. Die Möglichkeit, auch nur wenige Monate fern

von dieser leben zu können, war ihr undenkbar, und so wurde denn das geliebte Kind bei dem Besuch im Kleebornischen Hause Anna's Begleiterin, und theilte freudig mit ihr die liebende Sorge für Viktorinen.

Nicht nur Viktorine, deren Genesung mit jedem neuen Tage neue erfreuliche Fortschritte machte, sondern auch alle übrigen Mitglieder der Hausgenossenschaft, empfanden das Wohlthuende der Ruhe und Ordnung wieder herstellenden Gegenwart der Tante. Die gute alte Virnot wanderte wieder ganz wohlgemuth in gewohnter Geschäftigkeit Trepp' auf, Treppe nieder, ihr Schlüsselkörbchen in der Hand, und führte in Küche und Speisekammer das Regiment über die zahlreiche, weibliche Dienerschaft.

Auch Babet und Agathe segneten ihres Theils die Tante und Angelika, weil diese beiden sie der steten Gegenwart in der beengenden Luft des Krankenzimmers überhoben. Die guten Kinder durften jetzt doch wenigstens am Fenster die Vorübergehenden mustern, und da gab es denn einst-

weilen Manches zu beſprechen, mitunter auch manchen intereſſanten Gruß zu erwiedern, denn der ſchwarze Lieutenant und der blonde Theodor ſchienen täglich in der Nähe des Kleeborn'ſchen Hauſes viel zu thun zu haben. Dieſer Umſtand und die Ueberlegungen, welche man in Hoffnung auf nahe beßre Zeiten, hinſichtlich der Wintergarderobe anzuſtellen für nöthig fand, gaben unverſiegbaren Stoff zur Unterhaltung, ſo daß für's Erſte unter den Beiden von Streit oder übler Laune nicht mehr die Rede ſeyn durfte.

Nur Herr Kleeborn ſelbſt, der alles angewendet hatte, ſeiner Schwägerin Gegenwart ſich zu gewinnen, nur er allein fühlte ſich jetzt durch dieſelbe einigermaßen gedrückt, ohne dieſes jedoch jemals ſich ſelbſt geſtehen zu wollen. Die faſt übertriebne Zartheit, mit der ſie die größte Anſpruchsloſigkeit, die ſtrengſte Diskretion in allen häuslichen Verhältniſſen beobachtete, ihre mitunter ein wenig altmodiſch ſich äuſſernde Vorliebe für Schicklichkeit und Anſtand, ſelbſt im engſten Familienleben, machten ihn oft etwas beklommen und verlegen, wenn er der Tante gegenüber ſich befand. Es entging ihm nicht, wie

ſie allein durch ihre Perſönlichkeit nicht nur das ganze Haus, ſondern ſogar ihn ſelbſt beherrſche, ohne doch jemals irgend etwas, einem Befehl Aehnliches auszuſprechen. Alles richtete ſich nach ihren Blicken, und jedem, vom Herrn an bis zu dem Geringſten der Dienenden, war es ſo zu Muthe, als dürfte dieſes gar nicht anders ſeyn.

Es iſt das verfluchte adlige Vornehmthun, dachte Herr Kleeborn, oder gab ſich vielmehr Mühe, es zu denken und im Ganzen half ihm dies wenig, denn er gewann dennoch nicht den Muth, mit ihr von Dingen zu reden, über die ſie noch nicht Luſt hatte, ihn zu hören. Ihr Wunſch war, Viktorinen erſt genauer kennen zu lernen, ehe ſie ſich auf die Abſichten einließ, welche ihr Vater mit dieſer etwa haben mochte; Herr Kleeborn hingegen, der die Krankheit ſeiner Tochter für gar nicht ſo bedeutend hielt, hatte Viktorinens Pflege eigentlich nur als Vorwand zur dringenden Einladung ſeiner Schwägerin gebraucht; ſeine eigentliche Abſicht dabei war aber, durch die Tante auf Viktorinen zu wirken, und ſie in Güte ſeinem Willen geneigter zu ſtimmen. Indeſſen hielt er ihre Gegenwart nebenher für

höchst nöthig, um durch dieselbe den Glanz und die Würde der vielen Feste zu erhöhen, welche Viktorinens Genesung sowohl, als die zu hoffende Erfüllung seiner Pläne mit ihr, bald herbeiführen mußten. Denn nächst dem Gelderwerb liebte Herr Kleeborn nichts so sehr als Glanz und Pracht in seinen Umgebungen; gern wetteiferte er hierin mit den Vornehmsten, und unerachtet seiner laut erklärten Geringschätzung des angebornen Adels, that er sich dennoch in seinem Innern nicht wenig darauf zu gut, eine Dame von dem Range und Ansehen des Fräuleins von Falkenhayn unter seine nächsten Verwandten zählen zu dürfen. Er betrachtete oft mit innerm Behagen ihre majestätische Gestalt, den jede ihrer Bewegungen bezeichnenden vornehmen Anstand, und freute sich im voraus auf den Augenblick, wo sie in dem schönen Ordenskleide ihres Stiftes mit dem großen diamantnen Kreuze, das sie als Pröbstin desselben trug, in seinem Hause die Honneurs machen würde. Uebrigens tröstete er sich mit dem Glauben, daß aufgeschoben nicht aufgehoben sey, er hoffte, daß nach Viktorinens völliger Genesung sich schon ein günstiger Augenblick finden

würde, um die Tante für sich zu gewinnen, und überließ sich täglich in vollkommner Gemüthsruhe den gewohnten Erholungen nach vollbrachter Arbeit, die er jetzt außer seinem Hause aufsuchen mußte, da ihm das Innere desselben in seinem durch Viktorinens Krankheit verödeten Zustande wenig Freuden darbieten konnte.

Der helle Sonnenschein eines heitern klaren Herbstmorgens, an welchem Viktorine sich auffallend wohl befand, hatte die Tante mit ihrer Angelika hinaus ins Freie gelockt. Müller, der alte Buchhalter, stand eben in der Hausthüre, als beide von ihrem Spaziergange zurückkehrten, und die Tante beeilte ihre Schritte, um dem Greise, den sie seit ihrer Ankunft im Kleebornischen Hause noch nicht gesehen, ein paar freundliche Worte sagen zu können. Sie kannte ihn schon lange und ehrte ihn als einen treuen vieljährigen Diener des Hauses ihres Schwagers, bei dessen Vater er schon in Ehre und Ansehen gestanden hatte. Als die Damen näher traten, ging ein junger Mann mit ehrerbietigem Grüßen

an ihnen vorüber, der bis dahin mit Herrn Müller in anscheinend eifrigem Gespräch begriffen gewesen war. Sein Anblick schien der Tante auf eigne Weise aufzufallen, sie sah sichtbar befangen, ihm eine Weile nach, und war sogar etwas bleicher als gewöhnlich, als sie die zum Hause führenden Stufen hinauf stieg, so daß Herr Müller sie von einem plötzlichen Unwohlsein ergriffen glaubte, und ihr entgegen eilte, um sie in das zum Empfange der Fremden bestimmte Eintrittszimmer neben dem Comptoir zu führen. Dort setzte sich die Tante zwar gleich, erklärte aber dabei, daß sie sich vollkommen wohl befinde, nur habe sie am Krankenbette ihrer Nichte sich der freien Luft entwöhnt, die heut, unerachtet des hellen Sonnenscheins, ungewöhnlich scharf sey. Beruhigt ging Angelika zu Viktorinen hinauf, während die Tante noch unten blieb, um mit Herrn Müller ein paar Minuten zu plaudern.

Wer war der junge Mann? fragte sie einigermaßen eifrig, so wie Angelika die Thüre hinter sich angezogen hatte. Herr Müller besann sich eine Weile, denn er verstand sie nicht gleich. „Der junge Holm, der eben bei mir war, meinen

Ihro Gnaden den?“ erwiederte er ihr endlich, „ja das iſt ein recht lieber, gutherziger junger Menſch. Seit unſer Fräulein Viktorine krank iſt, verſäumt er nie, alle Tage zweimal zu mir in mein Kabinet zu kommen, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, denn von mir erhält er doch immer umſtändlichern Bericht als von den Bedienten. Nun gottlob heute konnte ich ihm recht viel Gutes ſagen, er war auch darüber recht erfreut.“

„Alſo wohl ein ſehr genauer Freund des Hauſes?“ fragte die Tante.

„Das nun wohl nicht,“ war die Antwort, „denn der junge Herr Holm iſt noch gar nicht ſelbſt etablirt, und auch ſonſt eben nicht von Familie, Ihro Gnaden. Niemand wußte, was man aus ſeinem ſeligen Vater machen ſollte, denn der war zwar ein Gelehrter, aber weder Juriſt noch Mediziner. Er wohnte mit dieſem ſeinem einzigen Sohne lange Jahre hindurch in der Vorſtadt, niemand hat ihn ſonderlich gekannt, denn er führte ein ſehr eingezogenes Leben. Ja, du lieber Gott, es iſt hier ein ſehr theuer Pflaſter, und wer nicht reich iſt, thut am beſten ſich ganz ſtill zu verhalten.“

„Ist der Vater lange todt?“ fragte die Tante wieder, mit sichtbarem Antheil.

„Seit drei Jahren ungefähr,“ erwiederte Herr Müller. „Der alte Holm soll aber übrigens ein recht grundgelehrter Mann gewesen seyn,“ setzte er hinzu, „sehr bewandert in der Mathematik und in fremden Sprachen, auch soll er ein Lexicon oder so etwas im Druck herausgegeben haben. Nun, der Sohn artet dem Vater nach, man sagt, er habe auf der Universität seine Zeit sehr gewissenhaft angewendet. Das wird ihm denn nun auch freilich in seinem jetzigen Stande recht gut zu statten kommen, denn in unsern Tagen kann der Kaufmann nie zu viel wissen, und das Gelehrtseyn, oder wenigstens Gelehrtthun ist unter unsern jungen Herrn obendrein Mode.“

„Der junge Mann war also nicht von jeher zum Kaufmann bestimmt?“ fragte die Tante mit steigendem Interesse.

„Ei was wollte er!“ erwiederte der Buchhalter, „nein Ihro Gnaden, der junge Holm ist Doctor Juris, er hat ordentlich studirt. Erst vor kaum anderthalb Jahren hat er umgesattelt, und was das sonderbarste ist, niemand hat früher die

mindeſte Neigung zum Kaufmannsſtande an ihm bemerkt, das iſt ſo ganz mit einem Mal von ſelbſt gekommen. Aber da ſieht man recht, wie der Menſch alles kann, was er ernſtlich will. Vor zwei Jahren wußte der junge Holm noch keinen Kurs zu berechnen, nicht einmal einen Wechſel ordentlich auszuſtellen, von Waarenkenntniß war bei ihm vollends gar nicht die Rede, und jetzt iſt er der Herren Fiſcher et Compagnie rechte Hand. Geben Ihro Gnaden nur Acht, der macht gewiß noch ſein Glück in der Welt.“ Die Tante, in immer tieferes Nachdenken verſinkend, ſchien auf die letzten Worte des freundlichen Greiſes kaum zu hören, weshalb dieſer denn auch mit gewohnter Ehrerbietung ſtille ſchwieg, bis ſie, wie aus einem Traume erwachend, die Bemerkung hinwarf, daß der junge Holm doch wohl öfters an den Geſellſchaften hier im Hauſe Antheil nehmen müſſe, da ihn die Ereigniſſe in demſelben ſo zu intereſſiren ſchienen.

„Ins Comptoir kommt er zwar oft in Geſchäften, ſeit er den Kaufmannsſtand erwählt hat,“ erwiederte Herr Müller, „ſonſt aber nie ins Haus, daß ich wüßte, außer ein paarmal

bei Konzerten, denn er ſingt einen herrlichen Tenor. Daß er ſich aber ſo fleißig nach der Geſundheit unſers Fräuleins erkundigt, iſt dennoch ganz natürlich, da er ſie doch einigermaßen kennt, die halbe Stadt thut ja daſſelbe. Sehen, Ihro Gnaden, hier liegt der Zettel, mit den Namen derer, die nur dieſen Morgen nachgefragt haben. Zwei volle Bogen, man kann die Hälfte kaum leſen, denn die Bedienten ſchreiben meiſtens ſo ſchlecht, daß es eine Schande iſt. Aber hier ſind doch einige zierliche Handſchriften, denn die jungen Herren haben faſt alle eigenhändig ihre Namen angeſchrieben, weil ſie gewöhnlich ſelbſt kommen, ſich nach des Fräuleins Befinden zu erkundigen. Sehen Ihro Gnaden, Sir Robert Beverley, John Simpſon Esquire, Comte de Beauchamp, Graf Nordhauſen, Baron Engeſtröm, lauter Fremde die an uns addreſſirt ſind.“

Angelika's blondes Lockenköpfchen, das dieſe, über dem langen Ausbleiben der Tante beſorgt, zur Thüre herein ſteckte, machte jetzt der Unterhaltung ein Ende.

Anna begab ſich zu Viktorinen, ſie fand dieſe auf ihrem Sopha, von einer Schaar junger, ſie

besuchender Mädchen umlagert, unter denen auch Babet und Agathe nicht fehlten. Alle sprachen zugleich, denn es war von gar interessanten Gegenständen die Rede, denen aber die Tante keinen Antheil abzugewinnen wußte. Sie setzte sich daher in ihren Lehnstuhl in der fernsten Ecke des Zimmers. Ihre Gedanken flogen zurück in eine längst dahin geschwundene Vergangenheit, deren Abglanz in diesem Augenblick in ungewohnter Klarheit sie umschwebte. So zaubert ein einziger heller Sonnenblick uns oft mitten im Winter den Frühling mit allen seinen längst in Staub versunknen Blüthen herbei. Anna gab dem schmerzlich-schönen Traume mit ganzer Seele sich hin; sie forschte nicht weiter, was gerade jetzt ihn herbeigerufen haben könne? sie versank immer tiefer in sich selbst, und achtete wenig auf das, was in dem jugendlichen Kreise, in ihrer Nähe laut genug abgehandelt ward.

Die Mädchen zählten indessen die Bälle, welche sie in den nächsten Wochen zu hoffen hatten, und jetzt waren die Tänzer an der Reihe. „Mit denen sieht es windig aus," seufzte Babet, „wenn nicht etwa der Himmel ein Einsehen hat und

frische Zufuhr uns sendet.“ „Leider ja,“ stimmte Amelie, die Tochter des benachbarten Obristen, in diese Klage ein, „Theodor geht morgen fort, und auch Baron Sillborn reist nach Wien.“ „Und Lieutenant Hörsten hat nur noch vierzehn Tage Urlaub,“ rief Lilli dazwischen. So währte das Herüber und Hinübersprechen noch eine feine Weile fort, der Gegenstand des Gesprächs beschäftigte alle, so daß keine dabei auf Viktorinen Acht gab, bis die eben ins Zimmer tretende Angelika durch einen Schrei des Entsetzens sie darauf aufmerksam machte, daß die Arme bleich und starr gleich einer Todten in ihre Kissen zurück gesunken dalag.

Der Aufruhr, der jetzt entstand, ist nicht zu beschreiben. Die Mädchen liefen vor Angst wie sinnlos durch einander, der Schellenzug riß von dem gewaltigen Sturmläuten; laut schreiend, „bon Dieu! qu'est il donc arrivé à ma pauvre petite,“ stürzte die Bonne herein, und dieser folgte, zum Glück bald, der schnell herbeigerufne Arzt. Viktorinens bewußtloser Zustand, den die vielen, ohne Wahl und Zweck angewandten Mittel nur verschlimmerten, ohne daß die vor Schrecken

selbst halb todte Tante dem Unheil hatte steuern können, wich endlich seinen vernünftigern Anordnungen. Jetzt aber hob der wackre Mann auch eine tüchtige Strafpredigt an, während welcher sich indessen die fremden Mädchen ganz in der Stille fortschlichen; er schrieb Viktorinens Zufall einzig dem lärmenden Besuche zu, und empfahl nochmals die ungestörteste Ruhe und Stille in der Nähe der Kranken. Babet und Agathe wurden gänzlich aus dem Zimmer derselben verbannt, jeder fremde Besuch hoch verpönt, und nur Angelika, für deren stilles Betragen sich die Tante verbürgte, erhielt die Erlaubniß nach wie vor die Sorge für Viktorinens Pflege mit ihrer geliebten Wohlthäterin zu theilen.

Es war schon später Abend, und die Tante saß ganz allein an Viktorinens Bette, als diese aus ihrem unruhigen Schlummer auffahrend, die Vorhänge zurückschlug, und mit ängstlicher Hast im ganzen Zimmer umher sah.

„Tante!“ flüsterte sie leise und beklommen, „Tante, sind wir allein? werden wir es bleiben?“

Die Tante versicherte sie dessen, und bat sie, nur ruhig sich zu verhalten. „Ruhig! ruhig!“ erwiederte Viktorine mit ungewohnter Heftigkeit, „gebieten sie doch auch dem Sturm, der eben heulend das Haus umtobt, daß er ruhig sey, oder dem Meere, oder der Flamme, die verzehrend wüthet.“ „Kind, geliebtes Kind,“ unterbrach die Tante sie, „du richtest dich und mich und uns alle zu Grunde, wenn du so fortfährst! komm, sey mein gutes Mädchen, lege dich wieder, sey geduldig und ich verspreche dir — —“ „Was? —“ rief Viktorine, „was können Sie mir versprechen für mein Leben, Tante, für die Ruhe meines Lebens, für all' mein Glück auf Erden, und vielleicht auch dort! Nein, Sie müssen mich hören, Sie müssen jetzt mich hören, in dieser Minute, wenn Sie mich nicht wollen wahnsinnig werden lassen. Sie werden mich hören, Sie werden mich retten, denn Sie sind ja die einzige Schwester meiner lieben, lieben Mutter!“ Schwer und einzeln rollten große Thränen aus Viktorinens weit offnen starren Augen über die glühenden Wangen, auf die krampfhaft zitternde Brust hinab, die Tante hielt schmeichelnd sie um-

faßt und bat sie in den zärtlichsten Worten nur jetzt sich zu schonen. „Ich will Dich ja hören, ich will ja alles thun, ich will Dich retten, Dir helfen, für Dich nur leben," sprach sie, „ich bin ja nur Deinetwegen hier, aber halte Dich jetzt nur ruhig, damit Du Kräfte gewinnst, späterhin, Morgen vielleicht" — — „Späterhin ist zu spät," rief Viktorine mit immer steigender Heftigkeit, „späterhin, wenn alles vorüber ist, was für Trost, was für Hülfe können Sie mir dann gewähren, wenn Gott selbst das Geschehene nicht mehr ungeschehen machen kann. Nein jetzt, jetzt in dieser Stunde." Vergebens suchte die Tante durch Erinnerung an das Verbot des Arztes sie zum Schweigen, zur Schonung ihrer Kräfte, zu bewegen. „Was weiß der Arzt, der überkluge Thor! was wissen sie Alle," rief Viktorine, „Sie sehen es ja Tante, Sie müssen es sehen, ich habe Kraft, aber Schweigen in dieser Stunde vernichtet mich; diese gränzenlose Angst kann ich nicht verschließen, sie zersprengt mir die Brust; Sie müssen mich hören, wenn Sie vom Untergange mich retten wollen."

Viktorinens immer heißeres Bitten, die zu-

nehmende Fieberglut, die aus ihren Augen blitzte, bewogen endlich die Tante, sich mit ihr auf Bedingungen einzulassen, um sie einigermaßen zu beruhigen. „So sprich denn, meine Viktorine," bat sie schmeichelnd, „sage mir, was ich in diesem Augenblick thun soll, um Dich zu beruhigen. Ich will es vollbringen, wenn es zu vollbringen ist, doch was ich nicht jetzt gleich wissen muß, das spare für eine bessre Stunde auf, wenn Du ruhiger, kräftiger bist, nur unter dieser Bedingung will ich es wagen, des Arztes Gebot zu überschreiten und Dich reden zu lassen."

„Wohlan denn," rief Viktorine, „lassen Sie den alten Müller herauf kommen, hier herauf, ins Nebenzimmer dort, und die Thüre muß offen stehen, und flüstern Sie nicht etwa mit ihm, ich muß alles hören, jedes Wort, das Sie miteinander sprechen; ich will nicht getäuscht seyn." „Was denn Viktorine, was willst Du wissen?" fragte die Tante. „Ob er nach Odessa geht, o Gott! o Gott! er ist vielleicht schon fort!" rief laut jammernd Viktorine.

Die Tante erschrak heftig, denn sie glaubte jetzt in der That, zum wenigsten eine in fieber-

haften Träumen Verlorne vor ſich zu haben. „So beſinne Dich doch, ſo faſſe Dich doch, Liebe,“ redete ſie Viktorinen begütigend zu; „was willſt Du mit Odeſſa? was ſoll der gute alte Müller dort?“ —

„Wer ſpricht von dem!“ rief zürnend Viktorine, „Raimund, Tante, Raimund Holm geht nach Odeſſa, iſt vielleicht ſchon dort! hörten Sie es denn nicht? Es klang doch ſo laut! ſo furchtbar! mir war, als ob die Decke des Zimmers ſich in dem Momente zuſammen brechend über mich herabſenkte, und Sie hörten es nicht? Luzie ſprach es aus, als die Mädchen ihre Tänzer aufzählten; „der beſte von allen,“ ſprach ſie, „Holm geht heut oder morgen nach Odeſſa ab.“

Die Tante blickte jetzt mit unbeſchreiblicher Wehmuth auf das arme Mädchen hin, das in wilder Angſt ſie anſtarrte, dann das Geſicht verhüllend, „er iſt fort! er iſt fort! auf ewig fort!“ in herzzerſchneidenden Klagetönen wimmerte. „Holm iſt nicht fort,“ ſprach jetzt die Tante, nachdem ſie mühſam ihre gewohnte heitre Faſſung wieder errungen hatte, „ich habe ihn kurz vor Deiner Ohnmacht heut Vormittags geſehen, als er bei

Müllern sich nach Deinem Befinden erkundigte. Der gute Alte hat mich nachher lange von ihm unterhalten, von seinen lobenswerthen Eigenschaften, von seinen Aussichten in die Zukunft. Odessa ward dabei gar nicht erwähnt und Müller hätte nicht davon geschwiegen, wenn die ganze Reise nicht ein Mährchen wäre. Wer wird auch in dieser Jahreszeit, bei einbrechendem Winter nur daran denken so etwas zu unternehmen!“ Viktorine richtete sich im Bette auf, sie sah der Tante lange und forschend ins Gesicht, dann ergriff sie ihre Hände und drückte sie fest an ihr hörbar klopfendes Herz, an ihre heißen Augen, sie bewegte die zitternden Lippen, aber, von ihrem Gefühl überwältigt, vermochte sie es nicht, nur einen Laut hervor zu bringen.

„Du liebes Ebenbild meiner Schwester,“ sprach die Tante sehr bewegt, „Du sollst mich immer nicht nur mild und theilnehmend, sondern auch wahr finden. Armes, armes, Kind! Beruhige Dich für jetzt, ich will es auch. Wir wollen Kräfte sammeln, denn wir werden beide sie brauchen.“

„Ich weiß es Tante,“ erwiederte ihr die jetzt

zwar minder heftige, aber doch noch immer sehr aufgeregte Viktorine, „ich weiß es. Auch was Ihnen selbst vielleicht noch unbekannt blieb, ist mir es nicht mehr, denn ich weiß, warum man Sie, gerade Sie zu mir gerufen hat. Ich kenne Sie nur wenig, liebe Tante, doch weil ich mehr, als ich es sagen kann, mich hingezogen fühle, Sie gleich einer zweiten Mutter zu ehren und zu lieben, so wage ich es, Sie, bittend, zu warnen. Unternehmen Sie es nicht, zu versuchen, was man von Ihnen fordern wird, denn, ich sage es Ihnen im voraus, Sie und mein Vater können zwar das Herz mir brechen, aber nie mich verleiten, der treuen, alles opfernden Liebe unwürdig zu lohnen. Wollen Sie mir nicht glauben, meine Bitte nicht erfüllen, nun wohlan, dann versuchen Sie Ihre Ueberredungskünste, die ganze wunderbare Macht, die Ihnen gegeben ward über die Gemüther Anderer zu herrschen. Mich sollen Sie standhaft finden, nie sollen Sie mich verleiten, die Stimme zu ersticken, die in mir laut über Recht und Unrecht entscheidet.“

Die Tante erwiederte der noch immer unna-

türlich Aufgeregten nur wenig, und in den mil=deſten Ausdrücken, und ſo gelang es ihr endlich, ſie nach und nach einigermaßen zu beſänftigen. Was ihr indeſſen Viktorine an dieſem Abend und in den nächſt folgenden Tagen nur ſtückweiſe, oft von Gefühlsergießungen der Erzählerin, zuweilen von Gegenbemerkungen der Tante unterbrochen, mittheilen konnte, findet der Leſer im folgenden Abſchnitt in zuſammenhängender Form.

Raimund Holm war der Sohn eines Mannes, dem es deutlich anzuſehen war, daß die Welt während eines nicht ſehr langen Lebens ihm oft und vielfach wehe gethan haben mochte. Mehr noch als ſein früh ergrautes Haar und ſeine, au=genſcheinlich durch langen und herben Gram, ver=düſterten Züge, bezeigte dies die tiefe Abgeſchie=denheit, welche er mit einer Art Aengſtlichkeit auf=ſuchte, und die Scheu, mit der er alles floh, was nur von ferne dahin abzwecken konnte, ihn aus ſeiner Verborgenheit ans Licht zu ziehen.

Der Vielerfahrne kannte das Leben zu gut,

um nicht zu wissen, daß man in einer großen volkreichen Stadt weit unbemerkter und einsamer nach eigenem Plane sein Dasein hinbringen kann, als in einem kleinen Orte, oder selbst auf dem Lande. Denn in Städtchen und Dörfern zieht jeder neue Ankömmling die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf sich, und jeder, der nicht genau so leben mag, wie alle Uebrige um ihn her, gilt für einen bemerkenswerthen Sonderling. Raimunds Vater wählte deshalb lieber eine große berühmte Handelsstadt zu seinem Wohnorte, wo er einige zwanzig Jahre hindurch bis an seinen Tod, ein von aller Gesellschaft, fast von aller Bekanntschaft abgesondertes Leben führte, gleich weit entfernt von Dürftigkeit und Ueberfluß. Seine feinern Sitten und Lebensgewohnheiten, eine gewisse Eleganz in seinem Aeußern, — die niemand, auch in der tiefsten Einsamkeit ablegen kann, der sie von Jugend auf sich aneignete, — verriethen indessen, daß er die Welt kannte die er floh, und daß er sogar seine erste Bildung in ihrem Umgange erhalten haben mußte.

Durch frühe Gewöhnung theilte er auch seinem Sohn diese Eigenschaften mit, und gab ihm

dadurch gewissermaßen einen Freibrief für den künftigen Eintritt in die Gesellschaft, den viele entbehren, die in der Einsamkeit aufwuchsen, und dessen Mangel dennoch die in dieser Hinsicht meistens unerbittliche Welt, selbst bei sonst ausgezeichneten und hochbegabten Menschen, selten zu übersehen pflegt.

Des Knaben Erziehung, den er als ganz unmündiges Kind mit sich gebracht hatte, war das einzige Geschäft des Vaters; Kunst und Literatur die Freude und der Schmuck seines Lebens. Raimund wuchs unter fröhlichen muthigen Spielgesellen heran, der fröhlichste und muthigste von allen, denn sein Vater, der kein Glück der Jugend ihn entbehren lassen mochte, versäumte es nicht, neben dem häuslichen Unterrichte, den er ihm selbst ertheilte, ihn auch die öffentliche Schule besuchen zu lassen. Ueberhaupt war er von dem Gedanken weit entfernt, seinen Sohn nur für ein kontemplatives Leben, in steter Entfernung von der Welt, erziehen zu wollen, obgleich er ein solches am früh einbrechenden Abend seines Lebens für sich selbst erwählt hatte. Er wünschte vielmehr ein nützliches und thätiges Mitglied der Ge-

ſellſchaft aus ihm zu bilden. Denn wie man erſt nach vollbrachter Arbeit den vollen Genuß der Ruhe lernen kann, ſo lernt man auch nur nach langem Treiben im Gewirre der Welt den hohen Werth der Einſamkeit erſt recht empfinden. Dies wußte Raimunds Vater aus eigner Erfahrung.

Des Knaben beglückte Kindheit zog, gleich einem Frühlingstraum, an ihm vorüber und unvermerkt kam ſo die Zeit herbei, in welcher er zum erſten Male ſeinen Vater verlaſſen ſollte, um die Univerſität zu beziehen.

Nichts ſtellt den Jüngling am Anfang ſeines erſten Ausflugs in die Welt ſo feſt, ſo ſicher, ſo kräftig in dieſe hin, als die frühere Erziehung an der Seite eines edlen, durch Geiſt und Gemüth ausgezeichneten Vaters, der, ohne berühmt zu ſeyn, dennoch durch Lehre und Beiſpiel ihm ſtets gegenwärtig bleibt, und zu deſſen Bilde er ſich flüchtet, wenn er im Gedränge der ihm neuen Verhältniſſe des Lebens Rath und Hülfe bedarf. Ein durch den Vater berühmt gewordner Name iſt hingegen, beim erſten Eintritte in die Welt, wohl eher ein Hinderniß zu nennen, denn dieſe hängt ſtets am Klange des Worts. Und ſo wie der

schuldlose Sohn eines als unwürdig bekannten Mannes, unerachtet seines eignen Werths und seiner Unschuld, dennoch stets mit tausend Vorurtheilen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, die einzig um seines Namens willen sich überall ihm entgegen stellen, so tritt auch dem, der sein Leben einem großen berühmten Vater verdankt, ein Vorurtheil andrer Art in den Weg. Man verlangt von einem solchen, daß er besser und geistreicher sey, als alle andere seines Gleichen, und zwingt dadurch oft eine gewisse Unsicherheit in sein Wesen hinein, die ihm, mit einem andern Namen geboren, stets ferne geblieben wäre.

Raimund hatte das Glück, auch in dieser Hinsicht ganz frei und ungehindert da zu stehen. Mit der von seinem Vater ihm mitgetheilten Ruhe alter Erfahrung zog er in blühender rüstiger Jugend aus, ein reiner Jüngling an Seele und Leib, und kehrte zur bestimmten Zeit eben so ins Vaterhaus wieder zurück. Im klaren Bewußtseyn seines Zwecks hatte er die Universitätsjahre wohl angewendet, doch der Rath seines Vaters bewog ihn, sich einstweilen noch ernstlicher auf das thätige Leben vorzubereiten, theils durch stille Fort-

setzung seines Strebens in wissenschaftlicher Hinsicht, theils indem er mit der geselligen Welt sich näher bekannt zu machen suchte, ehe er es wagte, in ihr als Geschäftsmann öffentlich aufzutreten. Er knüpfte auf den Rath seines Vaters manche erfreuliche Bekanntschaft in der Stadt an, besuchte Gesellschaften, Bälle, das Theater, kehrte aber jeden Abend mit gewohnter Liebe und Treue zu seinem Vater zurück. So strebte er, dessen kränkelndes Alter durch Erzählungen aus jenem bunten Treiben zu erheitern, das der Greis seit mehr als fünf und zwanzig Jahren nicht mehr sah, und das er dennoch in den Beschreibungen des Jünglings als wenig verändert wieder erkannte. Anfangs schien es, als ob Raimunds Vater, in diesem genußreichen Beisammenleben mit seinem Sohne, gewissermaßen begönne neue Jugendkraft wieder zu gewinnen; doch leider war dieser freudenverkündende Schein nur das letzte Aufflackern der Lampe vor dem völligen Erlöschen. Die längst in den Stürmen des Lebens erschöpften Kräfte brachen in dieser heitern Stille bald gänzlich zusammen, und Raimund blieb verwaiset und verlassen am Grabe seines Vaters zurück, ehe noch

das zu seiner völligen Ausbildung bestimmte Jahr vorüber war.

Dieser Verlust hatte in Raimunds äußrer Lage nichts verändert, denn bei gewohnter Mäßigkeit sicherte ihm das hinterlaßne väterliche Vermögen zwar keine glänzende, aber dennoch eine völlig unabhängige Existenz. Dagegen fühlte er in seinem Innern nun die schmerzlichste Oede. Er hatte für niemanden mehr zu sorgen, niemanden mehr zu erfreuen, keinen einzigen Vertrauten seiner Gedanken und Empfindungen. Und gerade in jener weichen, sehnsüchtigen Stimmung, in die uns ein Verlust wie der seine so leicht versetzt, und der wir so gern nachgeben, trat Viktorinens glänzend schöne Erscheinung zuerst ihm entgegen.

Der berühmteste Musiklehrer der Stadt hatte nach Zelters preiswürdigem Beispiel einen Singverein errichtet, der sich wöchentlich ein paarmal versammelte, und an welchem fast Alle, die sich dazu eigneten, eifrig Theil nahmen. Raimund, dessen schöne Tenor-Stimme dem Stifter der Gesellschaft längst bekannt war, durfte nicht dabei fehlen; und auch Viktorine behauptete mit Recht den Rang der ersten Sängerin unter den Damen.

Daß der erste Tenor und der erste Sopran durch ihr Talent einander näher gebracht wurden, war wohl ganz natürlich; es fehlte Beiden nicht an Anlässen, sich gegenseitig, auch über andere als blos musikalische Gegenstände auszusprechen, und dabei den inneren Reichthum ihres Geistes vor einander zu entfalten. Raimund hatte schon früher Viktorinen zuweilen gesehen und ihre seltne Schönheit bewundert, doch der im Kleeborn'schen Hause herrschende große Ton hielt bis dahin den stolz-bescheidnen Jüngling davon ab, Zutritt in demselben zu suchen. Und auch jetzt, bei näherer Bekanntschaft mit Viktorinen, vermied er es noch immer, den Schein von Zudringlichkeit dadurch auf sich fallen zu lassen, obgleich Viktorinens jugendlich schöne Gestalt, der dunkle Feuerstrahl ihrer Augen ihm öfter als sonst in wachen Träumen vorschwebte, und der seelenvolle Ton ihrer hellen, glockenreinen Stimme immer noch lange in seiner tiefsten Brust wiederhallte, wenn er schon längst den Singverein verlassen hatte.

Ein glänzender Ball, zu dem auch Raimund geladen war, bot diesem indessen einige Zeit nach Errichtung des Singvereins Gelegenheit, Vikto-

rinen zum ersten Mal im vollen Glanze zu erblicken. Schon bei ihrem Eintritte in den Saal hörte er jenes leise Flüstern der Bewunderung, den höchsten Triumph der Schönheit, ihr entgegenrauschen, so wie die Wipfel des Waldes sich flüsternd regen, wenn die Sonne aufgehen will. Dieser schmeichelhafte Ton begleitete sie durch die lange Reihe der größten Theils schon versammelten Gesellschaft, so wie sie durch den Saal hinging, und verkündete in ihr schon im Voraus die Königin des Festes.

Raimunds Blick hing unabwendbar an ihr und belauschte jede ihrer Bewegungen. Noch nie war ihm ein weibliches Wesen von so blendendem Reize erschienen; ja er glaubte Viktorinen selbst so zauberisch schön noch nie gesehen zu haben. Ihr sehr reicher Anzug trug, bei aller darin herrschender Pracht, dennoch das Gepräge edler kunstloser Einfachheit. Jugendliche Freude leuchtete aus ihren Augen, aus dem süßen Lächeln des lieblichen Mundes und verschönte sie unbeschreiblich. So stand sie in höchster Unbefangenheit da, mitten im dichten Kreise ihrer Bewunderer, lachte mit Diesem, scherzte mit Jenem, und betrug sich

völlig wie Jemand, welcher der Huldigungen zu gewohnt ist, um darauf noch großen Werth legen zu können. Alle, die sich durch nähere Bekanntschaft nur einigermaßen dazu berechtiget glaubten, drängten sich in ihre Nähe; die elegantesten jungen Herren nahten sich ihr ehrerbietig, als wäre sie eine Fürstin, um einen Tanz von ihr zu erbitten, und jeder beneidete den Glücklichen, dem sie einen zusagte. Sogar die andern Mädchen suchten eine Ehre darin, mit Viktorinen vertraut zu erscheinen, denn es fiel keiner ein mit ihr wetteifern zu wollen, und alle liebten sie wegen ihrer anspruchslosen, immer gleichen Freundlichkeit.

Raimund sah aus einiger Entfernung dem Gedränge um Viktorinen zu, und das Herz that ihm dabei weh, er wußte nicht warum? Er versuchte es, dieses bange Gefühl sich als Mitleid mit dem holden Wesen auszudeuten, das, so umgaukelt, am Ende doch wohl zu Grunde gehen müsse; doch fühlte er bei alle dem auch die Unmöglichkeit, ihr den ihr gebührenden Tribut der Bewunderung zu versagen.

Der Tanz begann, und gleich einer Göttin, von ihren Nymphen gefolgt, schwebte Viktorine

am Arm eines fremden Prinzen, der sich unter den anwesenden Gästen befand, dem glänzenden Reigen voran. Alle tanzten, nur ein einziges Mädchen blieb unaufgefordert an ihrem Platze; ein junges, blödes Kind, das Niemand kannte, und dessen beinahe zu einfacher, etwas altmodischer Putz schon von Manchen bespöttelt worden war, weil er gegen die Eleganz der übrigen Tänzerinnen gar zu auffallend abstach. In der peinlichsten Stellung, mit hochglühenden Wangen, saß die Verlassene da, mit der noch Niemand eine Sylbe gesprochen hatte; aus den unschuldigen Augen strahlte das glühendste Verlangen, an der allgemeinen Jugendlust ebenfalls Antheil nehmen zu können, und zugleich zuckte ängstliche Verlegenheit um den kindlichen Mund, als ob die Arme sich bemühe, Thränen zurückzudrängen, die das Gefühl des Zurückgesetztwerdens ihr eben auszupressen im Begriff war.

Raimund nahm an diesen und einigen folgenden Tänzen nicht Theil. In eine Ecke des Zimmers hingelehnt, verfolgte er jede Bewegung Viktorinens mit seinen Blicken, und sah zu seinem Erstaunen, wie diese gleich in der ersten

Pause dem unbekannten Mädchen sich nahte, ein Gespräch mit der augenscheinlich Verlegnen anknüpfte, sich eine kleine Weile zu ihr hinsetzte, dann, wieder aufstehend, ihren Arm ergriff, und einige Mal mit ihr im Saal auf und abging. Im Gewühle der Gesellschaft verlor er indessen Beide bald aus dem Gesicht, und schon begann der böse Argwohn sich in seinem Gemüthe zu regen, als ob Viktorine, im Uebermuthe des Bewußtseyns ihrer alles besiegenden Schönheit, mit dem unscheinbaren Mädchen vielleicht ein unwürdiges Spiel treibe und es als Folie mit sich herumführe, um dadurch den Glanz ihrer eignen Erscheinung zu erhöhen. Da rief plötzlich eine sanfte Stimme seinen Namen und weckte ihn aus seinen Träumereien. Er fuhr auf, blickte um sich und dicht neben ihm stand Viktorine und sah ihn freundlich bittend an.

„Ich möchte Sie wohl um einen Ritterdienst ansprechen; denn Sie sehen mir ganz darnach aus, als ob Sie mir ihn nicht abschlagen würden," sagte sie mit unbeschreiblicher Anmuth, aber doch ein wenig erröthend. „Ich möchte Sie bitten," fuhr sie fort, „den nächsten Tanz mit

jener jungen Dame zu tanzen, die eben mit mir durch den Saal ging. Sie ist der Gesellschaft unbekannt, und unsere jungen Herren sind sämmtlich unartig genug, sie dies empfinden zu lassen."

Raimunds frohes Erstaunen bei dieser unerwarteten Anrede erlaubte ihm nicht viel Worte zu machen. Er eilte, vor allem Viktorinens Wunsch zu erfüllen, und nahte sich ihr dann wieder, um von ihr zu erfahren, wer das junge Mädchen sey, dessen sie so eifrig sich annahm.

„Ich kenne sie eben so wenig, als Sie sie kennen," gab Viktorine ihm ruhig und einfach zur Antwort. „Indessen sie ist hier fremd, und da ich sie so ganz verlassen dasitzen sah, kam mir der Gedanke: wie mir zu Muthe seyn würde, wenn mir einmal etwas Aehnliches widerführe. Da war es denn doch natürlich, daß ich nicht eher ruhen konnte, bis ich sie tanzen sah."

„Aber wie war es möglich, daß Sie, gerade Sie mein Fräulein, sich eine solche Möglichkeit nur denken konnten?" fragte Raimund.

„Und warum sollte ich dies nicht können?" erwiederte ihm Viktorine. „Jene alte menschliche Sitte, dem Fremdling freundlich entgegen

zu treten, weil Fremdseyn doch wenigstens für den Moment eine Art Unglück ist, kam längst aus der Mode, und da könnte es doch geschehen, daß ich an einem Orte, wo ich ganz unbekannt wäre, eben so verlassen dasitzen müßte, als dieses arme Kind. Zu meiner großen Freude werde ich indessen eben gewahr, daß man sie zum nächsten Tanze wieder auffordert, und nun tanze ich selbst mit verdoppelter Lust, da der Anblick der kleinen Verlassenen mich nicht mehr quält." „Die Sie gar nicht kennen?" fragte Holm. „Die ich gar nicht kenne. Muß man denn alle Leute kennen?" erwiederte Viktorine lachend, und hüpfte mit ihrem Tänzer davon, der in diesem Augenblick herantrat, um sie zum eben beginnenden Tanze abzuholen.

Nachdem letzterer vollendet war, setzte sich Viktorine hin, um auszuruhen, und Raimund nahte ihr von neuem. „Ich möchte wohl einmal, und wäre es auch nur für eine einzige Stunde, Sie seyn, mein Fräulein," sprach er lächelnd, „es ist wohl ein verwegner Wunsch, aber ich kann ihn nicht unterdrücken. Ich möchte wissen, wie Jemanden zu Muthe ist, der in der Gewiß-

heit auftritt, mit jedem Lächeln, jedem Blick, Freude und Bewunderung um sich her zu verbreiten."

„Sind Sie nicht kindisch!" rief Viktorine, recht herzlich lachend. „Das wäre ja ein Bewußtseyn," wie es höchstens eine Prinzessin haben könnte, der man von Jugend auf solch' albernes Zeug in den Kopf gesetzt hat. Unser einem fällt so etwas gar nicht ein."

„Fräulein, Sie sind zu bescheiden, und wenn ich dürfte, so setzte ich gerne hinzu: Sie sind auch in diesem Augenblicke nicht recht aufrichtig gegen sich selbst. Denn wie könnte Ihnen der Eindruck entgehen, den Sie durch ihr bloßes Erscheinen überall hervorbringen!" sprach Raimund.

„Ich bin nicht halb so bescheiden, als Sie es vielleicht denken," erwiederte Viktorine mit einer sehr gefälligen Zutraulichkeit in ihrem Wesen. „Ich wäre aber doch eine gar zu alberne Thörin," fuhr sie fort, „wenn ich nicht merkte, wie viel, oder eigentlich wie wenig von dem, was Sie die allgemeine Bewunderung nennen, ich mir selbst zuzuschreiben habe. Ich weiß recht gut, daß ich ziemlich häßlich und sogar etwas unangenehm

seyn könnte, ohne daß das Betragen der Gesellschaft gegen mich sonderlich dadurch abgeändert würde, wenn alles Uebrige meiner Existenz, was nicht Ich ist, nur so bliebe, wie es ist. Dies sage ich mir recht oft, um hübsch in der Demuth zu bleiben," setzte sie mit einem angenehmen Lächeln hinzu, und eilte mit ihrem sich nahenden Tänzer wieder fort.

Raimund blickte mit einem nie zuvor gekannten Gefühl ihr nach. Ihre Schönheit, ihr Geist, ihr musikalisches Talent hatten ihn schon oft zu lebhafter Bewunderung hingerissen; doch die Güte, die ächte Bescheidenheit, die liebenswürdige Offenheit und Einfachheit ihres Wesens, die er gerade an diesem Abend an ihr entdeckte, wo sie einen Triumph feierte, der tausend Andere schwindlich gemacht hätte, zeigten sie ihm im fast überirdischen Lichte. Den ganzen übrigen Abend hindurch blieb er in ihrer Nähe, er bat sie um einen Tanz, den sie ihm gleich und gern gewährte, und schwebte an ihrer Seite, wie von Himmelsflügeln getragen, in nie gekannter Seligkeit durch den Saal. Bei Tische, wo nur die Damen saßen und die Herren sie bedienten, blieb er ihr

gegenüber hinter dem Stuhle des jungen Mädchens stehen, das sie in Schutz genommen hatte. Durch Viktorinens Beispiel dazu bewogen, suchte er das noch immer von der übrigen Gesellschaft ziemlich vernachlässigte Wesen durch die feinste Aufmerksamkeit über dessen Verlassenheit zu trösten. Viktorine lohnte ihm dies von Zeit zu Zeit mit einem freundlichen Lächeln, oder durch ein paar quer über den Tisch hin ihm zugesprochne Worte, während, sie mit unabänderlichem, an Stolz gränzenden Gleichmuthe die Huldigungen der jungen Herren hinnahm, die den fremden Prinzen in ihrer Mitte, sich schaarenweise hinter ihrem Stuhle drängten, mit einander wetteifernd um die Ehre, ihr zuweilen einen Teller oder ein Glas Wasser reichen zu dürfen.

Im seligsten Taumel kehrte Raimund vom Balle nach Hause; ihm war die ganze Nacht hindurch, als schwebe er noch immer in einer bezauberten Welt. Er sah Viktorinen wieder und wieder, sie behandelte ihn von nun an gleich einem alten Bekannten, dem man ohne ängstlichen Rückhalt sich zeigt wie man ist. Jedes Wiedersehen ließ ihn tief in das Innere eines reinen

Gemüths voll Liebe und Milde blicken, jedes enthüllte ihm neue Beweise eines von Natur hellen, lebhaften Geistes, reich begabt mit den günstigsten Anlagen, stets bereit, alles Gute, Hohe und Treffliche in sich aufzunehmen. Die Heftigkeit, zu welcher das Ungewohntseyn jedes Widerspruchs sie zuweilen hinriß, die an Eigensinn gränzende Festigkeit, mit der sie hielt, was sie einmal ergriffen, und achtlos durchzusetzen suchte, was sie für recht und gut anerkannte, konnte er freilich an ihr nicht entdecken, weil sich ihm dazu keine Gelegenheit bot.

Raimund sah nun in Viktorinen das Wesen in entzückend blühender Jugendfülle, lebend und athmend vor sich stehen, das bis jetzt nur, gleich einem unerreichbaren Traumbilde, seiner jugendlichen Phantasie vorgeschwebt hatte. Er fühlte sich ihr zu eigen für's ganze Leben, um so mehr, da er, ohne zu geckenhafter Einbildung herabzusinken, es sich nach wenigen Tagen nicht mehr verbergen konnte, daß auch Viktorine ihn ebenfalls vor allen Andern auszeichnete. Ihr süßes Erröthen, das freudige Aufstrahlen ihrer Augen, wenn er sich nahte, das ihr ganz ungewohnte weiche

Beben der Stimme, wenn sie ihn anredete, tausend kleine Züge in ihrem Benehmen, viel zu zart für jede Beschreibung, verkündeten ihm sein Glück lange ehe es ausgesprochen ward. Doch auch diese Stunde, die höchste Blüthe des Lebens, blieb nicht aus; aber wie sie herbeigeführt ward, was er sprach, was Viktorine antwortete, wußte selbst diese der Tante nicht ausführlich zu vertrauen. Die Glücklichen hatten fast wortlos einander verstanden, fast wortlos hatten sie den Bund der Treue für's ganze Leben geschlossen.

Das höchste ihm denkbare Ziel des Glückes so nahe vor Augen, beschloß Raimund jetzt, ohne Aufschub die Kenntnisse, die er sich erworben, im bürgerlichen Leben thätig geltend zu machen, und dann bei Viktorinens Vater um ihre Hand zu werben. Freilich war Kleeborns Abneigung, sie einem andern, als einem Kaufmanne zu geben, zu stadtkundig geworden, als daß Raimund nichts davon hätte erfahren sollen; doch Viktorine war überzeugt, oder wollte es seyn, daß ihr Vater unter diesem Vorwande nur die Anträge ihrer adlichen Verehrer zu entfernen gesucht habe, weil er nur gegen diese stets einen unbesiegbaren Wi-

dertwillen laut aussprach, ohne dabei der andern bürgerlichen Stände zu erwähnen. Raimund glaubte Viktorinen gerne, denn was glaubt hoffende Liebe nicht? In der freien Reichsstadt, in welcher sie lebten, konnte Raimund auf dem Wege, den er einzuschlagen gedachte, zu den höchsten Ehrenstellen gelangen, und er durfte um so eher hoffen alles zu erreichen, was er in dieser Hinsicht wünschen konnte, da er keine bedeutende Mitbewerber um sich sah, die ihm den Preis streitig gemacht hätten. Freilich stand das Ziel, das er zu erreichen streben wollte, ihm noch fern, doch beide, er und Viktorine, waren nicht nur jung genug, um die Zeit ihrer völligen Vereinigung ruhig abwarten zu können, sondern auch zu selig in der Gegenwart, um über diese nicht gern die Zukunft zu vergessen. Und überdem, welcher Glückliche ging nicht jedem Wechsel seines Zustandes mit einem heimlichen Bangen entgegen, selbst wenn diese Veränderung zu noch Höherem zu führen verheißt!

Bei alle dem verhehlte Raimund es sich nicht, daß sein kleines Vermögen gegen den fürstlichen Reichthum, der Viktorinen einst zufallen sollte,

durchaus nicht in Anschlag gebracht werden könne; doch sein heller reiner Sinn war weit über jene edelmüthig seyn wollende Armseligkeit erhaben, die nicht minder ängstlich berechnend als der Eigennutz, das Geld der Geliebten wägt und zählt, und es höher stellt als ihre Liebe, um nur, wäre es auch auf Kosten ihres Glücks, mit romanhaft großmüthiger Entsagung prunken zu können.

Viktorine war sein, sie selbst hatte sich ihm gegeben; auch arm hätte er sie nicht weniger geliebt, und so konnte die Goldmasse, die einst als Eigenthum ihr zufallen sollte, den Werth dieses Geschenks in seinen Augen weder erhöhen, noch sein Recht daran vermindern. Auch fühlte er in sich Kraft, Muth und Talent mehr als hinlänglich, um die Geliebte seines Herzens in jedem Falle nicht nur vor Mangel zu schützen, sondern ihr auch alles zu verschaffen, was man zu einem bequemen, ehrenvollen Leben bedarf. Wie die Welt ihn beurtheilen könne? kam ihm dabei gar nicht in den Sinn, und wenn er auch daran gedacht hätte, sein Vater hatte ihn gelehrt, auf das Gespräch der Leute nicht mehr Werth zu legen, als es verdient, ihm durchaus nie ein entscheidendes Urtheil

über seine Handlungen einzuräumen, wenn es das Glück eines ganzen Lebens galt.

Während Raimund zum Eintritt in das thätige Leben eines Geschäftsmannes die ernstlichsten Vorkehrungen traf, faßte Viktorine ihrer Seits den Entschluß, ihm diesen Schritt dadurch zu erleichtern, daß sie ihrer Beider Hoffnung so sicher zu stellen suchte, als möglich. Niemand wußte bis jetzt um ihre Liebe, denn sie hatte keine einzige jener Vertrauten, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge in der Mädchenwelt eben so unentbehrlich sind, als auf dem französischen Theater. Viktorine hatte nie jenes Bedürfniß gekannt, von sich und ihren Gefühlen unablässig zu reden oder gar lange Briefe darüber zu schreiben, welches so Viele verlockt, wahre oder eingebildete Liebesgeschichten an- und auszuspinnen, um nur in den Augen ihrer Vertrauten als die Heldin eines kleinen Romans zu glänzen. Hingegen war aber auch ihrem offnen Gemüth alles Heimlichthun durchaus verhaßt, und sie beschloß daher, die erste schickliche Gelegenheit zu ergreifen, um ihrem Vater das stille Geheimniß ihres Herzens zu ent-

decken, und ihn im Voraus durch Bitten und Gründe für ihre Liebe zu gewinnen.

Der ihr für dieses Geständniß günstig scheinende Moment blieb nicht lange aus. Sie war mit ihrem Vater allein, und fand ihn in einer sehr freundlichen Stimmung, doch ihr Vertrauen ward leider ganz gegen ihre Erwartung erwiedert.

„So! Du hast Romane gelesen, mein Kind, und sie sind Dir, wie ich sehe, schlecht bekommen," antwortete ihr Herr Kleeborn, sobald er nur erst begriff, was sie meinte, und dies mit einer Art ironischer Gelassenheit, die Viktorinen, gleich einem Dolchstiche, wehe that. „Doch das thut nichts, es wird sich schon wieder geben, denn du bist noch jung und kannst noch vieles lernen," fuhr er im nämlichen Tone fort. „Du wirst schon mit der Zeit einsehen," setzte er hinzu, „daß die Welt anders aussieht, als es in Deinen Büchern steht. Indessen Du magst dies bald begreifen, oder spät, oder auch gar nicht, so präge Dir wenigstens fest in den Sinn, daß Dein Vater nie auf den thörichten Einfall kommen kann, seine der ganzen Welt rühmlichst bekannte Firma mit seinem Tode erlöschen zu lassen,

und sein einziges Kind nebst allem, was er mit Mühe und Sorge erworben hat, einem Federhelden zu übergeben, der ein so beträchtliches Vermögen weder zu verwalten, noch zusammenzuhalten weiß."

Viktorine wollte hier das Wort nehmen, doch ihr Vater ließ sie nicht dazu kommen. „Schlage Die diese und ähnliche Grillen gänzlich aus dem Sinne, Viktorine," rief er mit zornfunkelndem Blick, vor dem die Erschrockene verstummen mußte. „Ich warne Dich, auf nichts eigensinnig zu bestehen," fuhr er fort, „denn es hilft Dir nichts, ich fordere Gehorsam. Es steht fest wie die Sonne, daß kein Baron, kein Graf, selbst kein Prinz mein Schwiegersohn wird, aber auch kein Schulfuchs, sondern ein tüchtiger Mann meines Standes, des ersten, glücklichsten und ehrenvollsten in der Welt, weil er der nützlichste ist. Uebrigens hast Du vergessen, mir den Namen Deines Sealdons zu nennen. Schweig, ich verlange auch nicht, ihn zu erfahren, weil er mir gleichgiltig ist, wie ein arroganter Thor heißen mag. Du weißt jetzt meinen Willen; geh' und richte Dich darnach."

Die eisige Kälte, mit welcher Herr Kleeborn dieses Urtheil aussprach, und die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen dessen sichtbaren Eindruck auf das Gemüth seiner Tochter, mit welcher er dieser sich zu entfernen winkte, überzeugten Viktorinen nur zu sehr von dem Vergeblichen jedes Versuches, den strengen Richter zu erweichen. Ueberdem war es ihr in diesem Augenblick unmöglich, noch länger in seiner Gegenwart zu verweilen, so ergriffen fühlte sie sich von der ganz unerwarteten Aufnahme, die ihr herzliches Vertrauen gefunden hatte.

Mit unbeschreiblich schmerzhaftem Erschrecken ward sie jetzt den von ihr nie zuvor geahneten Ernst des Schicksals der Menschen gewahr, das nie vergißt, auch seinen Günstlingen Dornen unter die Rosen zu streuen, die scheinbar den Weg bedecken. Bis jetzt war jeder Wunsch, selbst jede schnell vorübergehende Mädchenlaune der Verwöhnten in Erfüllung gegangen, nichts war ihr jemals verwehrt oder abgeschlagen worden, und nun preßten Schmerz, Zorn und bange Furcht vor der Zukunft ihr heißbrennende Thränen aus den Augen, die bis diese Stunde nur freudi-

ges Lächeln oder Thränen des Mitleids gekannt hatten.

Jetzt erst fühlte sie ganz, was Raimund ihr war; sie hatte ihn sogar nie zuvor so innig geliebt, als in diesem Moment, wo sie zum ersten Male die Möglichkeit sich dachte, von ihm getrennt werden zu können. Ihre Thränen trockneten, indem sie sich gelobte, der unbeugsamen Gewalt ihr starkes Herz voll Liebe und ihren festen feurigen Muth entgegen zu stellen. Endlich ergriff sie ohne weiteres Bedenken die Feder, um dem Geliebten das zwischen ihr und ihrem Vater Vorgegangene umständlich und offen darzustellen. Ihre Worte trugen das Gepräge einer leidenschaftlichen Gluth, welche ihr bis jetzt stets fremd geblieben war, und die ein zuvor von ihr nie gekanntes Gefühl erlittnen Unrechts in ihr entzündet hatte. Sie dachte nicht daran, ihre Worte zu wählen, sie ward immer begeisterter, je länger sie schrieb, und zuletzt schien ihr nichts ausdrucksvoll und glühend genug, um nur dem Freunde ihres Herzens Vertrauen in ihre Liebe und Treue einzuflößen, ihn im voraus über alles das zu trösten, was ihrem Glücke sich entgegen stellen könn-

te, und ihm den ſtarken Muth mitzutheilen, von dem ſie ſich ſelbſt in dieſem Momente durchdrungen fühlte.

„Ich bin dein, Raimund,“ ſchrieb ſie nach vollendeter Erzählung des Vorgangs zwiſchen ihr und ihrem Vater; „ich bin dein und bleibe es, und wärſt Du weit über dem Meer, und leuchteten Dir in einem andern Welttheil andre Sterne als mir, und ginge Dir in dem Augenblick fern von mir die Sonne auf, in welchem ich ſie ſinken ſehe. Die Mitternacht würde dann auch mein Morgen ſeyn, den Tag würde ich verträumen, und nur in der Nacht leben, wenn ich wüßte, daß Du des Lichtes Dich freuteſt, und Deiner Viktorine liebend gedächteſt. Habe nur Vertrauen zu mir, denn nichts kann von Dir mich wenden, nicht Bitten, nicht Drohen, nicht die Macht der Zeit, viel weniger die ſterbliche Gewalt.

„O könnte ich dieſe goldnen Ketten abſtreifen, die ich jetzt ſo herzlich verachte. Könnte ich mit Dir in verborgener Mittelmäßigkeit leben, für Dich arbeiten und entbehren! Du denkſt vielleicht, Deine vom Glück verwöhnte Viktorine ſpreche nur ſo leichthin von Entbehrungen, die ſie nicht

kennt, ohne einen Begriff damit zu verbinden; aber glaube mir, mein Freund, ich weiß was ich damit sage. Ich weiß wohl, daß Anfangs mir verzognem Kinde Dürftigkeit scheinen würde, was Andre als seltnen Ueberfluß hoch halten; ich weiß, daß meine Erziehung mir leider schwere Fesseln angelegt hat, und daß ich gewissermaßen von neuem leben lernen müßte, wenn ich aus dem Gleise hinausträte, an welches ich von meiner Geburt an gewohnt bin. Ich leugne das Opfer nicht ab, das ich damit brächte, aber bedenke auch, welches unnennbare Wonnegefühl es seyn müßte, durch irgend ein Opfer, und wäre es das höchste, die Seligkeit zu erringen, an der Hand des Geliebten durchs Leben zu gehen! Durch Dich, mit Dir immer höher zu streben zum Urquell alles Guten und Wahren und Schönen!

„Ich bin nicht für den Schmerz geboren, das weiß ich seit heute, da ich zuerst ihn empfand; er erdrückt mich, er vernichtet mich, und nur im Sonnenscheine des Glücks kann alles das Gute, welches in mir, wie in jedem lebenden Geschöpfe liegt, zur vollen Blüthe sich entfalten. Und wo ist Glück für mich als bei Dir?

„Doch fahre hin, schöner Traum vor dem was seyn könnte, ich muß Dir entsagen, denn ich darf meinen Vater nicht ohne seine Einwilligung verlassen, wenn ich Raimunds und des Glückes werth bleiben will, dem ich so nah zu seyn hoffte, und das jetzt in so ungemessener Ferne vor mir steht. Ich werde meinem Vater gehorchen, wie ich that, seit ich lebe, mit heißen, bittern Thränen schreibe ich dies nieder, doch ohne Kampf mit mir selbst. Ich werde seinen Wünschen entgegen eilen, und jeder seiner Winke sey mir Befehl, in allem, wo er mir gebieten darf. Ach alles, alles will ich thun, alles, alles leiden, hingeben, entbehren, nur Dich zu lieben, wolle er mir nicht verwehren, er darf es nicht, er kann es nicht, so wenig als er mir verbieten kann zu athmen. Die Hand, die meines Herzens Schlag schuf und erhält, legte auch den Keim dieser Liebe gleich bei seinem Entstehen in dies nämliche Herz; mein Daseyn ist mit dem Deinen innigst verflochten, es läßt sich nicht losreißen, dies nur versuchen, hieß sündigen, es wäre geistiger Selbstmord, darum bin und bleibe ich Dein, nahe oder ferne, gleich viel.

„Während ich Dir schreibe, Geliebter, kam Trost in meine Seele. Wie konnte es anders seyn, Du warst ja bei mir, und ich fühlte Deine liebende Nähe! Raimund, noch blüht uns die Gegenwart, wir werden uns sehen, uns sprechen, wie zuvor, und sind durch gemeinschaftliche Sorge nur noch inniger vereint. Mein Vater hat mir nicht geboten, den Umgang mit Dir aufzuheben, er kennt nicht einmal den Namen des Mannes, dem seine Tochter auf ewig angehört, Anfangs ließ er mir nicht Zeit ihn zu nennen, später hielt er es nicht der Mühe werth, darnach zu fragen. So leichthin behandelt er das Herz, das Glück seines Kindes! Doch auch hierin liegt Trost; ich darf den Vater nun noch nicht grausam schelten, denn er weiß ja nicht, was er mir thut; vielleicht wäre er sonst milder, er hat mich ja immer geliebt?“

Es war der erste Brief, den Viktorine jemals an Raimund geschrieben hatte, und sie sendete ihn, verborgen in einem Pakete Musikalien, an ihn ab, ohne dadurch Argwohn zu erregen; denn der Singverein veranlaßte oft solche Sendungen.

Daß Raimund das Schreiben erhalten habe,

war nicht zu bezweifeln, doch viele Tage vergingen, ohne daß er ihr antwortete. Vergebens hoffte Viktorine im Singverein ihn zu treffen, vergebens suchte ihr Auge ihn auf der Promenade, im Konzert, im Theater, er fehlte überall, wo sie sonst gewohnt war, wenigstens aus der Ferne seinen Gruß zu erwiedern. Sie verging beinahe vor innrer Unruhe; tausend, immer abentheuerlicher werdende Besorgnisse drängten sich ihr auf, und füllten ihre Phantasie mit Schreckbildern. Und doch war jeder Versuch, aus dieser beängstigten Lage zu kommen, ihr unmöglich, denn es fehlte ihr der Muth, nur Raimunds Namen zu nennen, vielweniger mochte sie es wagen, bei Bekannten nach ihm sich zu erkundigen. Endlich nach mehreren, in unaussprechlicher Bangigkeit verlebten Tagen erhielt auch sie ein Paket Musikalien, sie erbrach es mit zitternder Hand, es enthielt das, wonach sie so lange sich gesehnt, einen Brief des Geliebten. Raimund schrieb:

„Du, meine Viktorine! Du, deren schöne Seele so wahr, so glühend es empfindet, welche Seligkeit es sey, der Liebe alles zu opfern, freue Dich mit Deinem Freunde, daß er der Glückliche

iſt, dem die ſtrenge Pflicht erlaubt, was ſie Dir verbietet.

„Ja, ich habe im feſten, heiligen Vertrauen auf Dich alles von mir geworfen; meine Ausſichten für die Zukunft, meine Pläne, die ganze bisherige Tendenz meines Lebens; ſogar meiner Unabhängigkeit habe ich, für einige Zeit wenigſtens, entſagt, um nur die Hoffnung mir zu gewinnen, Dich mir einſt erwerben zu können; denn — ſeit zwei Tagen arbeite ich im Comptoir des Kommerzienraths Fiſcher, deſſen Sohn, wie Du weißt, einer meiner Univerſitätsfreunde iſt.

„Du erbleichſt, Dein ſchönes Auge füllen Thränen, und bange Furcht bemeiſtert ſich Deiner, indem Du dieſes lieſeſt. Faſſe Muth, meine Viktorine, zage nicht, zweifle auch nicht; ich habe den Schritt, den ich that, wohl überlegt. Um dieſes zu können, vermied ich es ſogar in dieſen Tagen, Dich zu ſehen, denn ich wollte den wichtigen Kampf mit mir ganz allein in ungeſtörter Stille auskämpfen; ich ſchrieb Dir nicht, bis ich, mit mir ſelbſt völlig einig, Dir ſagen konnte: das habe ich gethan, ſtatt Dir zu melden: das gedenke ich zu thun. Ich bin nicht minder offen

als Du; ich werde es gegen Dich immer so seyn, und darum will ich nicht einmal das Dir verhehlen, daß auch ich nicht ohne Schmerz von allem Gewohnten mich losreißen, und die von meinem Vater für mich gewählte Bahn verlassen konnte, um mich in das Gewirre und Getreibe einer Welt zu werfen, die nie die meine war. Doch glaube mir: ich bin unfähig, je zu bereuen, was ich nur nach vielfacher Ueberlegung unternahm, und werde gewiß von nun an alle Pflichten des an sich ehrenwerthen Standes erfüllen, den ich selbst mir erwählte, ja den ich mir erwählen mußte, um gegen mich selbst gerecht zu seyn.

„Theure Viktorine, ich habe mich in dieser Zeit sehr strenge geprüft, ich bin mit mir selbst offen zu Werke gegangen, was so schwer ist; denn wen täuscht man lieber und leichter, als sich selbst? Auch Dich will ich nicht täuschen, und so gestehe ich Dir offen, daß ich jetzt weiß: ich könnte ohne Dich das Leben zwar tragen, aber ich fühle auch, daß ich mich alsdann dazu anschicken müßte, wie zu einer nächtlichen Winterreise ohne Wärme und Licht, denn Du, Vikto-

rine, bist die Sonne meines Daseyns, das ich ohne Dich kraftlos, in Dunkelheit hinschleppen müßte. Darum schilt mich nicht, daß ich that, was ich mußte; beneide mich auch nicht, daß ich durfte, was Du nicht darfst, und vor allem, tadle Deinen Vater nicht, dessen wohlgemeinter, und im rechten Lichte gesehen, auch wohl motivirter Wille mir es möglich machte, Dir durch mehr als Worte zu zeigen, was Du mir bist.

„Kann es Dich beruhigen, und ich hoffe, es wird es, so vernimm, daß ich schon jetzt einsehe, wie ich zu meinem jetzigen Berufe, bei meinen, freilich zu anderm Zwecke erworbnen Kenntnissen nicht viel mehr brauchen werde, als Gewöhnung, und dabei Aneignung des ihm eigenthümlichen, mechanischen Theils desselben, den gewöhnlich Knaben in früher Jugend schon erlernen. Alles dies dünkt mir indessen zum Theil nicht schwer zu begreifen, zum Theil werde ich dessen überhoben. Was dem Knaben als Zentnerlast erscheint, ist ja überdem dem reifen Manne ein Spiel. Und wäre es auch anders, was kann mir lästig dünken, wenn ich den Blick dem Ziele zuwende, zu dem ich strebe."

Leidvoll und freudvoll versank Viktorine in sich selbst, als sie dieses las. Das Opfer, welches Raimund ihr gebracht, erfüllte ihr Gemüth nicht mit Liebe, nicht mit Bewunderung, aber mit einem aus beiden zusammengesetzten namenlosen Gefühl: als sey ihr Wesen nun erst so ganz mit dem seinen verschlungen, daß nur der Tod sie von ihm reißen könne. Die Liebenden sahen sich wieder; ihr erstes Wiedersehen war ein schmerzlich-entzückender Augenblick; auch ward ihnen von nun an nur selten das Glück, mehr als Blicke oder ein paar flüchtig hingeworfene Worte mit einander wechseln zu können; denn Beide fühlten jetzt mehr wie je die Nothwendigkeit, ihr Geheimniß den Augen der neugierigen Welt zu verbergen. Sie vermieden deshalb auf das gewissenhafteste jede Unvorsichtigkeit in ihrem Betragen, durch die das Heiligthum ihrer Herzen unberufnen Beobachtern hätte verrathen werden können.

So verging ihnen ein Jahr und drüber in der Seligkeit des reinsten Bewußtseyns vertrauensvoller inniger Liebe. Des jungen Holm rasch ausgeführter Entschluß war bei seinem Alter, bei

seinen Kenntnissen in einem andern Fache, bei seinen Aussichten in eine ihm offen stehende ehrenvolle Zukunft zu beispielle, als daß er nicht selbst in dieser großen Stadt dadurch hätte Aufsehen erregen sollen. Anfangs war darüber, als über eine große Thorheit viel gesprochen und gespöttelt worden, späterhin aber begann Raimund, sich ganz auf eine entgegengesetzte Weise bemerkbar zu machen. Man fühlte sich gezwungen, die leichtigkeit zu bewundern, mit welcher der Neuling Schwierigkeiten überwand, die denen unüberwindlich geschienen hatten, welche von Jugend auf zum Kaufmannsstande erzogen, es sie unmöglich hielten, sich ohne diesen Vortheil in Geschäften solcher Art zurecht finden zu können. Raimunds sehr ausgebreitete Kenntniß fremder Sprachen, die Geschicklichkeit, mit der er den bedeutendsten Theil der Korrespondenz seines Hauses zu führen wußte, und mehr noch als alles dies, der Scharfblick und die Berechnung der Umstände, durch welche er dasselbe zu einigen sehr vortheilhaft ausfallenden Spekulationen veranlaßt hatte, erwarben ihm allgemeine Achtung an der Börse. Man wußte, daß er ohne alle Belohnung an Gelde im Fa-

scher'schen Comptoir arbeite, aber die angesehnsten Häuser hätten gern um jeden Preiß einen solchen Gehülfen sich erworben, der, ohne die Lehrjahre überstanden zu haben, gleich als Meister auftrat. Jeder prophezeiete in ihm einen künftigen Stern erster Größe in der handelnden Welt, wenn das Glück ihn nur so begünstigen wolle, als seine Kenntnisse und sein Fleiß es verdienten. Sogar Herr Kleeborn erwähnte seiner einige Mal über Tische, und mit großem Lobe. Viktorine getraute sich dabei kaum die Augen von ihrem Teller zu erheben, und ihr laut pochendes Herz wollte vor banger Freude zerspringen, denn ein ganz eignes schlaues Lächeln ihres Vaters, indem er den Namen Holm auffallend betonte, verrieth ihr nicht nur seine Bekanntschaft mit ihrem Geheimniß, sondern sie glaubte auch mit Sicherheit, Pläne zu ihrem künftigen Glück darin lesen zu dürfen.

Ganz unbefangen und ahnungslos folgte sie dem Ruf ihres Vaters, als dieser sie, wie er zuweilen that, zu sich in sein Kabinet beschied. Höchstens erwartete sie wieder einmal von einem abgewiesenen Heirathsantrage hören zu müssen, und sie erschrak daher schon ein wenig, als Herr

Kleeborn mit ganz sonderbarer, etwas feierlicher Freundlichkeit ihr entgegen trat, ihre Hand ergriff, und sie nöthigte, sich zu ihm auf das Sopha zu setzen.

„Viktorine," begann er nach einer kleinen Pause, seine wahrscheinlich vorher einstudirte Rede, „Viktorine, Du bist mein einziges Kind, und Du weißt, wie es von jeher mein höchster Wunsch war, Dein wahres Glück nach bester Einsicht und Kraft zu begründen. Viele Jahre hindurch habe ich Tag und Nacht für Dich gesorgt und gearbeitet, darum ist es jetzt an Dir, mich für alle meine Sorge und Mühe zu belohnen. Nun, ich muß es Dir zum Ruhm nachsagen, Du warst ein folgsames Kind, und hast Dir nie die mindeste Einwendung gegen meinen Willen erlaubt, wenn ich Anträge abwieß, die ich für Dich als unpassend erkannte, indem ich mit meinem wohlerworbenen Golde weder alte Adelsbriefe auffrischen, noch verschuldete Güter einlösen lassen mag. Nun! des Vaters Segen erbaut den Kindern Häuser, und auch meiner hat Dir eins gebaut, denn ich habe Dich rufen lassen, um Dir anzukündigen, daß Du endlich die Braut eines würdigen Man-

nes meines Standes bist, eines Kaufmanns recht nach meinem Herzen, der" — — —

„Herr Holm ist im Comptoir," rief jetzt Jemand zur Thür herein. „Herr Holm!" wiederholte Kleeborn nachdenklich für sich hin, Viktorine bebte an allen Gliedern. „Es ist gut so, und vielleicht um so besser," setzte jetzt Kleeborn nach kurzem Ueberlegen halblaut hinzu; dann wandte er sich zu Viktorinen: „Geschäfte gehen allem vor, mein Kind, wie Du weißt, doch Du bleibst hier, es ist gleich abgethan, und wir sprechen hernach weiter." „Lassen Sie den jungen Holm nur herein treten," sagte er zu dem, der ihn gemeldet hatte. Dieser ging sogleich, den Befehl zu vollstrecken, und nach wenig Sekunden stand Raimund vor Viktorinen. Sein erster Blick fiel auf sie, er sah sie fast besinnungslos da sitzen, und erröthete sichtbar, doch suchte er sich schnell wieder zu fassen, und richtete wirklich seinen Auftrag an Herrn Kleeborn mit möglichster Klarheit aus; Anfangs freilich mit etwas unsicherer, nach und nach aber mit immer fester werdender Stimme. Es war von einer sehr bedeutenden Unternehmung die Rede, zu welcher Holm den Plan entworfen

hatte, und zu deren Ausführung Herr Kleeborn mit Herrn Fischer zusammentreten wollte. Er ging darüber mit Raimunden in sehr weitläufige Unterhandlungen ein, lobte mehrmals die helle bestimmte Ansicht des jungen Mannes, und betrug sich im Ganzen so freundlich und höflich gegen ihn, daß Viktorine sich nicht nur allmählich von ihrer Ueberraschung erholte, sondern sogar begann, in ihrem Gemüthe den kühnsten Hoffnungen Raum zu geben.

Der Gegenstand des Gespräches der Beiden war nun erschöpft, und Holm machte Miene, sich entfernen zu wollen, doch Kleeborn hielt ihn fest. „Ehe Sie gehen, lieber Herr Holm," sprach er, „will ich Ihnen doch einen Beweis meiner Achtung für Ihre Person geben; Sie sollen der erste seyn, der meiner Tochter als der Braut des Sir Charles Wissmann seinen Glückwunsch bringt. Ihr Bräutigam ist holländischer Consul in London, und der Sohn des berühmten Amsterdamer Hauses dieses Namens, das Ihnen gewiß rühmlichst bekannt seyn wird. Seit mehr als zehn Jahren bin ich diesem Hause so hoch verpflichtet,

daß ich nur auf dieſe Weiſe meine Schuld einigermaßen abtragen kann.“

Raimund ſtand jetzt unbeweglich und bleich gleich einer Marmorbüſte da. Es war ihm als ob bei dieſer unerwarteten Anrede die Sinne ihm vergingen; auch Viktorine ſtarrte mit gefalteten bebenden Händen und mit weit offnen Augen athemlos vor ſich hin. Sie ſprang vom Sopha auf. „Vater!“ rief ſie, „Vater, was ſoll dieſer grauſame Scherz?“ Die Stimme verſagte ihr, ſie verſtummte, ſichtbarlich zitternd vor innerer ängſtlicher Bewegung.

„Scherz, mein Kind?“ erwiederte Kleeborn mit erzwungnem Gleichmuth, „ei! ei! Viktorine, ſeit wann kennſt Du mich denn von dieſer ſpaßhaften Seite? Daß ich mit ernſten Dingen nicht gewohnt bin zu ſcherzen, könnteſt Du doch wiſſen. Frage nur hier Herrn Holm, das Haus Deines Schwiegervaters in Amſterdam iſt ihm gewiß bekannt.“

„Sie ſcherzen nicht? Vater,“ rief jetzt Viktorine, ſich und alles in ihrer Verzweiflung vergeſſend. „Sie ſcherzen nicht? Und dieſer fürchterliche Hohn — o Vater! ich habe Ihnen ja nichts

verſchwiegen, Sie konnten mein Herz" — — Kleeborn unterbrach ſie. „Mädchenherzen ſind Modeartikel, auf die kein vernünftiger und gewiß kein ſolider Mann ſich einläßt," erwiederte er ihr, noch immer ſehr gleichmüthig. „Uebrigens," ſetzte er hinzu, „will ich hoffen, daß Dein Herz kein rebelliſches, ſondern ein gehorſames Herz iſt, wie es ſich für meine Tochter ziemt. Von Deinen Geſtändniſſen aber, die Du mir gemacht haben willſt, weiß ich kein Wort, und auch Du thuſt am beſten, ſie ebenfalls zu vergeſſen."

„Vater, o mein Vater," rief Viktorine ängſtlich flehend, „Sie wußten um meine Liebe. Hören Sie auf, mich auf dieſe Weiſe zu ängſtigen, ich habe Ihnen ja nichts verborgen, und wenn Sie auch Gründe vielleicht hatten, den Namen des Mannes, den ich liebe, nicht von mir nennen hören zu wollen, ſo konnten Sie ihn aus Raimunds ſeltnem Entſchluß doch errathen; ja Sie haben ihn errathen; beſinnen Sie ſich doch, lieber Vater, Sie haben ihn errathen" — — „Das ich nicht wüßte," fiel Kleeborn, noch immer ſehr kalt und gelaſſen ein, „ich gab mich nie ſonderlich mit Räthſeln ab, doch weiß ich lange, daß

junge Mädchen ſich mit eingebildeten Liebesgeſchichten die Zeit vertreiben, wenn es mit den Puppen nicht mehr recht fort will, denn jedes Alter will ſein Spielwerk. Doch, Du Viktorine, ſollteſt die Kinderſchuhe endlich ausgetreten haben, und ich bitte, daß es von heute an geſchehe, wenns nicht ſchon geſchehen iſt.“

Mit hochfliegender Bruſt, bleich und ſtumm vor Entſetzen, ſtand Viktorine im gewaltſamen Kampfe ihres Innern da, während ihr Vater ſich jetzt vornehm höflich an Raimund wandte. „Von Ihnen, Herr Holm,“ ſprach er zu dieſem, „und von Ihrem Verſtande hege ich eine zu gute Meinung, als daß ich nicht glauben dürfte, daß Sie von jeher eingeſehen haben werden, wie weder Ihre jetzige Lage, noch Ihre derzeitigen Vermögensumſtände Sie für jetzt berechtigen können, auf die Hand eines Mädchens, wie die einzige Tochter von Martin Nicolaus Kleeborn eines iſt, Anſprüche zu machen.“ Hier wollte Raimund antworten, doch der Alte ließ ihn nicht zum Worte. „Ich will Sie mit dieſer meiner Aeußerung keineswegs zurückſetzen, lieber Herr Holm,“ ſprach er noch immer in ziemlich höflichem Tone; „im Ge-

gentheil, ich kenne Sie als einen sehr soliden und geschickten jungen Mann, der einst gewiß noch in der Welt sein Glück machen wird. Viele haben mit weit Wenigerm angefangen als Sie und sind jetzt Millionäre. Ihr Glück blüht noch, und wenn ich in Zukunft Ihnen irgendwo dienen kann, soll es gern geschehen, denn ich helfe gern jungen Leuten fort. Aber für jetzt — nun Sie wissen es auch, künftig ist nicht heut, und man pflückt nicht Blüthen, sondern Früchte."

Raimund hatte allmählich während dieses Vorganges seine Fassung wieder errungen. Je länger Kleeborn sprach, je höher richtete er sich aus seiner vorigen, durch Schrecken und Verlegenheit gebeugten Stellung wieder empor, so daß er zuletzt mit fast königlichem Anstande vor seinem Widersacher stand, und ihm so fest ins Auge sah, daß Kleeborn jetzt seinerseits dadurch in einige Verlegenheit gerieth und unwillkührlich das Gesicht von ihm abwandte.

„Ich weiß, wer und was ich bin, und es bedarf keiner Erinnerung von Ihnen, Herr Kleeborn, um mich in den mir gebührenden Schranken zu halten," erwiederte Raimund jetzt, zwar mit ge-

mäßigtem, aber dennoch sehr festem, ernsten Tone. „Ja, ich gestehe es," fuhr er fort, „und ich bin stolz darauf, es Ihnen und der ganzen Welt zu bekennen, daß ich Viktorinen mehr liebe als mich, als mein Glück, als mein Leben. Doch verstehen Sie mich recht, nur sie liebe ich, nur nach ihrem Besitze strebe ich, nicht nach dem Vermögen ihres Vaters, dessen ich Gottlob nicht zu meinem Glücke bedarf."

„Ich habe Sie ausreden lassen, und erbitte mir die nämliche Gefälligkeit jetzt von Ihnen," setzte Raimund hinzu, da er bemerkte, daß der Alte ihm etwas erwiedern wollte. „Es kann Ihnen nicht unbekannt seyn," fuhr er fort, „daß, wäre ich dem Stande getreu geblieben, zu dem ich erzogen ward, ich die sichre Aussicht hatte, Ihrer Tochter mit meiner Hand ein vielleicht glänzendes, oder doch gewiß ein unabhängiges und ehrenvolles Loos bieten zu können. Doch ich verließ diese Bahn, um auf eine Weise zu dem höchsten Ziele meiner Wünsche zu gelangen, die auch Ihnen gefallen, und sogar mit der Zeit Ihnen nützlich werden könnte. Ich wünschte, dem Vater Viktorinens durch ein nicht unbedeutendes

Opfer meine Liebe zu seiner Tochter zu beweisen, und zugleich durch meinen angestrengtesten Fleiß ihm späterhin ein sorgloses, mühloses Alter. . . ."

„So? Ey das ist ja recht schön und lobenswerth," fiel Kleeborn jetzt noch immer ein wenig verlegen ein, — denn das edle feste Benehmen des jungen Mannes imponirte ihm doch einigermaßen, und überdem mochten auch Rücksichten auf das eben gesprochene, wichtige Geschäft ihn bewegen, denselben mit einiger Schonung zu behandeln. „Ja sehen Sie," fuhr er daher ziemlich freundlich fort, „das ist wie gesagt, recht lobenswerth und schön. Nun Sie werden es mir gewiß noch selbst einst verdanken, daß ich so gleichsam die unschuldige Ursache war, Sie auf den rechten Weg zu bringen, denn Sie sind zum Kaufmann geboren. Und wie gesagt, wenn ich gleich Ihre Offerte wegen meiner Tochter diesmal nicht annehmen kann, so bin ich doch stets geneigt, Ihnen in Zukunft mit meinem guten Rath oder auch sonst zu dienen, denn wir bleiben doch gute Freunde, da ich von Ihrer Rechtschaffenheit hoffe, daß Sie nicht hinter meinem Rücken

etwas unternehmen werden, um mein einziges Kind zum Ungehorsam zu verleiten.“

Holm, ohne ihm zu antworten, wandte sich Viktorinen zu, die, einer Sterbenden ähnlich, in der leidenschaftlichsten Bewegung vergebens nach Athem rang. „Theures, unaussprechlich geliebtes Wesen,“ sprach er, und drückte ihre Hand an sein hochschlagendes Herz, „Viktorine, Du Licht meiner Augen, Du Leben meines Lebens, zürne mir nicht, daß ich jetzt Deine Freiheit Dir wieder gebe; ich wollte Dich verdienen, doch erschleichen will ich Dich nicht; entscheide über Dich selbst und wenn Du es vermagst, so folge dem Willen Deines Vaters; laß den Gedanken an mein künftiges Geschick auf Deinen Entschluß keinen Einfluß haben. Dein Glück ist das meine, Dein Bild kann mir niemand rauben, und eine Zukunft gibt es nicht mehr für dieses Herz, das hinfort nur in der Vergangenheit lebt. Ich bleibe Dein, denn ich kann nicht anders, doch Du — —

„Raimund! Raimund!“ schrie Viktorine mit konvulsivischer Heftigkeit laut auf; sie stürzte zum ersten Mal sich in seine Arme, an seine Brust, sie umschlang seinen Nacken mit furchtbarer Angstge-

brede, und sank dann vor ihrem Vater nieder, dessen Knie sie fest umklammerte. „Vater!“ rief sie, „können Sie mich, Ihr einziges Kind so sehen und nicht sich erbarmen! können Sie diesen edelsten der Menschen hören und nicht an Ihre Brust ihn schließen, und nicht Gott danken, daß er Ihr Sohn sein will!“

„Nennanstehn! Komödiantin! solche Theaterpossen gehen an mir verloren,“ rief der Vater bleich vor Zorn, mit bebenden Lippen, indem er sich los zu machen strebte. „Also auf Du und Du? bei Gott das geht weit! Sieh' auf! Sieh' auf Viktorine, Du bist und bleibst Charles Wissmanns Braut, denn ich gab mein Wort, und werde es Deiner Narrheit zu gefallen nicht zum ersten Mal in meinem Leben brechen. Und Sie junger Herr — —“

„Vollenden Sie nicht, was Sie sagen wollen! Hören Sie erst meine Erklärung auch,“ sprach Raimund mit so festem männlichen Ton, daß Eleonore sich bewogen fühlte, ihm nachzugehen. „Daß ich nach diesem nicht mehr daran denken kann, Sie durch Bitten erweichen zu wollen, werden Sie mir zutrauen, daß ich mein Glück

nicht erschleichen will, wiederhole ich Ihnen nochmals.“

„Sie werden also hinfort nicht suchen, meine Tochter heimlich zu sehen? Sie wollen ihr nicht schreiben? in Summa, Sie geben alle Ihre Ansprüche auf?“

„Ich habe keine Ansprüche als an ihr Herz, und nur Viktorine darf hier entscheiden,“ erwiederte Raimund.

„Ich bin Du, Du bist ich,“ rief Viktorine überlaut und umschlang ihn nochmals. „Lassen Sie mich, mein Vater,“ sprach sie mit so wild blitzenden Augen, als dieser eine Bewegung machte, sie von Raimund los zu reißen, daß er erschrocken von ihrer Heftigkeit zurück fuhr. „Höre mich, Gott, was ich in Gegenwart meines Vaters gelobe,“ rief sie, und hob wie zu einem Eidschwur ihre rechte Hand empor. „Ich schwöre Treue, unverbrüchliche Treue diesem Mann. So wie nichts ihn je aus meinem Herzen reißen kann, so soll nichts je mich bewegen, meine Hand einem Andern zu geben. Und nun lebe wohl,“ sprach sie, in die höchste Weichheit übergehend, „lebe wohl, mein Glück, meine Jugend, meine

Seligkeit auf Erden! Raimund, ich bin Dein und bleibe es, darum versprich für mich was Du willst, ich werde es halten, denn Du bist meine Seele, meine Tugend, Du bist alles! Meinen wirst Du auf mich nicht laden wollen," hauchte sie noch in gebrochenen Tönen hin, und sank, wie aufgelöst, in seinen Armen zusammen.

„Viktorine, o meine Viktorine!" war alles, was Raimund aus gepreßter Brust hervor seufzen konnte, und Thränen glänzten in seinen Augen, indem er sie aus seinen Armen auf das Sopha niedersinken ließ, ihre Hand behielt er fest in der seinen, indem er ihrem Vater sich zuwandte, der jetzt, schäumend beinah, in unthätigem Zorn, dabei stand.

„Sie hörten die Erklärung Ihrer Tochter," sprach Raimund mit edlem Anstand und gemäßigtem Ton; „Ich habe hier nach Viktorinens Willen für uns beide zu handeln, und so nehmen Sie denn unser beider heiliges Versprechen, daß wir nicht suchen wollen, uns heimlich weder zu sehen noch zu schreiben, so lange Sie es uns verbieten, denn ich hoffe, daß Ihre Behandlung Viktorinens mir nicht zur Pflicht machen wird,

der Geliebten zu Hülfe zu eilen. Wollen Sie noch mehr?“ „Ihr sollt Euch trennen,“ schrie Kleeborn, fast unverständlich vor Wuth.

„Wir trennen uns, bis ein günstigeres Geschick uns vereint, hier oder dort!“ sprach Raimund mit glänzenden Augen. Fest, aber wehmüthig setzte er noch hinzu. „Seyn Sie ruhig, alter Mann, wir sind beide nicht fähig Sie zu betrügen.“ Dann küßte er noch einmal Viktorinens leblose Hand. „Lebe wohl, lebe wohl, auf lange Zeit!“ rief er aus, und verließ das Zimmer.

„Und so ist es noch in diesem Augenblick, Tante,“ sprach Viktorine am Ende ihrer Erzählung. „Wir haben Wort gehalten, wir sehen uns nicht, wir schreiben uns nicht, aber die Luft, die mich umweht, bringt mir seinen Gruß, und die Sterne am Himmel sind unsre Vertrauten, denn sie leuchten mir und ihm, ich lese in ihnen, daß er meiner gedenkt, der Abglanz seiner Blicke strahlt mir aus ihnen entgegen, das kann mein Vater doch nicht hindern? Nein so weit reicht nicht

seine Gewalt; aber auch eben so wenig soll sie dahin reichen, mich zwingen zu können, jenem Verhaßten meine Hand zu geben, und so auf mein bis jetzt schuldloses Gemüth die Sünde des Meineids zu laden. O Tante, sagen Sie ihm nur dieses, wenden Sie Ihre Ueberredungskraft nur dazu an, ihn hiervon zu überzeugen, damit er aufhöre, mich zu zwingen, ihm widerspenstig und pflichtvergessen zu erscheinen, während ich doch nur thue, was ich muß. O nehmen Sie gütig uns Verlassene in Ihren Schutz!" setzte Viktorine kindlich flehend hinzu.

„Glaubst Du wirklich, es bedürfe Deiner Bitten, damit ich alles, was in meinen Kräften steht, zu Deinem Besten versuche?" erwiederte freundlich die Tante. „Das Nöthigste wäre freilich erst, auszumitteln, was eigentlich Dein Bestes erfordert, und vor allen Dir beizustehen, damit Du Gewalt genug über Dich gewinnst, um jene Heftigkeit zu mäßigen, die spät oder früh Dich ins Verderben stürzen muß."

„Tante, liebe Tante," fiel Viktorine ihr ein, „ich bin von Natur nicht heftig, ich war in Raimunds Nähe stets sanft und mild und lenksam

wie ein Kind. Aber hier gilt es mehr als mein Leben! Gewiß wenn wir nicht früherem Untergange bestimmt sind, so kommt einst die Zeit, die mich und Raimund hier noch vereint, denn wir beide sind nur zusammen, nur eins durch das andere, alles was wir seyn können! Nehmen Sie mir ihn, und Sie rauben mir nicht nur mein ganzes Erdenglück, Sie rauben mir das Gefühl des Rechts, der Tugend, Sie machen mich zu einem Nichts, und in mir, o mein Gott!" rief sie mit unendlicher schmerzhafter Geberde, „o mein Gott, in meinem armen unbedeutenden Ich zerstört ihr das große schöne Herz meines Freundes! Wer könnte diesen Mord Euch vergeben!" setzte sie mit strömenden Augen hinzu und verbarg laut weinend ihr Gesicht.

In diesem Moment trat Angelika hinein, doch da sie die Beiden so bewegt sah, entfernte sie sich sogleich wieder, um durch ihre Gegenwart nicht störend zu werden. Die Tante sah schweigend ihr nach. „Und wie willst Du denn diese milde liebliche Erscheinung Dir erklären, Viktorine," fragte sie endlich; „darfst Du Deinen Schmerz dem Ihren gleich stellen? und lebt sie

nicht? lächelt ſie nicht zuweilen!? und ſiehſt Du nicht ſogar in allen ihrem Thun zarte Keime eines neuen, nur anders geſtellten Lebens erblühen? Ach liebes Kind, Glück und Unglück gehen an uns vorüber, nur das Recht, die Pflicht beſtehen, und was dieſe uns gebieten, läßt ſich erfüllen. Die Kraft dazu kommt uns, wir wiſſen nicht wie, obgleich wir es ahnen, und die Beſſern unter uns hebt der Schmerz über ſich ſelbſt, und veredelt ſie, ſtatt ſie nieder zu drücken.“

„Tante,“ rief Viktorine, „um Gotteswillen, nennen Sie Angelika's armes Daſeyn Leben? ſind denn die Keime neuen Lebens, wie Sie ſie nennen, etwas anders, als nimmer aufblühende Knospen, die zu einer Todtenkrone ſich flechten wollen? Können Sie ſo irren? Haben Sie nie gelebt? nie geliebt?“

„Doch wohl vielleicht!“ erwiederte die Tante mit einem leiſen Seufzer, und brach für dieſen Abend das Geſpräch ab.

Zu aller ihrer Freunde höchſten Erſtaunen, erholte ſich Viktorine unglaublich ſchnell von

dem letzten Stoß, den ihre Gesundheit erlitten hatte.

Man schrieb dieses halbe Wunder zwar dem Arzte zu, doch eigentlich war es die Tante, die den Grund dazu legte, theils indem sie der Kranken durch Herrn Müller die beruhigende Gewißheit zu verschaffen wußte, daß von Raimunds Reise nach Odessa nie ernstlich die Rede gewesen sey, theils indem sie den schweren Druck gewaltsam erzwungnen Schweigens von ihr nahm, und ihr erlaubte, alle Gefühle ihres, von Angst und Liebe überströmenden Herzens vor ihr auszuschütten. Im Genuß ihrer freudigen Jugend hatte Viktorine bis jetzt keiner Vertrauten bedurft, und folglich auch keine gefunden, aber sie war auch dabei vom Schicksal zu verwöhnt worden, um den Schmerz ebenfalls allein tragen zu können. So hatte einzig das gewaltsame Zurückdrängen des sie allmächtig beherrschenden Gefühls des Kummers, der Sorge um den Geliebten, sie an den Rand des Grabes gebracht. Jetzt aber fand sie in der Tante, was weder die gute, doch beschränkte Virnot, noch eine ihrer Jugendgespielen ihr hatten seyn können: eine weise, theilnehmende Freun-

din, die zwar wolt davon entfernt blieb, ihr Benehmen durchaus zu billigen, und dieses sogar mit eindringendem Ernst zuweilen äußerte, die aber doch gern und gelassen sie anhörte. Und für dieses leidenschaftliche Gemüth war das schon eine große Erleichterung.

Uebrigens übte Ivo Tante durch ihre bloße Gegenwart eine Art magnetischer Kraft an Bitterlinen, die in der That wunderbar und seltsam genug war. Sie widersprach ihr wenig, sie fragte noch weniger, sie hörte sie meistens nur an. Aber der ernste, durchdringende Blick ihres klaren Auges entflammte Bitterlinen zu immer festeren Beschlüssen; dem stummen Widerspruch, den sie oft in den Zügen ihrer Vertrauten zu lesen glaubte, stellte sie ihre geheimsten Gedanken, ihr verborgenstes Empfinden laut entgegen und so lernte sie erst durch dieses, mit unsichtbarer Gewalt erpreßte Vertrauen sich und ihr Herz klar erkennen, indem sie dadurch über vieles erst zum deutlichen Bewußtsein gelangte, was bis dahin nur wortlos ihrem innern Sinne vorgeschwebt hatte.

So lebte denn nach und nach das gewohnte Leben in den häuslichen Kreis des Kleebornschen

Hauſes wieder zurück, und der Herr deſſelben begann ſchon, dem Zeitpunkt freudig entgegen zu ſehen, in welchem Ueberfluß, Pracht und rauſchende Geſellſchaften ſeine weiten Säle wieder füllen würden. Er kam jetzt jeden Abend auf eine Stunde in das Wohnzimmer, wo die Tante mit anmuthiger Sitte und gewohnter Heiterkeit am Theetiſche waltete, um welchen ſich ſchon zuweilen einige vertraute Freunde verſammeln durften; er ſah mit Vergnügen, wie auf Viktorinens bleichen Wangen die Farbe der Geneſung allmählich wieder erblühte, und ihr ſo lange verdunkeltes Auge wieder im helleren Glanze zu ſtrahlen begann. „Nun, nun, murmelte er dann für ſich hin, es geht wie ich dachte, mit der Zeit wird ſich alles geben,“ und eilte ſeelenvergnügt dem Spieltiſche zu, an welchem ſeine Freunde ihn erwarteten.

Eines Abends, an welchem Viktorine ſich auffallend wohl befand, ſprach er kurz ehe er fortging ſehr viel von einem glänzenden Feſte, mit welchem er nächſtens die völlige Geneſung ſeiner Tochter zu feiern gedachte, und Babet und Agathe arbeiteten dabei wie nach dem Takt an einem

neuen Ballputze, den sie nach Angabe der Tante für sich verfertigten. Der Himmel hing ihnen dabei voll, lauter Walzer spielenden Geigen, und sie sahen schon im Geiste die kleinen Füßchen unter der blumenreichen Garnirung des kurzen Kleidchens zierliche Triller schlagen.

Angelika ging indessen in liebenswürdiger Geschäftigkeit ab und zu, und suchte jedem, besonders der Tante, nach ihrer Weise etwas Angenehmes zu erzeigen. Der stille Schmerz verklärte dies holdselige Wesen immer mehr und mehr, und machte es immer freundlicher. Jeder, sogar Herr Kleeborn, fühlte sich von dem eigenthümlichen Wohlwollen, das Angelika Allen bezeigte, zu ihr gezogen, und empfand gleichsam die Verpflichtung, ihr verlornes Glück durch verdoppelte Liebe ihr zu ersetzen, so weit dies möglich war. Das dankbare Gemüth des stillen, freundlichen Mädchens öffnete sich natürlicherweise gern dem tröstenden Einflusse dieser überall ihm entgegen kommenden Neigung, und es faßte wieder Freude am Leben, doch nicht am eignen. In dieses sah Angelika vollkommen, wie in ein fremdes hinein, es war ihr, als ginge sie sich selbst nichts mehr

an; nur im Schmerz oder in der Freude Anderer fühlte sie noch ihr irdisches Daseyn, und daher war es ihr sehnlichster Wunsch, nur Viktorinen wieder froh und glücklich zu sehen, deren lebensreiche Natur weder Schmerz noch Entsagung zu tragen wußte.

Bald nach Herrn Kleeborns Entfernung ergriff die Tante ein Buch, wie sie jeden Abend zu thun pflegte, um mit ihrer wohlthuenden sonoren Stimme den jungen Mädchen etwas vorzulesen. Sie war Meisterin in dieser Kunst, und die Wahl, die sie unter den vorzüglichsten Dichtern unserer Zeit zu treffen wußte bezweckte vor allem, das Gemüth ihrer beiden Lieblinge zu beschwichtigen, indem sie den eignen Schmerz im verklärten Lichte der Poesie ihnen zeigte. So öffnete sie zugleich die jungen Herzen jenem beseligenden Einflusse der Kunst, der ihre Lieblinge weit über irdisches Geschick erhebt, und allein uns lehrt in stiller Thätigkeit, und dennoch duldend, es zu besiegen, und in der eignen Brust einen Himmel uns zu erbauen, den keine Erden-Nacht verhüllen darf.

Agathe und Babet, die nur den Augenblick mit Ungeduld erwartet hatten, in welchem die Tante

ermüdet das Buch wieder hinlegen würde, benutzten jetzt diesen, um in ihr Zimmer zu eilen, und sich dort für das erzwungene beschwerliche Schweigen während der Lektüre zu entschädigen, Angelika hingegen holte auf der Tante bittenden Wink ihre Harfe herbei, und hauchte mit süßer leiser Stimme folgendes Lied in den Klang der goldenen Saiten. Sie hatte in einer schönen wehmüthigen Stunde, bald nachdem Ferdinand zur Armee gegangen war, es selbst gedichtet, und Worte und Melodie waren zugleich entstanden.

Angelika's Lied.

Bricht an der Tag mit seinen hellen Lichtern,
So flücht' ich meiner Liebe heil'gen Schein
Vor all' der bunten, lauten Menge schüchtern
In meines Herzens tief verschloßnen Schrein;
Dort ruht er ungesehen, glüht verborgen,
Bis daß der Abend kommt; dies ist sein Morgen.

Denn, wenn nun dieser zieht die grauen Schatten,
Das Licht sich nach und nach in Dunkel bricht
Bis es im letzten Strahle muß vermatten,

Wenn Nacht ſich um die weiten Himmel flicht,
Dann zünde ich im allertiefſten Herzen
Ganz ſtill mir an der ſtillen Liebe Kerzen.

Sie leuchten freudig mir in meiner Zelle,
Aus herrlicher Vergangenheit herauf;
Sie zeigen auch im Dunkel hoffnungshelle
Mir meiner Zukunft unenthüllten Lauf;
Sie glänzen — gehn die müden Augen ſchlafen —
Als Pharus in des Traumes Wunderhafen.

Und dieſe lichten Träume ſollen blühen
So lang des Lebens Traum mich noch umfängt;
Sie ſollen treu auch dahin mit mir ziehen
Wo man zum langen Schlaf mich eingeſenkt.
Nein! Dieſe Flammen können nicht vergehen;
An ihnen zündet ſich das Auferſtehen.

Thränen glänzten in den Augen der Zuhörerinnen, als die Sängerin verſtummte, doch ihre Augen blieben klar, ihre Züge heiter, indem ſie aufſtand und ſchweigend die Harfe wieder hinaus trug.

Sobald ſie das Zimmer verlaſſen hatte, warf ſich Viktorine mit überſtrömendem Gefühl in Anna's Arme. „Tante," rief ſie, „glauben Sie es nur,

ich fühle die stille Lehre, die Sie durch die Gegenwart dieses schon halbverklärten Engels mir geben wollen, aber kann denn die junge Tanne sich schmiegen und beugen wie der Epheu? liebe, gütige Frau, ich leide in Ihrer Seele wenn ich Ihre Zukunft mir denke, denn ich sehe es, Sie wollen zu der Höhe mich führen, auf welcher Angelika, erhoben in ihrer Demuth, schon steht, und Sie werden zu meinem frühen Grabe mich hinleiten!"

In Thränen schwimmend, verbarg sie jetzt ihr Gesicht am Busen der Tante, die, schmeichelnd und liebkosend, sie aufzurichten strebte. „Meine Viktorine," sprach sie, „mein geliebtes Kind, glaubst Du denn, ich wisse nicht, wie Schmerz oder Freude auf Jeden, seiner eignen Natur nach, verschieden wirken muß? oder denkst Du, ich wäre ungerecht genug, Allen Alles zuzumuthen? da doch das Maaß und die Art unsrer Kraft so verschieden sind? Nur können wir dieses Maaß nicht eher erkennen, bis wir erprobt haben, wie weit es reicht. Und deshalb thut es mir immer weh, und macht mich sogar zuweilen unmuthig, was es nicht sollte, wenn ich sagen höre: das kann ich

nicht, das ist mir unmöglich. Ach, wir können tausendmal mehr, als unsre feigherzige Trägheit uns eingestehen mag, wenn es uns nur mit dem Wollen ein rechter Ernst ist! Ich spreche aus Erfahrung, liebes Kind! oder denkst Du wirklich, weil ich jetzt alt bin, ich habe nie jugendlich gefühlt, nie jugendlich gelitten, wie Du oder Angelika?"

„Ach Tante, ich glaube es wohl," erwiederte seufzend Viktorine, „aber Ihre Jugendzeit war anders und besser als die unsere, und auch das Mädchenleben, in allen seinen Anforderungen und Begebnissen, war gewiß himmelweit von dem unsern verschieden. Daher kann ich mir recht wohl denken, daß auch Sie fühlten wie wir, aber ich kann nimmermehr glauben, daß der Schmerz so gewaltsam zerstörend Ihnen nah getreten sey. Seit Sie jung waren, hat sich alles anders gestaltet, und auch wir sind ganz anders ins Leben hingestellt als Sie es waren. Bei Ihnen war Ruhe und Ordnung; wir aber schiffen auf bewegtem Meer, jauchzend werden wir von der hohen Brandung zum Hafen getragen, oder finden, von ihr zerschmettert, am nächsten Felsen-

riff unſer und unſrer Hoffnungen Grab. Jedes Lebensſchiff iſt jetzt das Spiel der Windsbraut der Zeit, jede Bewegung iſt Kampf.“

„Die Form mag ſich freilich, ſeit ich jung war, ſehr verändert haben,“ erwiederte die Tante, „aber das innere Weſen der Dinge verändert ſich nie, und der Glaube iſt kindiſch, wenn gleich ziemlich allgemein, daß die Welt, weil wir ſie betreten, ſich durchaus umgeſtalten mußte.“ Viktorine ſchwieg erröthend, und jene fuhr, ſehr ernſt werdend, zu reden fort, indem ſie auch Angelika's Hand ergriff, welche inzwiſchen wieder in das Zimmer getreten war. „Kinder,“ ſprach Tante Anna, „ich bin nicht daran gewöhnt, viel von mir ſelbſt zu reden, aber ich liebe Euch mütterlich und habe es in dieſen Tagen recht ernſtlich bei mir ſelbſt überlegt: ob ich nicht wohl daran thäte, wenn ich Euch auch meine Jugend erzählte. Ich glaube, daß Dein Muth, meine Angelika, vielleicht geſtärkt und erhöht wird, wenn Du an meinem Beiſpiele ſiehſt, daß es ein noch herberes Leid geben kann, als das Deine, und daß es dennoch möglich ſey, es zu tragen und dabei zu leben. Und Du, meine Viktorine, kannſt viel-

leicht lernen, daß die Liebe in Deinem jungen Herzen noch nicht das höchste Werk des alten Meisters ist, nicht die einzige Axe, um die für Dich die Welt sich drehen muß, und daß das, was Du Dein Unglück nennst, nicht eine Art von Adelsbrief ist, der vor Andern Dich auszeichnet; denn wir Alle wurden geboren zu lieben, zu leiden, und am Ende in stiller, frommer Ergebung unser wahres Glück zu finden. Den ersten Abend, an welchem wir Drei ruhig und allein bei einander sind, denke ich dieser ernsten Unterhaltung zu weihen, obgleich ich vielleicht nicht ganz gleichgültig und ohne Schmerz daran gehen werde, so manchen längst besiegten bösen Tag noch einmal in der Erinnerung zu durchleben."

„Höre Babet," fragte Agathe ihre Schwester Abends beim Auskleiden, „wie gefällt Dir Angelika?" „Ach, geh' mir mit der, die ist mir viel zu mattherzig," erwiederte Babet verdrüßlich. „Ja es ist wohl wahr, viel Leben hat das arme Ding freilich nicht," erwiederte Agathe mit einem kleinen Achselzucken, „aber gut muß

man ihr doch seyn. Sieh nur, was für ein gro=ßes Stück sie mir, während dem Vorlesen, an meiner Garnirung weiter half.“

„Die Tante hat doch wirklich viel Geschmack,“ setzte Agathe nach einer kleinen Pause hinzu, wäh=rend welcher sie das neue Kleid wohlgefällig be=trachtete; „und sie ist Dir auch noch sonst gar nicht so übel, als wir Anfangs meinten. Denk' nur, sie weiß alles von mir und dem Lieutnant, und dabei ist das das Wunderlichste, daß ich ihr das Meiste selbst erzählt habe; ich begreife noch bis diese Stunde nicht, wie ich dazu gekommen bin.“

„So? und was sagte sie denn dazu?“ fragte Babet ganz trübselig, denn sie überlas eben zum dreißigsten Male des blonden Theodors Abschieds=karte, die sie vorhin im Wohnzimmer heimlich vom Spiegel mit weggenommen hatte.

„Ach es war recht wunderlich,“ erwiederte Agathe, „sie lachte und sagte: nun mit diesem Herzchen hat es wohl für's Erste keine Noth, das nimmt es wohl noch mit einem ganzen Dutzend hübscher Blond= und Schwarz=Köpfe auf. Was das nicht recht frivol gesprochen von einer so al=

ten Person? Hernach aber ward sie auch wieder mit einem Male ganz ernsthaft, und gab mir gute Lehren, und sagte mir Allerlei darüber, wie ich mich gegen den Schwarzen zu benehmen habe."

„So hat sie Dich doch am Ende recht ausgescholten;" murmelte Babet vor sich hin.

„Gescholten? Ach nein, nicht sehr, nur ein ganz klein bischen," antwortete Agathe, „und Du wirst es kaum glauben, aber es ist doch wahr, sie hat mir ganz von selbst versprochen, daß er zu der ersten Gesellschaft gebeten werden soll, die wir geben, und das geht auch recht gut an, denn Visite hat er beim Onkel gemacht, ich habe selbst die Karte gesehen. Und dann soll er auch mich zu Tische führen und neben mir sitzen dürfen, aber dafür mußte ich ihr auch versprechen, ihr nichts von dem zu verhelmlichen, was unter uns vorgeht."

„Und das hast Du auch gethan?" fragte Babet. „Das wohl nicht," war die Antwort, „ich habe ihr natürlicher Weise gesagt, daß ich ihr unmöglich ein jedes Wort wiederklatschen könne, was wir Beide mit einander reden, und da-

mit war sie denn auch zufrieden. Sie lachte wieder recht von Herzen, und meinte denn, daß sie das auch gar nicht zu wissen verlange. Ich soll ihr nur nichts vorsätzlich verschweigen, und vor allen Dingen ihr gerade das sagen, wobei mir einfiele, daß ich es nicht gern sagen will. Das habe ich ihr denn endlich auch versprochen, denn ich denke, das kann mir doch einmal nützlich seyn, da sie es doch so gut mit mir meint. Es ist mir auch selbst sogar lieb, daß ich doch jetzt Jemand Vernünftiges habe, mit dem ich alles überlegen kann, und der mir guten Rath gibt."

„O du dummes Kind, dann ist ja bei der ganzen Geschichte keine Freude mehr!" seufzte die trauernde Babet, setzte sich verdrüßlich mit ihrer Karte in eine Ecke, Theodor und die Seligkeit des letzten Cotillons fielen ihr wieder ein, und sie weinte bitterlich wohl eine Viertelstunde lang, bis sie zuletzt darüber vor Betrübniß einschlief.

Wenige Tage ſpäter wurde eine neue berühmte Oper gegeben, und Babet und Agathe erhielten die Erlaubniß, der erſten Vorſtellung derſelben unter dem Schutze der Mamſell Virnot beizuwohnen. Seit Viktorinens Krankheit hatten ſie dieſer Freude entbehrt, alſo lange genug, um ihr jetzt mit Entzücken entgegen zu gehen, und ſo war denn der einſam ruhige Abend für die verſprochne Lebensgeſchichte der Tante gewonnen.

Im Zimmer herrſchte mehrere Minuten lang eine faſt andächtige Stille, welche weder Angelika, noch Viktorine unterbrechen mochte; die Tante ſah ſo wehmüthig feierlich aus, indem ſie ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, in ihren Armſtuhl niederließ. Deshalb verſtummten auch beide Mädchen, und mochten aus Zartgefühl es gar nicht wagen, ſie durch Worte oder Blicke an ein Verſprechen zu erinnern, deſſen Erfüllung ihr, wie ſie ſelbſt geſtanden hatte, ſchmerzlich ſeyn mußte. Doch es bedurfte bei ihr keiner Mahnung, denn nach einer kleinen Pauſe nahm ſie, wenn gleich ſichtbar beklommen, von ſelbſt das Wort.

„Das ruhige Beieinanderſeyn des heutigen Abends wollen wir benutzen, wie ich es Euch verheißen

habe," sprach sie, „aber mir ist doch sonderbar dabei zu Muthe, wahrscheinlich, weil ich nie gewohnt war, von mir selbst viel zu reden.

„Ich wußte von jeher zu viel von der Welt, als daß ich hätte wünschen können, daß sie viel von mir wissen möge, und so seyd Ihr denn die Ersten, denen ich je von mir und der Geschichte meines Lebens Rechenschaft ablege. Meine Erzählung wird indessen doch lang seyn, denn mein Leben war's. Es war doch auch mitunter recht öde, recht schmerzenvoll, recht arm!" setzte die Tante, von ihrer Erinnerung unwillkührlich fortgerissen, hinzu, und sah dabei so trübe und schweigend vor sich hin, wie man einem bei sinkender Dämmerung sich entfernenden Gegenstande nachblickt.

Angelika rückte ihr leise näher, Viktorine, heftig wie gewöhnlich, schloß sie in ihre Arme und rief, indem sie mit besorgter Theilnahme ihr in's Gesicht sah: „Tante, liebe Tante, wenn es Sie schmerzt" — doch diese wehrte sie freundlich von sich ab.

„Nicht doch," sprach sie, „und wäre es auch! Ihr Beide seyd ja meine geliebten Töch-

ter, und Mutterliebe achtet keiner Schmerzen. Es liegt doch auch wieder gewissermaßen etwas Erfreuliches in dem Gefühle, mit welchem wir am Ende einer langen, gefahrvollen Bahn den zurückgelegten Weg noch einmal überschauen, und die, welche ihn erst antreten wollen, durch unsre mühsam erworbne Erfahrung zu leiten suchen," setzte die Tante nach einer kleinen Pause mit gefälligem, wenn gleich Anfangs etwas erzwungnem Lächeln hinzu. „Was ich Euch erzählen will, ist übrigens kein erheiterndes Mährchen, wie es für Euern jugendlichen Sinn sich passen möchte, aber mährchenhaft wird es Euch doch wohl zuweilen vorkommen, wenn ihr die verfallne Gestalt der alten Tante ansieht und sie dabei von jenem Zauber sprechen hört, dessen Nachhall ihr noch immer nicht verklungen ist. Von jenem Zauber," fuhr die Tante mit feuriger Beredsamkeit fort, „von jenem Zauber, der bis in mein spätes Alter im Innern mich jung, im Aeußern mich kräftig erhielt; der alle Hieroglyphen des Leben am Ende mir herrlich auflöste, der, wenn gleich erst spät, im Schmerz, wie in der Freude, das hohe Geschenk eines Lebens mich recht würdigen lehrte,

in welchem Gott uns die Liebe zur Begleiterin gab, die am Ende unſers Tagewerks freundlich mild, wie der Abendſtern bei ſinkender Nacht, uns zur Ruheſtätte leuchtet, um uns bei'm Erwachen wieder zu empfangen."

Viktorine und Angelika blickten gerührt auf die Tante. Indem dieſe ſo ſprach, ſchien ſie vor ihren Augen höher, ſchöner, jugendlicher zu werden, denn der erhebende Ausdruck vollkommner, ſeliger Ruhe nach langer, mühvoller Pilgerfahrt, verbreitete ſeinen verklärenden Zauberſchein über ihre ganze Geſtalt, ſo daß die Mädchen ſie kaum wieder erkannten. Wie ſie damals, mag vielleicht ein ſeliger Geiſt die eben verlaßne Erde und die geliebten Menſchen auf ihr, noch einmal überſchauen, eh' er den höhern Flug vollends aufwärts, der ewigen Heimath zuwendet.

„Es iſt wunderbar, wie groß und breit und gewaltig die Kluft zwiſchen ehmals und jetzt ſich in dieſem Momente vor mir ausbreitet, indem ich zurückblicke in meine Vergangenheit," fuhr die Tante nach einer kleinen Pauſe ſehr ernſthaft und nachſinnend fort. „Es wird in der That faſt nöthig, daß ich einen Anlauf nehme, wie

jeder gern thut, der im Begriffe steht einen gro-ßen Sprung zu wagen; denn wahrlich! es ist ein Riesensatz von dieser Stunde an, bis zu der, in welcher ich mein funfzehntes Jahr antrat. Daß ich auch einmal will funfzehn Jahre alt gewesen seyn, kommt Euch wahrscheinlich schon ein wenig sonderbar und unglaublich vor," setzte sie lächelnd hinzu, „aber gewiß, ich war es doch wirklich, obgleich mir dies selbst jetzt wie ein Traum dün-ken will. Euch wird es einst nicht besser gehn, liebe Kinder, freilich wird dann der Hügel, un-ter dem ich ruhen werde, schon seit langen Jah-ren eingesunken seyn, aber die Zeit kommt doch, und es wird Euch auch dann ebenfalls scheinen, als habe sie dennoch Euch übereilt. Deshalb wollen wir aber für jetzt der Eilenden nicht wei-ter vorgreifen, denn sie holt uns ohnedem schnell genug ein.

„Seyd ruhig, Kinder," sprach die Tante, als beide Mädchen mit einem unendlich wehmü-thigen Gefühl ihre Hände ergriffen, und sie küß-ten; „seyd ruhig, und laßt Euch nicht so von Andeutungen und Bildern erschrecken, welchen man in meinem Alter nur gar zu gern nachhängt,

und denen man auch in dem Eurigen nie, wenigstens nicht gefliſſentlich, aus dem Wege gehen ſollte. Und nun bitte ich Euch, ſtört mich im Verfolg meiner Erzählung ſo wenig als möglich durch Einreden jeder Art, und laßt mich für's Erſte den bewußten Anlauf zum Anfange derſelben nehmen, indem ich Euch ein Bild unſers häuslichen und geſelligen Lebens leicht hinſkizzire, ſo wie es damals beſtand, als ich vor einigen und vierzig Jahren aus der Kinderſtube in die Mädchenwelt eingeführt wurde.

„In jener, Euch ſo ferne liegenden Zeit war das Leben von Euresgleichen beides, reicher, und ärmer als das Eure. Aermer, unendlich ärmer an Willkühr und Freiheit; an Ueberfluß und Mannichfaltigkeit der Vergnügungen; reicher, viel reicher an wahrem reinen Genuß; denn eben jener Ueberfluß, deſſen Ihr Euch rühmt, ermüdet am Ende, und die Seltenheit war von jeher die beſte Würze unſrer Freuden.

„Dieſes Lob meiner Zeit kommt Euch etwas ſophiſtiſch vor? nun ſo werdet Ihr doch wenigſtens gewiß einen zweiten Vorzug für voll gelten laſſen, den Eure Großmütter vor Euch voraus hatten,

und von dem, wie die Welt jetzt steht, fast keine Spur übrig geblieben ist; ich meine hiermit jene allgemeine, zarte Aufmerksamkeit, jene an Ehrfurcht gränzende Hochachtung, jene, an die Zeiten alter Chevallerie erinnernde und aus diesen abstammende, ehrerbietige Galanterie, welche damals von allen gebildeten Männern unserem Geschlechte gezollt ward. Wenn wir einmal in der Gesellschaft erschienen, was freilich weit seltner geschah als jetzt, so traten wir gleich kleinen Fürstinnen einher, von einem Gefolge umgeben, das jedem unsrer Wünsche mit zuvorkommendem Eifer entgegenflog. Mit Euch, Ihr guten Kinder, dünken sich die jetzigen Männer wenigstens auf gleichem Fuß, und glauben damit schon ein Uebriges für Euch gethan zu haben. Daran aber seyd Ihr selbst schuld, denn Ihr habt Euch auf glattem Boden neben sie hingestellt. Ich möchte uns, in unserem damaligen Verhältniß zur männlichen Welt, am liebsten mit seltnen Blumen vergleichen, die mit Sorgfalt in einem verschloßnen Gewächshaus aufbewahrt werden, zu denen man deshalb gern Zutritt zu erhalten sucht, und sie in der Nähe zu bewundern wünscht. Ihr aber

wachst und blüht in der Freiheit, vielleicht nur um so üppiger und schöner, aber Ihr steht in einem, aller Welt offnen, lustigen Garten, in welchen man ohne Rückhalt Euch nahen darf. Was man aber täglich mühelos sehen kann, verliert am Ende den höchsten Reiz, den der Neuheit; man gewöhnt sich bald genug, achtlos daran vorüberzuwandeln, und leider geht darüber manche köstliche Pflanze unbemerkt zu Grunde, oder wird wohl gar im Gedränge zerknickt und zertreten.

„Indessen will ich nicht ableugnen, daß wir Euch um Eure jetzige größere Freiheit wahrscheinlich würden beneidet haben, wenn wir uns eine solche nur recht lebhaft hätten denken können. Das war aber bei unsern beschränkteren Begriffen vom Leben und unsrer, durch unser Verhältniß herbeigeführten furchtsamen Bescheidenheit nicht wohl möglich. Auch muß ich gestehen, daß wir einen großen Theil unsrer damaligen vornehmen Grandezza mit unsäglichem schmerzlichem Zwange, mit hohen Absätzen an den Schuhen, mit breiten steifen Fischbeinrücken, mit Harnisch ähnlichen Schnürbrüsten theuer genug erkaufen

mußten. Im vollkommensten Gegensatze mit dem jetzt üblichen, war unser Anzug hauptsächlich darauf berechnet, unsre Gestalt bis zum Unkenntlichen zu maskiren. Jede von uns war ein wandelndes Räthsel, von der Spitze des kleinen, mit Flittern gestickten Atlas-Kothurns, welchen blitzende Steinschnallen noch verherrlichten, bis zu dem Wipfel des hochaufgethürmten Haarschmucks, der obendrein den ganzen Tag über unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, weil jeder Luftzug, jede zu rasche Bewegung des Kopfes dem zarten Puderreif Untergang drohte. Der zärtlichste Liebhaber konnte nicht einmal in jener Zeit über die Farbe der Haare seiner Schönen zu einiger Gewißheit gelangen, denn der gelbe Puder machte die Braune der Blonden ganz ähnlich. Die Kleine hob sich vermittelst höherer Absätze an den Schuhen zur mittlern Größe hinauf, und die wespenartig zusammengeschnürte Taille, die in unbegreifliche Breite ausgehenden Fischbein-Röcke gaben Allen die nämliche Form, aus welcher kein sterbliches Auge die wahre menschliche Gestalt herausfinden konnte.

„Ihr lacht über die wunderliche Figur, die

wir spielten? Ich 'glaube, ich müßte selbst lachen, wenn ich mich noch einmal in meinem damaligen Putz erblicken sollte, und doch galten die Schönen unter uns deshalb nicht für minder schön, und die Häßlichen gewannen noch bei dieser allgemeinen Vermummung, denn sie gingen in der Maske mit durch, die sich obendrein auf das vollkommenste dazu eignete, kleine Mängel zu verbergen.

„Ein sehr charakteristisches Unterscheidungszeichen jener Zeit bestand auch darin, daß wir Alle damals Zeit hatten zu Allem, was uns oblag, oder was wir unternehmen wollten, zu vollbringen. Die jetzt so allgemeine Klage über Mangel derselben, hörte ich in meiner Jugend fast nie, und der ganz einfache Grund hiervon war der, daß wir viel mehr zu Hause blieben, als die jetzige Generation. Morgenbesuche und Morgenpromenaden waren etwas so Ungewöhnliches, daß ich wohl darauf wetten möchte, meine Mutter sey nicht drei Mal in ihrem Leben Vormittags ausgegangen, außer in die Kirche. Indessen möchte ich diese größre Häuslichkeit meinem Zeitalter nicht ganz zur Tugend anrechnen, eine gewisse

unbeholfne Steifheit der Sitten und Gewohnheiten hatte auch Theil daran. Man scheute nichts so sehr, als Bekannten, soger Freunden, sich und sein Haus anders als im vollen Putze zu zeigen. Ein unerwarteter Besuch, der uns im Hauskleide oder bei häuslichen Beschäftigungen überraschte, erregte gewöhnlich eben so viel Verwunderung als Unmuth, und nur eine sehr wichtige Veranlassung konnte einem solchen Ueberfalle zu Entschuldigung dienen.

„Daß wir, ohne gegen alle Regeln des Anstandes zu sündigen, weder im Theater, noch auf der Promenade, noch überhaupt an einem öffentlichen Orte ohne einen männlichen Begleiter erscheinen durften, diente auch gar sehr dazu, uns das Ausgehen zu erschweren. Denn obgleich zu dieser Gewohnheit wahrscheinlich die zum Dienste der Damen allezeit bereitwillige Galanterie der Männer den ersten Anlaß gegeben haben mochte, so waren doch die unter ihnen, von welchen wir uns anständiger Weise eskortiren lassen konnten, nicht immer müssig, zuweilen auch nicht gefällig genug, um stets zur Hand zu seyn, wenn wir ihrer bedurften. Uebrigens spreche ich hier nur

von den Frauen; junge Mädchen ſetzten keinen Fuß auf die Straße, als unter dem Schutz ihrer Mütter.

„Alles, alles, was uns umgab, Lebloſes und Belebtes, ſtrebte damals zu einem gewiſſen formellen Weſen hin, welches gegen die jetzige zwangloſe Lebensweiſe ſehr wunderſam abſticht. Bei den fein geſchnitzten und à quatre couleurs vergoldeten ſehr zerbrechlichen Stühlen unſrer Putzzimmer war an kein Anlehnen zu denken; die zu den Stühlen paſſenden ſchmalen Kanapee's hatten nur die Aehnlichkeit mit unſern jetzigen, damals noch ganz unbekannten Sopha's, daß ſie, wie dieſe, als Ehrenplatz manchen Rangſtreit unter den Damen veranlaßten, übrigens boten ſie durchaus keine Bequemlichkeit für die jetzt ſo beliebte liegende Stellung, die damals in geſunden Tagen etwas Unerhörtes war.

„Auch weiß ich nicht, wie man dieſe mit dem ganzen damaligen Anzuge, dem Reifrocke, der gepuderten Friſur hätte vereinigen können; wir hielten uns gerade, wie ich noch immer aus alter Gewohnheit thue, und ohne es weiter unbequem zu finden.“

„Mit dieser körperlich geraden Haltung hing aber auch, sogar im engsten Familienkreise, ein sehr genaues Beobachten der einmal angenommenen Höflichkeitsregeln gegen seines Gleichen, und der abgemessensten Ehrfurcht gegen Höhere zusammen, die ich jetzt, ich mag es nicht leugnen, zuweilen recht schmerzlich vermisse, weil die jetzige Welt dergleichen als steifes, überflüssiges Zeremoniell heut zu Tage verachtet. Die zierliche, vom Tanzmeister zu diesem Zweck erlernte Verneigung an der Thüre, mit der ich täglich meine Eltern zuerst begrüßte, ehe ich näher trat und jedem von ihnen besonders mit feierlicher Ehrerbietung den guten Morgen bot, würde jetzt freilich lächerlich erscheinen; doch der Mensch ist ein Kind der Gewohnheit, und wem man am Morgen so ehrfurchtsvoll sich nähert, gegen den wird man schwerlich im Laufe des Tages bis zum heftigsten Widerspruch oder zu andern Unziemlichkeiten sich vergessen, wie doch jetzt von Kindern gegen ihre Eltern nur zu oft geschieht. Die Eltern nach jetziger Art Du zu nennen, hätte damals gewiß für eine Art von Blasphemie gegolten, nur bei ganz kleinen Kindern höchstens ward dieses

geduldet, und doch wurden Vater und Mutter gewiß nicht weniger geliebt, als jetzt. Ich hing an den meinigen mit so liebevollem, reinem Vertrauen, daß ich unmöglich glauben kann, der jetzt zwischen Eltern und Kindern herrschende Ton vollkommner Gleichheit hätte dieses Gefühl erhöhen können; wohl aber kann ich es nicht ableugnen, daß er in einigen Fällen und mit gewissen Modulationen mich jetzt oft verletzt.

„Mein Vater lebte ein lange Reihe von Jahren hindurch in dieser freien Reichsstadt als königlich ***scher Resident in Ehre und Ansehen. Als der jüngere Sohn einer sehr alten Familie, in welcher das Majoratsrecht galt, war er nicht reich, um so weniger, da auch meine Mutter ihm kein bedeutendes Vermögen zugebracht hatte. Die Einkünfte meiner Eltern, verbunden mit der Besoldung meines Vaters, reichten daher nur eben hin, um bei Sparsamkeit und Ordnung mit Anstand davon leben zu können; freilich aber gehörte vor funfzig bis sechszig Jahren weit weniger dazu als heut zu Tage. Damals herrschte, selbst in den reichsten Häusern dieser Stadt, eine gewisse frugale Mäßigkeit, die man jetzt vielleicht Geiz

und Mesquinerie schelten würde; tausend Erfindungen des Luxus, welche wir ohne Bedenken dem Unentbehrlichen zuzählen, waren in jener Zeit völlig unbekannt; man wohnte weit enger zusammengedrängt, man brauchte viel weniger Bedienung und hatte durchaus keine kostspieligen Phantasien zu befriedigen.

„Bei alle dem hielt man aber dennoch viel auf eine gewisse solide, wenn gleich etwas schwerfällige Pracht, in der Kleidung sowohl, als in allen übrigen Umgebungen. Wenigstens zwei Mal im Jahre mußte der, im alltäglichen Leben sehr mäßig besetzte Tisch, unter der Last des schweren Silbergeschirres, der kostbarsten Weine, der ausgesuchtesten Speisen, sich seufzend beugen, und so viele Gäste, als der Saal nur zu fassen vermochte, saßen im feierlichsten Putze, starrend von Gold und Edelsteinen, um ihn her, alle von dem sorgsamen Herrn des Hauses nach Rang und Würden auf das Gewissenhafteste geordnet. Dieser sowohl, als seine Frau, sahen bei einem solchen Feste wie Leute aus, die einer an sich ehrenvollen, aber doch nicht ganz leichten Pflicht sich so gut als möglich zu entledigen suchen, und

auch die Gesichter der Gäste zeigten im Ganzen mehr den Ausdruck einer höflichen Resignation, als den des Vergnügens; denn an einer dreistündigen Sitzung an der Tafel vermochten doch nur sehr wenige sich wirklich zu erfreuen. Eigentlich war aber auch von geselligen Vergnügungen bei einer solchen formellen Absperfung nie sonderlich die Rede, niemand machte Ansprüche daran, und im Ganzen ging es sehr still dabei her. Die Frauen beobachteten alles, zählten Schüsseln und Assietten, und überlegten, wie sie bei ihrem eignen nächsten Gastmahle deren noch ein paar mehr anbringen könnten; die Männer aßen, tranken und ließen gegen das Ende der Mahlzeit ihren Witz in Ausdringung schalkhafter Gesundheiten leuchten. Alle aber, die Wirthe wie die Gäste, dankten Gott, wenn wieder einmal ein solches Vergnügen überstanden war.

So sah es zu jener Zeit mit dem geselligen Vergnügen bei uns aus. Freilich hatte mein Vater im Auslande, besonders in Frankreich, eine leichtere und gemüthreichere Lebensweise kennen gelernt, doch er fühlte die Verpflichtung, sich nach den Gebräuchen des Ortes zu richten, in welchem

er eine gaſtlich-freundliche Aufnahme fand; überdem war er auch zu vernünftig, um gegen den Strom ſchwimmen zu wollen, was damals noch mit ganz beſonderer Schwierigkeit verbunden war. Die Welt war gegen Sonderlinge und Neuerungsſüchtige bei weitem nicht ſo tolerant als jetzt, wo in jedem Winkel und auf jeder Schulbank Weltverbeſſerer mit grandioſen Anſichten ſitzen, die alle ihr gläubiges Publikum finden. Jener Ausſpruch: „Du Narr willſt klüger ſeyn, als wir!“ mit welchem die ungebildeten Brüder von Gellerts tanzenden Bären dieſen aus ihrer Mitte vertrieben, war damals noch in voller Kraft, und ganz an der Tagesordnung.

„Mein Vater ließ es ſich alſo gar nicht beikommen, an der Lebensweiſe ſeiner Freunde und Bekannten das mindeſte abändern zu wollen; er nahm an ihren Feſten willigen Antheil, aber er hütete ſich zugleich gar ſehr davor, ſich mit den reichen Handelsherren, in deren Mitte er lebte, in einen Wettſtreit einzulaſſen, bei dem er entweder mit Schande beſtehen, oder ſich und die Seinen zu Grunde richten mußte. Daher verſammelte er in ſeinem Hauſe, und an ſeinem

mit anständiger Mäßigkeit beſetzten Tiſche, nur immer eine kleine Anzahl mit Auswahl zuſammengebetener Gäſte, und das ſeltne Talent meiner Mutter, mit ſehr Wenigem viel hervorzubringen, machte es uns leicht, dieſe kleinen Gaſtmahle ziemlich oft zu wiederholen. Die Ordnungsliebe der theuren Frau, der Scharfblick, mit dem ſie Alles von ihr mit Sorgfalt aufbewahrte ſtets am rechten Orte zu benutzen verſtand, gaben bei möglichſter Erſparniß unſerem Haushalte das Anſehen einer damals hier noch unbekannten Eleganz. Zwar nannte man unſre Lebensweiſe wohl zuweilen vornehm, aber man verzieh ſie uns doch, weil man das Bewußtſeyn dabei behielt, uns an Reichthum und Pracht zu übertreffen. Man lebte ſogar recht gern mit uns, weil meine Eltern mit dem Ausdrucke des herzlichſten Wohlwollens ächte Höflichkeit und jenen feinen geſelligen Takt verbanden, der uns lehrt, alles zu meiden, was auch den Geringſten in der Geſellſchaft verletzen könnte, und jedes ſo zu verſtehen, wie es gemeint ward. Mein Vater hatte ſich dieſe Eigenſchaften früher im Leben mit der Welt erworben, meiner wahrhaft liebenswürdigen anſpruchsloſen Mutter waren

sie angeboren, und so erfreuten sich beide lange Jahre hindurch der Achtung und Liebe eines aus ziemlich heterogenen Gestalten zusammengesetzten Kreises, dessen Mittelpunkt sie waren, ohne je nach dieser Ehre gestrebt zu haben.

„Zwölf Jahre hindurch blieb ich das einzige Kind meiner Eltern, und genoß im Uebermaße alles Glück und Unglück eines solchen, bis Deine Mutter, liebe Viktorine, geboren ward. Ich war von der Natur sowohl geistig als körperlich mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet, und meine Eltern sorgten auf das angelegentlichste für die fernere Ausbildung derselben; ja ich darf wohl sagen, daß mein Vater, ganz gegen seine sonstige Art, verschwenderisch wurde, sobald es darauf ankam, irgend ein in mir schlummerndes Talent an das Licht zu rufen. So sorgsam er sonst alle neue fortlaufende Ausgaben vorher berechnete, so ernstlich er jede nicht durchaus nothwendige vermied, so sparte er doch nichts, um mir die ersten Lehrer in allem zu verschaffen, wozu ich Lust und Anlage zeigte. Man hielt mir, ganz gegen die damalige Gewohnheit, keine französische Gouvernante, ich ward auch in keiner Pensionsanstalt

erzogen, denn meine Mutter hatte gegen beide Erziehungsmethoden einen unüberwindlichen Widerwillen, doch meine Eltern ersetzten dies überschwenglich durch die treue Aufmerksamkeit, mit der sie selbst über den Unterricht ihres Lieblings wachten.

„So machte ich denn in früher Jugend nicht ganz unbedeutende Fortschritte in der Musik, im Zeichnen und Miniaturmalen, in allem, worin nach der Meinung der jetzigen Zeit ein Mädchen unterrichtet werden muß, und schritt damit weit über die Gränze der damals genehmlichen Begriffe von weiblicher Erziehung hinaus. Diese drehte sich in einem weit engern Kreise herum, und die Kunstübungen eines Mädchens jener Zeit beschränkten sich gewöhnlich auf ein paar leidlich hergeklimperte Polonaisen, ein paar mühselig durchgezeichnete Stickmuster, höchstens auf ein ängstlich getuschtes Landschaftchen nach irgend einem Kupferstiche. Die mir angeborne Leichtigkeit, mit der ich fremde Sprachen erlernte, bewog unter andern meinen Vater, mir auch in der englischen und italienischen Sprache selbst Unterricht zu ertheilen. Französisch war ohnehin unsre täg-

liche Hausſprache; ſobald wir unter uns allein waren, ſprachen wir keine andere, denn dies war damals faſt in allen adlichen Familien ſo der Gebrauch. Mein Vater zog dieſe Sprache jeder andern vor, weil von ihr zu ſeiner Zeit nicht nur ſeine, ſondern auch die geiſtige Bildung aller derer ausging, die ſich nicht geradezu dem eigentlichen Gelehrtenſtande widmen wollten, und die klaſſiſchen Schriftſteller der Franzoſen blieben ihm Zeitlebens die liebſten, ich könnte wohl ſagen, die einzigen, die er las. Von der deutſchen ſchönen Literatur hatte er in ſeiner Jugend nur wenig kennen gelernt, und dies wenige war ihm nicht erfreulich geweſen, wie es denn auch in jener trüben Gottſchediſchen Zeit einem Geiſte wie dem Seinigen nicht zuſagen konnte. Daher blieb ihm ein unüberwindliches Vorurtheil gegen alle deutſche Schriftſteller, beſonders gegen die deutſchen Poeten, welches er mit faſt allen damals lebenden, gebildeten Männern theilte, die darin dem Beiſpiele König Friedrichs des Zweiten folgten. Auch ich lernte deshalb erſt ſpät die Schätze meines eigenen Volks kennen, obgleich um die Zeit, da ich geboren ward, ſchon die hellſtrahlende Mor-

genuthe am deutschen Kunsthimmel den glorreichen Tag verkündete, der jetzt uns leuchtet.

„Mehr als aller meiner übrigen guten Anlagen erfreute sich mein Vater jenes, unserm Geschlechte eignen, leichten Auffassungsvermögens, mit dessen Hülfe wir spielend errathen, was die Männer mühsam erlernen, und durch welches ich besonders mich auszeichnete.

„Diese den Frauen ganz eigenthümliche Gabe konnte uns fast verleiten, an gute, aber doch wenigstens gutgemeinte Feen zu glauben, die ihren Lieblingen schon in der Wiege eine ganz eigne Gewandtheit verleihen, welche sie fähig macht von allem für sie passenden Wissenswerthen sich wenigstens die schimmernde Oberfläche anzueignen. Ohne tiefer in's Reich der Wissenschaften einzudringen, oder auch nur eindringen zu wollen, umschwärmen diese vor andern Begünstigten auf leichtem Fittich die Blüthen, und lassen den Männern gern das mühsame Geschäft, im Schweiße ihres Angesichtes den Wurzeln nachzugraben. Auch sind sie nicht nur fähig, sich zu freuen, wann kluge Männer reden, weil sie verstehen, wie sie's meinen, sondern sie wagen es zuweilen im scher-

zenden Uebermuth, mit glücklicher Keckheit sich neben diese klugen Männer hinzustellen, und sie durch die ihnen beiwohnende Zauberkraft mitunter selbst ein wenig irre zu machen.

„Diese geistige Geschmeidigkeit ist aber dennoch für die, welche sie besitzen, bei weitem nicht gefahrlos, und sollte nach meiner jetzigen Ansicht wohl eher in Schranken gehalten, als geübt und bewundert werden. Doch mein Vater war hierin andrer Meinung. Ihm galt anspruchslose heitre Liebenswürdigkeit, zu Hause, wie in der Welt, für eine der ersten Eigenschaften meines Geschlechts; er hielt dafür, daß wir, um zu dieser zu gelangen, wohl einer höheren Geistesbildung, aber durchaus keiner Gelehrsamkeit bedürften, die er geneigt war, eher für ein Hinderniß anzusehen. Daher belächelte er mit wahrer Lust meine kleinen wissenschaftlichen Charlatanerien, und ließ mich gewähren.

„Während meine geistige Entwickelung auf diese Weise meinen Vater ergötzte und beschöftigte, sorgte meine gute treffliche Mutter auf seinen Antrieb dafür, mir durch frühe Gewöhnung die möglichste Unabhängigkeit von allen jenen unbedeu-

tenden Kleinigkeiten zu verschaffen, die so oft den ausgezeichnetsten Frauen quälende Fesseln anlegen. So wie ich heranwuchs, brachte sie durch Lehre und Beispiel mich dahin, daß ich weder des Schneiders noch der Putzmacherin bedurfte. Selbst die Kammerjungfer und den Friseur lernte ich im Fall der Noth entbehren, und das war damals keine Kleinigkeit.

„Auf diese Weise glaubte mein Vater, geistig und körperlich am besten für meine Zukunft mich auszustatten, möge diese mich nun in die Welt führen, oder in die Einsamkeit meines Stiftes. Denn schon damals trug ich dieses Ordenskreuz, als Geschenk einer fürstlichen Pathe, bei welcher meine Großmutter einst Hofdame gewesen war, und es gab meinem Vater keine geringe Beruhigung, mich dadurch gegen die Stürme des Lebens einigermassen gesichert zu wissen.

„So blühte ich denn allmählich heran, im schönsten Verhältnisse zu meinen Eltern, gleich glücklich in der äussern, wie in meiner mir selbst geschaffnen innern Welt; denn auch diese fehlte mir nicht. Lesen war damals zwar nicht das unentbehrliche Bedürfniß jedes Alters, jedes Ge-

schlechts und jedes Standes, was es jetzt ist. Die Mütter mußten sogar noch zuweilen ihre Töchter ermahnen, endlich einmal ein Buch in die Hand zu nehmen, statt daß sie in unsern jetzigen Tagen über das viele Lesen sich ereifern, und es nicht ganz mit Unrecht einen geschäftigen Müßiggang schelten. Indessen habe ich doch ziemlich früh angefangen, Romane zu lesen. Mein Vater verbot es mir nicht, wie er denn überhaupt vom Verbieten nicht viel hielt, aber er bewachte doch die Wahl meiner Lektüre, und hütete mich besonders vor den französischen Romanen jener Zeit, deren verderbliche Tendenz, unerachtet seiner Vorliebe für ihre Verfasser, er sich dennoch nicht verbarg.

„Indessen war es in meiner Jugend weit schwerer, als jetzt, sich eine unterhaltende Lektüre zu verschaffen. Lesbare, deutsche Romane fanden sich fast eben so selten, als Leihbibliotheken, die man kaum dem Namen nach kannte. Man behalf sich damals aus Noth, wie jetzt aus Wahl, mit Uebersetzungen aus dem Englischen, und ich erinnere mich noch lebhaft des Entzückens, mit welchem ich im Schranke der Mutter einer meiner

Gesellinnen eine lange Reihe Bücher entdeckte, die unter dem Titel einer Landbibliothek eine Anzahl solcher übersetzten Romane vereinigte.

„Hier lernte ich denn unzählige Lords und Ladies, Sirs und Misses kennen, deren Thaten und Leiden mit der, den Romanschreibern jener Nation noch bis diese Stunde eignen Breite und Weitschweifigkeit, und bis auf die geringsten Details vorgeführt wurden, sogar bis auf die Farbe des Kleides, welches die Heldin oder der Held bei wichtigen Gelegenheiten trugen. Vor allem aber wurden die Hochzeitkleider nicht nur des endlich beglückten Brautpaars, sondern auch die der vornehmsten anwesenden Gäste nie vergessen. Ich las das alles mit einer Wonne, von der ihr Uebersättigten keinen Begriff haben könnt, denn ich war nicht unbeschränkt wie Ihr im Gebrauch meiner Zeit. Hatte ich ein solches bändereiches Werk vollendet, so war mir so einsam zu Muthe, als sey ein sehr lieber interessanter, lange dagewesener Besuch wiedergereist.

„Ich freute mich die ganze Woche hindurch auf den Sonntag Nachmittag, wo ich meinem Lieblingsgenusse mich am ungestörtesten hingeben

durfte, und obgleich ich vor Ungeduld nach der Entwicklung brannte, so las ich doch immer langsamer, wenn ich sah, daß der Band zum Ende sich neigte, um mir dadurch die Freude zu verlängern.

„Richardsons Romane entzückten mich ganz unbeschreiblich, gerade wegen ihrer Weitschweifigkeit, obgleich ich dem Tugendspiegel Sir Charles Grandison keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen konnte, und der brillante Bösewicht Lovelace mir tausendmal besser gefiel. Jetzt sehe ich wohl ein, daß gerade die Werke dieses berühmten Schriftstellers sich sehr schlecht dazu eigneten, einem kaum zwölfjährigen Mädchen in die Hände gegeben zu werden, aber sie hatten einmal die allgemeine Stimme für sich. War doch sogar in England, die mehr als zweideutige Pamela, dem Volke von der Kanzel als Erbauungsbuch angepriesen worden. Ueberdem verließ mein Vater sich auf meine Unschuld, und das mit Recht; er war überzeugt, daß ich in meiner glücklichen Unbefangenheit das für mich Unpassende entweder übersehen, oder nicht verstehen würde, und seine Erwartung trog ihn nicht.

„Meine jugendliche, oder vielmehr kindiſche Phantaſie blieb indeſſen bei alle dieſem nicht müßig. Mein Kopf war voll von Entführungen, Maskeraden, gewaltſam erzwungnen Trauungen, dieſem Apparat der damaligen engliſchen Romanſchreiber, die eben, wie jetzt ihre jüngern Brüder, ſich immer gern wiederholten, und alles ſo ziemlich über einen Leiſten formten. Das alles ſuchte ich nun in Gedanken mir ſelbſt anzupaſſen; mein Held war ein Ungeheuer von Tugend, Tapferkeit, Edelmuth und Liebenswürdigkeit, Grandiſon und Lovelace in einer Perſon. Ich ſelbſt war eine höchſt gefährliche Schönheit, die in ſteter Angſt vor den Verfolgungen ihrer wüthenden Anbeter lebte. Bei alle dem aber blieb ich ein gutes Kind, lernte meine Lectionen, ſtrickte meine Strümpfe, nähte meine Wäſche, half meiner Mutter im Hausweſen, und niemand ſah es mir an, welche Wunder in meinem Köpfchen herumſpukten.

„Jenes fantaſtiſche Spielwerk war nur eine Ergötzlichkeit in müßigen Stunden; mein Held hatte noch gar keine Geſtalt, und konnte keine haben, denn ich wußte keine ihm zu geben. Da ich noch nicht confirmirt war, ſo durfte ich noch

nicht in der Welt erscheinen, und kannte daher nur wenige junge Männer; die aber, welche ich kannte, gefielen mir nicht, hauptsächlich wohl, weil sie von mir noch keine Notiz nahmen.

„Die empfindsame Siegwarts-Periode, die bald darauf eintrat, ging ziemlich spurlos an mir vorüber. Zwar versuchte ich es ebenfalls, Vergißmeinnicht zu pflücken, und mit dem bleichen Monde einen Verkehr anzuspinnen, und das ging auch in so weit recht gut von statten; nur die Leiden machten mir Noth. Ich wußte dem blassen Freunde nichts zu klagen, und war so gesund und ehrlich, um mit Glück dergleichen erfinden zu können. Daher gab ich die ganze Sache bald auf, und ward aus einer pinselnden deutschen Romanheldin wieder eine stolze englische Schönheit.

„Einen weit größern Eindruck als Siegwart machten auf mich Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen, die auch um jene Zeit erschienen. Die theologischen Abhandlungen und Contraversen welche dieses Buch erhielt, überschlug ich, das versteht sich von selbst; aber es belustigte mich sehr, zum ersten Mal in meinem Leben gute alte Bekannte in meinen Büchern zu finden. Die

englischen Lords und Ladies waren mir niemals wie recht lebendige Personen vorgekommen, obgleich ich es nicht ableugnen mag, daß sie mir vielleicht nur deshalb um so interessanter erschienen, weil meine Fantasie um so freier mit ihnen schalten und walten durfte. Die Herren Puff und Consorten hingegen sah ich zuweilen am Tische meiner Eltern, und gleich Oelenschlägers Correggio, da er das erste niederländische Bild erblickt, gerieth ich darüber in freudige Verwunderung, daß man auch so etwas malen könne.

„Endlich stand ich in meinem vierzehnten Jahre, nahe an der Gränze des jungfräulichen Alters; da trübte zum ersten Mal die schwere Hand des Unglücks mein fröhliches sorgloses Daseyn. Ich verlor meine gute, liebe, herrliche Mutter, gerade in dem Zeitpunkte, da ich ihrer milden leitenden Hand am nöthigsten bedurft hätte. Sie entschlief sanft und still wie sie lebte. Es raubte sie uns ein schleichendes Uebel, das seit der Geburt meiner Schwester langsam und fast unmerkbar verzehrend, an ihrem Leben genagt hatte, bis sie ohne Klage in sich zusammensank, während wir uns mit den schönsten Hoffnungen ihrer nahen

vollkommnen Geneſung ſchmeichelten. Außer mir vor Schrecken und Schmerz ſtand ich, ein halbes Kind noch, an ihrem Sarge, in dem nämlichen Saale, wo wir vor wenig Tagen noch ſo froh mit ihr geweſen waren, und deſſen ringsum ſchwarzbekleidete Wände ich jetzt kaum wieder erkannte. Ich hielt mein armes kleines Schweſterchen auf dem Arme, das in kindlicher Unſchuld die vielen Lichter anlächelte, welche zum letzten Mal die theure bleiche verſtummte Geſtalt beleuchteten. Neben mir ſtand mein troſtloſer Vater; zum erſten Male ſah ich die Thränen eines Mannes, es war mir unbeſchreiblich furchtbar, ihn laut weinen zu ſehen; wie ein unnatürliches Wunder kam es mir vor und all mein Blut erſtarrte mir in den Adern. Ohnehin eignete ſich der ganze Trauerapparat jener Zeit auf das vollkommenſte dazu, den innern zerreiſſenden Schmerz durch die äußere Erſcheinung bis zum Unerträglichen zu ſteigern. Nicht nur der Vater und wir Kinder, auch alle Bedienten des Hauſes waren in ſchwarzen Krepp gehüllt, den langnachſchleppenden Schleier, die breite ſchwarze Schneppenbinde, durfte ich während der erſten Wochen ſogar nicht im Hauſe ab-

legen. Bis nach dem Begräbnißtage waren alle Fenster des Hauses dicht verschlossen, Wohnzimmer, Treppen und Vorsaal schwarz umhangen, und die schwarz gekleideten Leute alle schlichen mit unhörbarem Tritt, Gespenstern gleich, durch die düstre Dämmerung. So wollte es nicht nur unser Schmerz, so wollte es auch die damalige Sitte.

„Ich und wenn ich mitten in dieser düstern Pracht das bleiche liebe Gesicht meiner Mutter im Sarge ansah, wie war das Bild des Todes so furchtbar vor meine junge Seele getreten, ich wollte vor Schmerz und Grauen dabei vergehen, ich meinte, nie wieder froh werden zu können und ward es doch; denn die Macht der Zeit überwindet alles, besonders wenn Jugend sie unterstützt. Ich muß sogar bekennen, daß ich weit früher wieder ruhig und heiter wurde, als ich mir selbst gestehen mochte, daß ich es sey.

„Auch mein Vater gewann bald Fassung genug, um seinen Verlust zu ertragen, obgleich er nie lernte ihn zu verschmerzen, denn er hatte meine Mutter unendlich lieb gehabt. Sie selbst mit ihrem reinen weichen Herzen, mit ihrem klaren bescheidnen Sinne war, nach Art der bessern Frauen

jener Zeit, stets nur der anmuthigste Nachhall seines freieren kräftigeren Wesens. Ihr Gemahl war ihre sichtbare Gottheit auf Erden. Mein Mann hat es gesagt, oder: der Herr hat es befohlen, galten ihr, ersteres in der Gesellschaft, das zweite im Hause, für Gründe und Aussprüche, gegen die, ihrer Meinung nach, kein Vernünftiger etwas einwenden konnte. Und dennoch war sie fern von jeder sklavischen Unterwürfigkeit; es war nur ihrem liebenden Herzen unmöglich, sich etwas Höheres und Besseres zu denken, als ihren Gatten.

„Alle Sorgfalt und Liebe meines Vaters ward von nun an mir doppelt und dreifach zugewendet. Mein kleines Schwesterchen konnte er nur mit stiller Wehmuth betrachten. Es blieb im Hause unter der Aufsicht einer alten Wärterin. Diese hatte auch meine hülflose Kindheit einst gepflegt, und durch vier und zwanzig jährige treue Dienste sich das Recht erworben, als ein Mitglied unserer Familie betrachtet zu werden, dem es zuweilen erlaubt wurde, bei bedeutenden Angelegenheiten derselben ein Wort mit zu reden.

„Meine Konfirmation war durch den Tod meiner Mutter auf einige Monate hinausgeschoben

worden und dieſer bedeutende Schritt ins Leben wurde, abgeſehen von jeder andern höheren Anſicht deſſelben, in meinem jetzigen verlaſſnen und verwaiſeten Zuſtande doppelt wichtig für mich. Denn von jenem Moment an ward ich nicht nur als ein ſelbſtſtändiges Mitglied der Geſellſchaft betrachtet, ich trat auch zugleich an die Spitze unſeres nicht unbedeutenden Haushalts und nahm die Verpflichtung auf mich, hier nach Kräften die Stelle meiner verewigten Mutter zu erſetzen.

„Seit ich die Heftigkeit des erſten Schmerzes über den Verluſt meiner Mutter überwunden hatte, war mir das Unerſetzliche derſelben nie wieder ſo herzzerreiſſend aufgefallen, als in dem Augenblick, da ich nach jener religiöſen Feierlichkeit zuerſt wieder unſer vereinſamtes Haus betrat. Ich ſehnte mich ganz unbeſchreiblich nach einem Paar mich umfangender Arme, nach einem Herzen, an das ich mit vollem Vertrauen das meine legen könnte, aber ich blieb einſam. Ich befand mich in einer ganz eignen nie zuvor gekannten Stimmung des Gemüths. Dieſes war bewegt von der heiligen Handlung, von der ich eben zurück kam, aber es war nicht in ſeinen Tiefen ergriffen, es

war nicht erwärmt. Der flüchtige, wenn gleich heftige Eindruck, den der heutige Tag auf mich gemacht hatte, mußte sogar bald einer eignen Art von Eitelkeit Raum geben, denn ich begann sehr selbstgefällig das eben überstandne öffentliche Examen mir wieder zurück zu rufen, bei dem ich allen Andern mich überlegen gezeigt hatte. Denn bei keinem einzigen der biblischen Sprüche, die ich auswendig lernen mußte, um durch sie die Glaubenslehren zu beweisen, welche meine Lippen bekennten, hatte mir mein Gedächtniß den Dienst versagt; doch leider war auch kein einziger von ihnen bis in mein Herz gedrungen, denn ächte Frömmigkeit war mir von Jugend auf, selbst dem Begriffe nach, fremd geblieben. Als bloßes Gedächtnißwerk hatte ich Religion gelernt, wie ich auch Geographie und Geschichte lernte; ihr Geist hatte nie mich durchdrungen, und nie, so lange ich lebte, hatte ich, außer der Kirche, die man zuweilen aus Gewohnheit noch besuchte, von Gott reden gehört.

„Liebe Kinder, wundert Euch nicht über dieses Bekenntniß, sondern beklagt mich, daß meine Jugend leider in jene kalte trostlose Zeit fiel, in

der man begann sich der Religion zu schämen. Von jeher bahnte ja Uebertreibung einer andern Uebertreibung ganz entgegengesetzter Art den Weg, und so drang denn auch plötzlich aus der düstern Nacht des kurz zuvor herrschenden krassesten Aberglaubens, das grelle Flackerlicht des trostlosesten Unglaubens hervor, den man damals Aufklärung nannte. Was war dabei wohl natürlicher, als daß die vom schnellen Uebergange aus dem Dunkel zu jenem kalten Nordschein geblendete Menge einen andern Irrweg einschlug, als den eben verlassnen, ohne zu ahnen, daß es einen richtigern Pfad geben könne?

„Die geistreichsten Männer jener Zeit, mit ihnen mein Vater, ließen von Voltaire's kaltem, aber glänzendem Witze sich hinreißen, der das Heiligste mit dem Unheiligsten zugleich schonungslos verspottete. Eine furchtbare Erkältung der Gemüther nahm immer mehr und mehr überhand, und Voltaire's Anhänger rühmten sich laut: keine Religion, als die eines rechtlichen Mannes anzuerkennen; la religion d'un honnête homme, wie sie es nannten. Leider gehörte auch mein Vater zu diesen.

„Meine wahrhaft fromme, in ſtiller Einfachheit erzogene Mutter ſchwieg zu alle dem aus Ergebenheit gegen meinen Vater, deſſen Anſichten ſie nie widerſprach; ſie konnte dies um ſo eher, da man ſie ungeſtört ihren ſtillen Weg gehen ließ. Denn es war Grundſatz jener Aufgeklärten, die Weiber und das Volk bei dem, was ſie Irrthümer nannten, ſo lange zu laſſen, als dieſe darin verharren wollten. In Hinſicht auf mich, tröſtete ſich meine Mutter damit, daß ich den gehörigen Religionsunterricht täglich von einem Kandidaten erhielt, und für ihre Perſon begnügte ſie ſich mit der ihr gelaſſenen Freiheit, ſich ganz ſtill zu entfernen, wenn der franzöſirende Witz der Geſellſchafter meines Vaters gegen Dinge, die ihr heilig waren, zu hoch anſprudelte.

„So trat ich denn als ein recht armes verlaſſnes Kind ins erweiterte Leben, ohne die Leitung einer verehrten Mutter und ohne den Troſt jenes, über das Irdiſche und jeden Schmerz desſelben uns erhebenden Gefühls, den das Bewußtſeyn uns gewährt, daß wir unter dem Schutze und der Leitung eines mächtigen, gütigen, unbegreiflichen Weſens ſtehen, an welches ich leider

nie dachte, obwohl ich im Herzen daran glauben mußte. Denn ich war nicht irreligiös, ich war nur gar nichts, weil kein Ton um mich her mein armes erſtarrtes Herz erweckte und das darin ſchlummernde Gute ins Leben rief.

„Jetzt, da ich eine faſt ſechzigjährige Matrone bin, werdet Ihr es mir hoffentlich nicht als Eitelkeit auslegen, wenn ich unumwunden geſtehe, daß ich vor undenklich langer Zeit ſehr ſchön war. Der Form nach zeigſt Du, meine Viktorine, mir im Spiegel der Erinnerung einigermaßen mein Bild; nur zürne nicht, wenn ich behaupte, daß mein langes weiches blondes Haar noch reicher und ſeidner war, als Dein braunes; mein milderſtrahlendes blaues Auge vielleicht noch ausdrucksvoller als Dein dunkles, meine Farbe noch blendender als die Deine, mein Wuchs voller und höher. Genug, ich zeichnete mich, trotz aller Verkrüppelungen der damaligen Mode, vor allen meinen Jugendgeſpielinnen ſehr auffallend aus. Seht mich nur recht darauf an, lieben Kinder: ſo vergeht Glanz und Ehre der Welt.

„Mein gütiger Vater fing jetzt an, ſein Kind nicht nur mit einiger Eitelkeit zu betrachten, ſon-

dern auch deſſen kleine Vorzüge mit einem gewiſſen Stolze an das Licht zu ziehen, dem nur die väterliche Liebe zur Entſchuldigung dienen konnte. Er hatte meine ſanfte anſpruchsloſe Mutter unendlich lieb gehabt, er war an ihrer Seite und durch ſie unbeſchreiblich glücklich geweſen, und doch ließ er von jener Eitelkeit ſich verleiten, mich ganz zum Widerſpiele deſſen ausbilden zu wollen, was ſie geweſen war. In ſeiner Erinnerung wachte wiederum der Frühling ſeines Lebens auf, den er in Paris, zum Theil in den Salons jener geiſtreichen Frauen zugebracht hatte, welche zu ſeiner Zeit von ihrem Lehnſtuhl aus, als Ton angebende Regentinnen in halb Europa die Geiſter beherrſchten. Madame du Deffant, die geiſtreiche L'Eſpinaſſe, Madame de Tencin, und ſo viele andere, die damals durch Geiſt, Witz, Talent und Liebenswürdigkeit ein eignes geiſtiges Reich mitten im frivolſten Treiben eines immer tiefer ſinkenden Volkes errichteten, wer kennt nicht jetzt noch ihre Namen? Mein Vater hatte an den Strahlen ihres Geiſtes gerade in der Zeit ſich geſonnt, in der die von jugendlichem Enthuſiasm erfüllte Bruſt ſo leicht und

gern jedem schmeichelnden Eindruck sich hingibt; er hatte sich in den tiefsten Tiefen seines Gemüths so manche herrliche Erinnerung an sie aufbewahrt, welche die väterliche Liebe ihn jetzt mit dem Wesen seiner Tochter verwechseln ließ, und so verführte er sich selbst zu dem Plan, alles daran zu setzen, um mich zu einer, seinen berühmten Damen ähnlichen Erscheinung umzubilden, wenn gleich bestimmt, schien, in einem weit beschränkteren Kreise zu glänzen. Wenigstens wollte er mir durch Lektüre und mündlichen Unterricht eine über jedes Vorurtheil erhabene Richtung geben, und machte dies von nun an zum Hauptgeschäfte seines Lebens. Meine natürlichen Anlagen, vereint mit einer Eitelkeit, welche durch die meines Vaters neu belebt ward und die man in meines Lage verzeihlich finden wird, unterstützten ihn bei diesem Unternehmen so kräftig, daß ich in der That nach wenigen Jahren als eine sehr blendende Erscheinung da stand, und durch alle glänzende Eigenschaften eines für die große Welt gebildeten Geistes, durch Witz und schnelle Verhältnißkraft nicht minderes Aufsehen erregte, als durch mein, zu immer höherer Schönheit erblühende äußere Gestalt.

„Mädchen und Frauen, mit denen ich bis dahin noch Umgang gehabt hatte, suchten zwar jetzt meine Nähe weniger, mieden sie vielleicht gar, weil sie anfingen sie drückend zu empfinden; doch ich achtete dies wenig, denn auch mir war das Beisammensein im gewohnten Kreise nach und nach langweilig geworden. Nach dem Tode meiner Mutter hatte ohnedem unsre Lebensweise sich, ganz unmerklich, völlig anders gestaltet. Unser Umgang mit so vielen der ersten und angesehensten Familien der Stadt, den ich Euch so eben beschrieben habe, hatte ganz allmählich von selbst aufgehört, ungefähr wie die Schwingungen des Perpendikels einer ins Stocken gerathenen Uhr, die doch nie so ganz mit einem Mal abbrechen.

„Wenn viel Zuhausebleiben häuslich leben heißt, so lebten wir in der That weit häuslicher als da meine Mutter noch mit uns war, denn wir gingen fast nie aus, dafür aber versammelten wir täglich einen, zwar nicht sehr ausgedehnten, aber erwählten Kreis geistreicher Männer in unserm Hause. Eine nicht ganz unbedeutende Erbschaft, die meinem Vater unerwartet zugefallen war, machte es uns möglich, dies mit zierlicher Ele-

ganz thun zu können, gleich weit entfernt von Ueberfluß und ängstlicher Sparsamkeit. Künstler, Gelehrte, interessante Männer aus jedem Fach, deren diese Stadt noch in diesem Augenblick weit mehrere verbirgt, als man gewöhnlich glaubt, waren als tägliche Gäste uns stets willkommen. Viele Fremde schlossen sich diesem Kreise an, ja es hielt sich fast kein Einziger von einiger Bedeutung länger als einen Tag in der Stadt auf, ohne bei uns Zutritt zu suchen. Auch an fremden Künstlern fast von allen Nationen fehlte es nicht, die zum Theil durch uns bekannter zu werden hofften, und gern und willig unseren geselligen Abenden durch ihr Talent einen neuen Reiz gewährten.

„Ich hatte mich unterdessen dabei gewöhnt, in meines Vaters Hause mit einer Leichtigkeit, einem Anstande die Wirthin zu machen, welche diesen über allen Ausdruck erfreuten. Alle unsere Gäste lobten mich um die Wette, viele behaupteten geradezu, daß ich an jedem Hofe, sogar in Paris, Aufsehen und Bewunderung erregen müsse. Mir schwindelte das junge Köpfchen bei diesem Lobe, doch vor allem beglückte es mich

um meines Vaters willen, an dem ich jetzt mit ungemessner Liebe hing. Sein stilles Entzücken über mein seltnes Gelingen in der Gesellschaft entging meinem Scharfblicke nicht, und ich bemerkte recht wohl, wie sein freudig-glänzendes Auge heimlich-triumphirend jede meiner Bewegungen verfolgte. Wenn ich, was oft genug geschah, furchtlos die Stimme erhob, und in gewählten schön geordneten Phrasen meine entscheidende Meinung über irgend einen eben besprochenen Gegenstand der schönen Literatur an den Tag legte, so war es allemal mein Vater, der zuerst die Aufmerksamkeit der Anwesenden mir zuzuwenden suchte. Er hörte mir theilnehmender zu, als alle Andere, wenn ich über irgend einen Satz der damals herrschenden philosophirenden Moral, oder gar der Politik aburtheilte, welche letztere schon damals Freiheit und Gleichheit zu predigen anfing. Mit beifälligem Lächeln ohnte er es mir, wenn ich mit leichtem stechendem Witz Ungereimtheiten schonungslos verfolgte, oder mich in einen geistreichen Wettkampf einließ, bei dem ich gewöhnlich den Sieg davon trug. Meine seltne Gewandtheit des Geistes gab

mir in solchen Fällen zwar oft eine Lust von Ueberlegenheit, doch öfterer noch mochte ich wohl diesen Sieg der damals noch üblichen Höflichkeit meiner Gegner verdanken, die noch alter Art zu galant waren, um ihn im Ernst einer Dame streitig machen zu wollen.

„So sah ich denn in blühender, unerfahrener Jugend von einer Schaar von Männern mich umgeben, die mit alle, ohne Unterschied des Standes oder der Jahre, den Hof machten, jeglicher nach seiner Weise. Ich thronte, gleich einer kleinen Königin, ohne Nebenbuhlerinnen in ihrer Mitte, denn meine Schwester war noch zu jung, um in unsern Abendgesellschaften zu erscheinen, und meine weiblichen Bekannten hatten sich nach und nach alle gänzlich von mir zurückgezogen. Ich vermisste sie eben so wenig als ihr Wegbleiben aus unserm Hause mich bekümmerte, denn ich wusste von meinem Vater, dass meine Vorbilder, die tonangebenden Damen in Paris, zu ihrer Zeit eben so allein mitten in dem Männerkreise da gestanden als ich jetzt.

„Die Stelle, welche mein Vater unter den Diplomaten dieser Stadt einnahm, machte es mir

freilich bei seltnen festlichen Gelegenheiten zuweilen zur Pflicht, in größeren, aus beiden Geschlechtern zusammengesetzten Gesellschaften zu erscheinen, aber auch in diesen behauptete ich meinen Platz. Ich war hier zu laut und zu allgemein als die Erste in jeder Hinsicht anerkannt, als daß es einer andern hätte einfallen können, mir diesen Rang streitig machen zu wollen. Sobald ich außer dem Hause erschien, umgaben mich die vornehmsten meiner Verehrer gleich einer Wagenburg, und die, welche nicht bis zu mir hindurchdringen konnten, sonnten sich von ferne in meinen Strahlen.

„In aller Unschuld ward ich auf diese Weise recht kokett, wenn nämlich Kokettseyn so viel heißt, als ohne Unterschied allen gefallen wollen. Ich wollte dies in der That, aber doch nur, weil ich keinen Mann gesehen hatte, dem ich in meinem Herzen vor allen seines Gleichen den Vorrang hätte einräumen können. Alle, die ich kannte, galten mir gleich, aber ich betrachtete sie auch alle wie Unterthanen, von denen mir keiner rebellisch werden, oder gar einer andern Fahne sich zuwenden durfte. Mein eigentlichstes Streben

war doch nur, meinem Vater zu gefallen, nicht nur weil er mein Vater, sondern weil er zugleich der edelste geistreichste Mann war, den ich kannte. Ihn angugehören, die Freude dieses Greises zu seyn, war mein Stolz, und seine mit jedem Tage zunehmende Liebe zu mir, mein einziges Glück. Das Bild seiner Jugend, wie ich mir es dachte, wurde mein Ideal, und ich schlug mehrere Heirathsanträge aus, weil alle diese Männer, die sich um mich bewarben, meinem Vater zu unähnlich waren, als daß ich einen von ihnen hätte der Ehre werth halten können, sein Sohn zu heißen. Diese jungen Herren, welche sich um mich her drängten, erschienen mir eigentlich alle in einem etwas kläglichen Lichte. Es entging mir nicht, daß nur eine noch ungemessenere Eitelkeit als meine eigne, sie an den Stufen meines Thrones versammle; deshalb achtete ich sie im Grunde zu wenig, um auf ihre Huldigungen großen Werth legen zu können; aber es belustigte mich, wenn ich ihre Thorheit zu meiner Unterhaltung benutzte, und sie wie Marionetten behandelte, denen ich nach Belieben Leben und Bewegung verlieh.

„Die Zeit verging, aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monate, aus Monaten Jahre, ohne daß ich es sonderlich gewahr ward, und so hatte ich eben mein zwei und zwanzigstes Jahr vollendet, als mitten in der schönsten Frühlingszeit alle Welt hier in eine halb ängstliche, halb freudige Spannung gerieth, deren unschuldige Ursache die regierende Herzogin von P. war. Diese Fürstin sollte mit ihren beiden Prinzessinnen auf ihrer Durchreise nach einem Bade in kurzem bei uns eintreffen, und hatte beschlossen, einige Tage in unserer Stadt zu verweilen, um die Merkwürdigkeiten und vor allem die schönen Umgebungen derselben kennen zu lernen.

„Vor vierzig Jahren war das Reisen mit weit größern Beschwerden verbunden als jetzt, wo es einer lustigen Spazierfahrt immer ähnlicher wird. Gute Gasthöfe waren selten, leidliche Wege noch seltner, und Kunststraßen am allerseltensten. Daher blieb fast jeder, der nicht reisen mußte, gern zu Hause, und besonders waren reisende Könige und Fürsten damals eine seltene Erscheinung.

„Alle Fenster in den Straßen, durch welche

ein gekröntes Haupt fahren sollte, wurden deshalb lange im voraus in Beschlag genommen, die neugierige Menge drängte sich Kopf an Kopf in dichten Reihen um die fürstlichen Wagen her, und alte Leute, denen in ihrer Jugend das Glück zum Theil worden war, einen Kaiser oder König von ferne zu sehen, erzählten noch Kindern und Kindeskindern davon, als von einem merkwürdigen Ereignisse ihres Lebens.

„Die bloße Durchreise der Herzogin wäre also schon hinreichend gewesen um die ganze Stadt in Bewegung zu bringen, aber nun wollte sie sogar drei Tage in unserer Mitte verweilen, und glänzende Feste sollten diese Zeit ausfüllen, deren Erfindung denen, welche sie anzuordnen hatten, nicht wenig Kopfbrechens verursachte. Der überall immer steigende Luxus hatte freilich seit den letzten zehn Jahren auch in dieser Stadt sehr zugenommen, und auch und doch war manche bedeutende Bibliothek in der früher gewohnt gewesenen Lebensweise der Einwohner derselben entstanden; doch die Idee von Hoffesten lag den freien Reichsstädtern noch immer zu fern, als daß sie sich sogleich darin hätten finden können.

„Während die Männer mit Zuziehung meines Vaters darüber rathschlagten, wie sie die Fürstin gehörig empfangen und unterhalten könnten, waren die Damen ihrer Seits mit Vorbereitungen ihres Putzes zu dieser feierlichen Gelegenheit nicht minder beschäftigt. Ich allein blieb vielleicht die Müßigste in der ganzen Stadt, denn die Sucht auf diese Weise glänzen zu wollen, gehörte nie zu meinen Fehlern. Im stolzen Bewußtseyn meiner Vorzüge suchte ich vielmehr stets etwas darin, meine von Silberflor, Flittern und Edelsteinen strahlenden Nebenbuhlerinnen im einfach zierlichen Gewande democh zu verdunkeln, und ich nahm mir vor, auch diesmal meiner alten Gewohnheit treu zu bleiben. Bei alle dem aber klopfte mir doch das Herz bei dem Gedanken, einer Fürstin vorgestellt zu werden. Wäre es ein König, oder selbst ein Kaiser gewesen, ich hatte zwar auch noch keinen gesehen, aber ich wäre wahrscheinlich ruhiger dabei geblieben, denn Kaiser und Könige sind Männer und gegen solche wußte ich mich zu benehmen. Ich durfte sogar hoffen, ihnen eben so wenig zu mißfallen, als andern Männern; aber eine Fürstin, und vollends gar

eine junge Prinzessin! Der bloße Gedanke an ein solches, mir so ähnliches, und doch wieder auch so unähnliches Wesen flößte, wie etwas Uebernatürliches, mir eine Art ängstlicher Scheu ein. Ich zerbrach mir vergebend den Kopf um zu ersinnen, wie einer so von Jugend auf in einer ganz andern Sphäre und mit ganz verschiedenen Ansichten aufgewachsenen Prinzessin die Welt und die Verhältnisse des Lebens erscheinen könnten, zu denen eine solche Fürstin eigentlich gar nicht gehört, und denen sie denn doch auch wieder in gewisser Hinsicht eben so unterworfen ist als jedes andere Mädchen.

„Der große Tag kam endlich heran, die Fürstin auch, und ich ward in der Reihe der ersten Damen der Stadt ihr vorgestellt. Ich fühlte mich bei dieser ganz einfachen Zeremonie so befangen wie nie zuvor in meinem Leben, und ärgerte mich dabei innerlich über mich selbst, weil es mir durchaus nicht gelingen wollte, dieses ängstliche Gefühl abzuschütteln. Die Herzogin, eine schöne hohe Frau von mittlerlichem Ansehen, war die Huld und Freundlichkeit selbst; sie war weit einfacher gekleidet als wir alle, und weder Schmuck

noch Orden verriethen ihren hohen Stand. Mit jener Leichtigkeit, welche von Jugend an den Fürstinnen eingelehrt wird, wandte sie sich an alle Damen der Reihe nach und wußte jeder etwas Angenehmes zu sagen. Mich beehrte sie besonders mit freundlichen Fragen nach einigen meiner Verwandten, die sie in frühern Zeiten gekannt hatte, und ich antwortete ihr so gut ich es konnte; doch meine Stimme bebte dabei, meine Wangen glühten und meine Augen hafteten unabwendbar am Boden. Unerachtet aller möglichen fürstlichen Herablassung, imponirte mir die hohe, über das ganze Wesen der Herzogin verbreitete, ihr ganz eigenthümliche Würde, und ihre kornblumenfarbenen Augen, so mild sie strahlten, schienen mir bis in das Innerste meiner Brust dringen zu wollen. Es mochten wohl schon oft solche verlegne Figuren wie ich damals eine war, vor ihm gestanden haben, denn sie schien meinen Zustand zu begreifen, und suchte mitleidig ihm dadurch abzuhelfen, daß sie mich ihren beiden Töchtern, zwei ätherisch-zarten Gestalten zuführte. Besonders war die jüngste, Prinzessin Mathilde, ein Kind von zwölf Jahren, beinahe unkörperlich wie eine Silphide.

Gesetz, das Gesetz vom 6. Oktober 1848 betreffend die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Unterthänigkeit, das Gesetz vom 7. September 1849 über die Ablösung der Reallasten, sowie das Gesetz vom 2. März 1850 über die Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, sämmtlich in Kraft und Wirksamkeit.

Auf Grund der hier genannten, sowie auf Grund anderer Gesetze, welche die Verhältnisse der Bauern zu ihren Gutsherren regelten, sind in den Jahren 1849 bis 1863 in Livland 53,000 Bauerwirthe, in Estland 23,000 Bauerwirthe, in Kurland 50,000 Bauerwirthe, also in allen drei Provinzen 126,000 Bauerwirthe, die zusammen 1,400,000 Seelen ausmachen, aus der Leibeigenschaft entlassen worden. Diese Bauern sind nicht nur persönlich frei geworden, sondern sie haben auch, mit Ausnahme der Bauern in Livland, das Land, das sie bisher bebauten, als ihr Eigenthum erhalten. Die Bauern in Livland haben das Land, das sie bisher bebauten, nicht als ihr Eigenthum erhalten, sondern sie haben nur das Recht erhalten, es auf Lebenszeit zu benutzen. Sie können es nicht verkaufen, nicht verschenken, nicht vererben, sie können es nicht, ohne die Einwilligung ihrer Gutsherren, verlassen. Sie können es nicht, ohne die Einwilligung ihrer Gutsherren, mit einem andern Bauerwirth vertauschen. Sie können es nicht, ohne die Einwilligung ihrer Gutsherren, mit einem andern Bauerwirth theilen. Sie können es nicht, ohne die Einwilligung ihrer Gutsherren, mit einem andern Bauerwirth zusammenlegen. Sie können es nicht, ohne die Einwilligung ihrer Gutsherren, mit einem andern Bauerwirth vereinigen. Sie können es nicht, ohne die Einwilligung ihrer Gutsherren, mit einem andern Bauerwirth

füllenden Bewunderer, nie hatten ſie mir weniger gefallen; alle ſtanden in ehrerbietiger Ferne, einige, noch verlegener als ich, drückten ſich an den Wänden herum. Ich wünſchte in dieſem Augenblick nichts ſehnlicher, als zu erfahren, wer der intereſſante Fremde ſey. Aber wo hätte ich den Muth hernehmen wollen, darnach zu fragen; ich war mit einem Mal ein blödes, beſcheidnes Kind geworden, und ich kannte mich ſelbſt nicht wieder in dieſer Umwandlung.

„Der Nachmittag war beſtimmt, die Herzogin an einige der ſchönſten Punkte der Umgegend zu führen und ſie ſelbſt hatte die Gnade, mich zur Begleitung ihrer Töchter einzuladen. Ich fuhr mit den Prinzeſſinnen und ihrer Hofmeiſterin in einem offnen Wagen, der Fremde ritt neben dem der Herzogin her. Er ſchien ſo an ihre Nähe gefeſſelt, daß er ſich von ihr durchaus nicht entfernen durfte, indeſſen hatte ich doch das Vergnügen, ihn von weitem zu beobachten. Seine ſchöne Geſtalt zeigte ſich mir zu Pferde auf das allervortheilhafteſte, denn es iſt ja eine ſehr alte Bemerkung, daß für die Männer das Pferd das iſt, was für uns der Tanzſaal, um darauf kör-

wurde. Nachdem sie sich aber gesammelt hatten, ließ Alexander Befehl geben, daß sie sich wieder in Reihen und Glieder stellten, und ritt, wie er es gewohnt war, selbst vor ihnen her, um sie zu ermuntern.

Als sie nun an den Fluß Granikus kamen, wollten ihnen die Feinde den Übergang wehren. Denn sie hatten das jenseitige Ufer mit Kriegsvolk besetzt, und es war ein steiler Berg, der sich daselbst erhob, und auf welchem sie sich gelagert hatten. Auch hatte der Granikus, wie die Griechen sagen, eine sehr reißende Strömung, und seine Ufer waren hoch und steil. Darum schienen sie den Griechen ihren Übergang sehr schwer zu machen. Sie wußten aber, daß sie ihn dennoch wagen mußten, weil sie sonst Mangel an Futter für ihre Pferde leiden würden, und sie ritten daher, ohne sich lange zu besinnen, in den Fluß. Alexander selbst war der erste, der hineinsprengte, und ob er gleich sah, daß ihn die Feinde mit Pfeilen und Wurfspießen empfingen, so ließ er sich doch nicht aufhalten, sondern ritt, so schnell er konnte, gegen sie heran, um sie mit seinem Speere zu durchbohren. Als aber sein Roß, das Bucephalus hieß, durch eine Wunde, die es bekam, scheu wurde, ritt er ein anderes an, das ihm gerade vorkam.

gann, die laue Sommernacht schien für ein Vergnügen dieser Art eigends geschaffen zu seyn. Dunkle Wolken bedeckten den Horizont, ohne jedoch mit Regen zu drohen, und das in bunten feurigen Farben stets wechselnde lustige Strahlenspiel zeigte sich auf diesem dunkeln Hintergrunde in feenhafter Zauberpracht. Der Anblick der zahllosen geputzten Zuschauer, welche im Garten, um die Estrade her gruppirt, theils saßen, theils standen, erhöhte den Reiz des magischen Schauspiels, indem alle die vielen Köpfe sich bald im hellsten Lichten zeigten, bald zurücktretend in das geheimnißvolle Dunkel der Nacht, wieder verschwanden. Das ganze Feuerwerk ging zur Freude aller Anwesenden ganz vortrefflich von statten; schon zeigte sich die letzte glänzendste Dekoration, ein im hellsten Brillantfeuer strahlender Säulentempel. Ein feuriger Adler flog zu einem der obern Fenster des Hauses hinaus über die Estrade weg, um die an dem Tempel angebrachten Namenszüge der hohen Herrschaften anzuzünden, alles war in gespannter froher Erwartung. Doch ehe der Adler noch die Mitte seiner Bahn erreichte, riß einer der Drähte entzwei, an welchen er

Spitzke, der Vorsitzende, eröffnet die Sitzung um 8½ Uhr, gedenkt auf den Tod des Hrn. Dr. Bourgeois und Hrn. Dr. Hoffmann, welche beide Mitglieder des Vereins waren, und ersucht die Anwesenden, sich zu Ehren derselben von den Sitzen zu erheben. Sie erheben sich. Hr. Dr. Bourgeois war 1866 und Hr. Dr. Hoffmann 1868 Mitglied.

Hr. Dr. Hoffmann, geb. 1811 in Berlin, gest. 1868 in Charlottenburg, machte sich sehr früh mit der Chemie vertraut, arbeitete bei Mitscherlich, Rose, Liebig, Wöhler, Bunsen, Magnus, Heinrich

der den Funken sprühenden Adler in den Garten hinabgeschleudert hätte, wäre alles gethan gewesen, doch daran war jetzt nicht mehr zu denken. Die leichten Latten, welche rings um die Estrade eine Art Balustrade gebildet hatten, wurden von denen zertrümmert, die aus dem Garten hinauf diese erkletterten, um ihren oben befindlichen Frauen und Töchtern zu Hülfe zu kommen; die Stühle wurden umgeworfen, einige der Fliehenden fielen über diese, oder über die zu dem Hause hinaufführenden Stufen, andere stiegen über die Gefallenen weg. Die Herzogin war zum Glück gleich im ersten Augenblick in's Haus geflüchtet, zwei Sekunden später waren schon alle drei Eingänge zu diesem von der ihr nachdringenden Menge verstopft, Niemand konnte weder rückwärts, noch vorwärts, und alles das geschah unter durchdringendem betäubendem Geschrei, innerhalb weniger Minuten, ich möchte sagen, in weit kürzerer Zeit, als ich gebraucht habe, Euch von diesem Unfalle zu erzählen.

„Ich selbst behielt zum Glücke kaltes Blut genug, um das Nichtige der gefürchteten und das Bedeutende der aus dieser Furcht entstehenden

Gefahr einzusehen, und war deshalb auch so besonnen, daß ich mich nicht, wie die Uebrigen, dem Hause zuflüchtete. Ich wollte lieber seitwärts von der gar nicht hohen Estrade, durch einen raschen Sprung in das weiche Gras, mich in den dunkeln menschenleeren Theil des mir aus früherer Zeit sehr wohl bekannten Gartens flüchten, um dort das Ende alles dieses Lärmens ruhig abzuwarten. Indem ich aber mein Kleid zusammennahm und mich anschickte, herunterzuspringen, fühlte ich mit sanfter Gewalt meine Knie umfaßt; erschrocken sah ich nieder und traute meinen eignen Augen kaum, als ich die arme kleine Prinzessin Mathilde erblickte, die, unfähig sich zu helfen, zwischen den umgeworfnen Stühlen, auf dem Fußboden der Estrade lag, und, krampfhaft zitternd, mich fest umschlungen hielt. Das arme Kind war gleich Anfangs im ersten Schrecken von seiner Mutter abgekommen, es war über die Stühle hingefallen, Niemand hatte dies gesehen, und da mehreren Personen oblag, für die Prinzessin zu sorgen, so hatte sich eigentlich in der Verwirrung Niemand um sie bekümmert, indem Jedes sie bei den andern in Sicher-

heit glaubte. So war sie denn wirklich der Gefahr ausgesetzt geblieben, im Gedränge erstickt oder ertreten werden zu können.

„Ohne langes Bedenken nahm ich die zarte Kleine auf, kniete am Rande der Estrade hin, und ließ sie mit möglichster Behutsamkeit langsam hinunter in das Gras sinken, dann sprang ich selbst ihr nach; das Getümmel und Geschrei oben nahm zu und das Kind lag wie besinnungslos zu meinen Füßen. Eben wollte ich versuchen, es mit Hülfe meines Flakons mit Eau de Luce wieder zu sich selbst zu bringen, als ein fürchterliches, lange anhaltendes Knallen mich selbst jetzt auf das heftigste erschreckte. Ein Feuerregen umsprühte mich im Nu, Hunderte von feurigen Schlangen flogen zischend und prasselnd nach allen Richtungen durch die Luft, und verbreiteten eine höchst ängstliche Helle, die momentan wieder mit dicker Finsterniß abwechselte. Eine große Menge zerstreut liegender Raketen, welche zu einer gewaltigen Girandole vereint, den Schluß des Feuerwerks hatten verherrlichen sollen, war durch ein Versehen in Brand gerathen. Vermuthlich hatte der Feuerwerker selbst über die, wahrschein-

13, 28 ohr. Mit Mar. Mitterer, Bauer, Ver-
mutag bei Kraft wirtsch., auf 6 Jahre; Jos.
Mitterer, Bauer, Vermutag bei Kraft wirtsch.,
auf 6 Jahre; Jos. Mitterer, Bauer, Vermutag
beim Mitterer Jakl wirtsch. Wird bei der
Gemeinde Mühlbach, Bez. Hall, ein Ge-
meindearzt bestellt, so ist der Gemeinde-
arzt von Mühlbach verpflichtet, die in der
Gemeinde Mühlbach wohnhaften Mitglieder
der Ortskrankenkasse Hall i. T. unentgelt-
lich zu behandeln. Der Gemeindearzt hat
täglich 2 Ordinationsstunden abzuhalten.
Die Gemeinde Mühlbach hat dem Gemeinde-
arzte für seine Bemühungen jährlich 1000 K
zu bezahlen. Der Gemeindearzt hat Anspruch
auf freie Wohnung, Beheizung und Beleuch-
tung. Die Gemeinde Mühlbach hat dem Ge-
meindearzte die Reisekosten zu vergüten,
welche ihm durch Besuche von Kranken
außerhalb des Gemeindegebietes erwachsen.
Der Gemeindearzt hat Anspruch auf Ersatz
seiner Auslagen für Medikamente, welche
seine Hausapotheke, die von dieser Gemeinde
beigestellt wird, nicht enthält. Der Gemeinde-
arzt hat Anspruch auf Ersatz seiner Auslagen

eine ziemliche Strecke weit fortgetragen, als Angst und Eile mich ein paar Stufen vergessen ließen, die auf meinem Wege lagen und zu einer niedriger liegenden Terrasse hinabführten, über die ich mußte. Ich glitt aus, fiel, mit dem Kinde auf meinen Armen, die kleine Treppe hinab, und fühlte, nach wenigen Minuten, zu meinem unaussprechlichen Schrecken, die Unmöglichkeit aufzustehen und weiter zu gehen.

„Im Garten war es jetzt sehr dunkel und todtenstill. Das Feuerwerk hatte ausgetobt, und nur wie aus weiter Ferne tönte das die Estrade noch immer umwogende Getöse zu mir herüber. Der Regen begann mächtiger hernieder zu rauschen und weckte die kleine Prinzessin aus ihrer Ohnmacht. Sie zitterte an allen Gliedern wie ein Espenlaub, doch freute es sie, sich in meinen Armen zu finden. „Fräulein," bat sie unter heißen Thränen, „liebes Fräulein, so stehen Sie doch auf, daß wir zu meiner Mutter kommen," und da sie sah, daß ich nicht aufzustehen vermochte, erhob sie ein lautes klägliches Geschrei nach Hülfe.

„Vergebens versuchte ich alles, sie zu be-

Schriften, 6. Bd. Leipzig, 1858. 8. geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Inhalt: Die Geschichte der Kunst des Alterthums. Zweiter Band. Mit Anmerkungen und Zusätzen von Carl Ludwig Fernow. Neue Ausgabe. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Baukunst. Erster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Bildhauerkunst. Erster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Erster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Zweiter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Dritter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Vierter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Fünfter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Sechster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Siebenter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Achter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Neunter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Zehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Elfter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Zwölfter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Dreizehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Vierzehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Fünfzehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Sechzehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Siebzehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Achtzehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Neunzehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Zwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Einundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Zweiundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Dreiundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Vierundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Fünfundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Sechsundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Siebenundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Achtundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Neunundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Dreißigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Einunddreißigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Zweiunddreißigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Dreiunddreißigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Vierunddreißigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Fünfunddreißigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Sechsunddreißigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Siebenunddreißigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Achtunddreißigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Neununddreißigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Vierzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Einundvierzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Zweiundvierzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Dreiundvierzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Vierundvierzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Fünfundvierzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Sechsundvierzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Siebenundvierzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Achtundvierzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Neunundvierzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Fünfzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Einundfünfzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Zweiundfünfzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Dreiundfünfzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Vierundfünfzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Fünfundfünfzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Sechsundfünfzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Siebenundfünfzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Achtundfünfzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Neunundfünfzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Sechzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Einundsechzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Zweiundsechzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Dreiundsechzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Vierundsechzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Fünfundsechzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Sechsundsechzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Siebenundsechzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Achtundsechzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Neunundsechzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Siebzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Einundsiebzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Zweiundsiebzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Dreiundsiebzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Vierundsiebzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Fünfundsiebzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Sechsundsiebzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Siebenundsiebzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Achtundsiebzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Neunundsiebzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Achtzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Einundachtzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Zweiundachtzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Dreiundachtzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Vierundachtzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Fünfundachtzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Sechsundachtzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Siebenundachtzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Achtundachtzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Neunundachtzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Neunzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Einundneunzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Zweiundneunzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Dreiundneunzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Vierundneunzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Fünfundneunzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Sechsundneunzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Siebenundneunzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Achtundneunzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Neunundneunzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundeinster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundzweiter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertunddreister Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundvierter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundfünfter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundsechster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundsiebenter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundachter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundneunter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundzehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundelfter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundzwölfter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertunddreizehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundvierzehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundfünfzehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundsechzehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundsiebzehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundachtzehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundneunzehnter Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundeinundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundzweiundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertunddreiundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundvierundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundfünfundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundsechsundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundsiebenundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundachtundzwanzigster Band. Mit 1 Stahlstich. — Geschichte der Malerei. Hundertundneunundzwanzigster

Schmerzen in meinen Füßen nahmen mit jeder Minute zu und wurden fast unleidlich; dazu durchnäßte der immer dichter fallende Regen uns beide, besonders aber mich bis auf die Haut. Ihr könnt also denken, wie froh ich war, als ich endlich an der Taxushecke, welche die Terrasse einfaßte, auf welcher ich lag, den Widerschein eines Lichtes erblickte. Auch die Prinzessin ward mit mir zugleich diesen Hoffnungsstrahl gewahr, sie stand auf, wandte sich nach der Richtung, von wo das Licht zu kommen schien, und rief mit einem Mal laut jubelnd: „Leuen, lieber Leuen, hieher, hier unten ist Mathilde, hier ist auch das Fräulein, geschwind uns zu Hülfe, hieher!“

„Das Gebüsch über mir rauschte, ein Mann sprang von der obern Terrasse zu uns hinab, und beim Schein einer Laterne, die er trug, und die er augenscheinlich irgendwo an einem Hause heruntergerissen haben mußte, erkannte ich den Begleiter der Herzogin.

„Gottlob, daß ich Sie finde, Prinzessin!“ sprach er ganz außer Athem; „wir glaubten alle, Sie schon zu Hause zu finden, und die Herzogin ist jetzt Ihretwegen in der quälendsten Todes-

angſt. Kommen Sie, wir müſſen eilen, erlauben Sie, daß ich Sie bis an den Wagen trage, damit wir ſchneller fortkommen.“

„Nein, nein, nein, nein,“ rief abwehrend die Kleine, „ſehen Sie doch nur hier, das arme liebe Fräulein Falkenhayn. Sie hat den Fuß gebrochen, weil ſie mich forttrug. Ach Gott! ach Gott, ſie ſtirbt; ſehen Sie, wie ſie mit einem Mal bleich wird; ſie ſtirbt ganz gewiß, wenn ſie nicht gleich Hülfe bekommt.“ Das arme Kind brach von neuem in Thränen aus, warf ſich mir, wie ich ſo da lag, um den Hals; der Fremde aber, der jetzt erſt meiner gewahr ward, ſtand, ſichtbar erſchrocken, dabei, und ſchien in der erſten Ueberraſchung vergebens nach Worten zu ſuchen.

„Es iſt lange nicht ſo arg, als die Prinzeſſin es glaubt,“ erwiederte ich, und ſuchte, unerachtet des ungeheuern Schmerzes in meinem Fuße, ein Lächeln zu erzwingen. „Ich bin ausgeglitten, ich habe mir den Fuß verſtaucht, vielleicht ein wenig verrenkt, aber gebrochen nicht, hoffe ich. Die paar Schritte bis zum Wagen denk' ich recht gut gehen zu können,“ ſprach ich und bemühte

mich, vom Boden aufzustehen. Herr von Leuen unterstützte mich, auch die arme kleine Mathilde strengte mitleidig alle ihre schwachen Kräfte an, mir zu helfen; doch der Schmerz ward zu heftig, und ich sank mit einem nicht zu unterdrückenden Wehelaut zurück in das Gras.

„Es geht nicht," sprach ich, meinen Schmerz möglichst verbergend, „es geht nicht. Haben Sie nur die Güte, Herr von Leuen, die Prinzessin an den Wagen zu bringen, und mir dann Hülfe zu senden."

„Nein, nein, nein," rief Mathilde abermals, und umschlang mich, mich fest umklammernd, als wolle man mit Gewalt sie von mir reißen. „Nein, Leuen, ich thue es nicht, mag werden was da will, ich kann ja meine gute, liebe Beschützerin hier nicht so allein liegen lassen."

„Auch ich kann mich nicht dazu entschließen," erwiederte von Leuen mit bewegter Stimme. „Aber was fangen wir an, der Regen wird immer heftiger; was sollen wir thun?"

„In diesem Augenblick erblickte er durch das Gebüsch in ziemlicher Ferne Leute mit Fackeln, welche vermuthlich noch immer die Prinzessin such-

ten. Er rief, so laut er es konnte, ihnen zu, doch Wind und Regen rauschten, Niemand hörte ihn, die Lichter entfernten sich wieder und verloren sich zuletzt ganz. Sie aufzusuchen erlaubte die Prinzessin Herrn von Leuen nicht; sie hielt ihn unter Thränen und Bitten fest, und Niemand kam zu uns, da man nicht vermuthen konnte, uns in diesem ganz abgelegenen Theile des Gartens zu finden.

„Wenn die Prinzessin gehen könnte, es sind kaum hundert Schritte bis dahin, wo ich den Wagen errufen kann," fing Leuen jetzt ein wenig verlegen an.

„O ich kann; ich kann!" rief das zitternde Kind, „mir fehlt nichts, gar nichts, helfen Sie nur, lieber Leuen, helfen Sie nur dem Fräulein. Geben Sie mir die Laterne, ich will sie schon tragen, und nehmen Sie das Fräulein und tragen Sie sie auf den Armen, wie sie mich getragen hat."

„Die Prinzessin hat Recht; ich bitte, vertrauen Sie sich mir," sprach jetzt Leuen, und obgleich seine merklich zitternde Stimme dabei von innerer Verlegenheit zeugte, so hob er doch,

ohne meine Antwort abzuwarten, und ehe ich mich deſſen verſehen konnte, mit ſtarkem Arme mich empor. Mir vergingen dabei faſt die Sinne, aber was konnte ich thun? Wie ein Kind lag ich in ſeinen Armen, an ſeine Bruſt gedrückt; ſein Athem wehte an meiner Wange, ich hörte jeden Schlag ſeines Herzens. Ein unnennbares nie gefühltes Vertrauen zu dem fremden Manne, deſſen Namen ich kaum kannte, kam in dem Augenblick in meine Seele, und Thränen entquollen meinen Augen, ſüße Thränen, die ich weinte, ich wußte nicht warum. Er bemerkte mein ſtilles Weinen. „Sie leiden ſehr!“ flüſterte er mit unbeſchreiblich ſanfter, wohlthuender Stimme mir zu, und ich ſah beim Schein der Laterne, welche die Prinzeſſin trug, daß ein feuchter Schimmer auch ſein ſchönes Auge verklärte. Ich vermochte es nicht, ſeine Frage zu beantworten.

„Wir kamen nur ſehr langſam vorwärts, denn die arme kleine Mathilde konnte kaum fort, und auch Herr von Leuen eilte nicht, und konnte es auch wohl nicht unter der ſchweren Laſt, die er trug.

„Endlich ward aber doch der Wagen erreicht,

unſer Beſchützer ſetzte ſich neben mich, um mich zu unterſtützen und, ſo viel dies möglich war, die Stöße des Wagens zu mindern, der, ſeinem Befehl zu Folge, meinetwegen ſehr langſam fahren mußte. Mathilde ſetzte ſich mir gegenüber, und beſtand darauf, meinen kranken Fuß auf ihrem Schooße zu halten. Dabei plapperte ſie in einem fort mit der frohen Geſchwätzigkeit eines Kindes, das ſich freut, einer großen Gefahr entronnen zu ſeyn, und überzeugt iſt, etwas höchſt Merkwürdiges erlebt zu haben. Sie war bei dem ganzen Vorgange nicht ſo bewußtlos geweſen als ich es gedacht hatte, denn ſie erzählte ſehr umſtändlich, wie ich ſie von der Eſtrade hinunter gelaſſen habe und dann ihr nachgeſprungen ſey, wie ich ſie dann weiter getragen, und wie ich zuletzt mein eignes Kleid mir abgeriſſen habe, um ſie in die Schleppe deſſelben einzuhüllen. Als ſie dieſen Umſtand erwähnte, ward ich erſt beim Scheine der den Wagen umgebenden Fackeln den zerſtörten Zuſtand meiner Kleidung gewahr, und alles Blut meines Herzens ſtieg mir ins Geſicht. Leuen, deſſen glänzende Augen bis jetzt in einem fort auf mir geruht hatten, bemerkte

mein Erröthen, auch er wurde roth, wandte den Blick und vermied es von nun an, mich wieder anzusehen, bis der Wagen vor dem Hause der Herzogin hielt.

„Leicht wie ein Vogel, mit hellem Freudengeschrei flog Prinzessin Mathilde zum Wagen hinaus, die Treppe hinauf in die Arme ihrer Mutter. Ich verlangte zu meinem Vater gebracht zu werden, doch in demselben Augenblicke kam er selbst an den Wagen und schloß mit liebender Sorge mich in seine Arme. Seine Gesundheit erlaubte ihm nicht mehr, sich der Abendluft auszusetzen, deshalb war er bei dem Feuerwerke nicht gegenwärtig gewesen; doch als das ins Fabelhafte vergrößerte Gerücht von dem dabei vorgefallenen Unheil ihm zu Ohren kam, und ich noch immer fort ausblieb, trieb ihn Besorgniß um mich zur Herzogin, wo er mich zu finden hoffte. Beide theilten nun mit einander die Angst um das Schicksal ihrer Kinder und die Sorge für deren Rettung. Alle Leute, deren sie habhaft werden konnten, wurden ausgeschickt, uns zu suchen, doch keiner von allen kam auf den Einfall, uns da zu vermuthen, wo wir uns befanden. Nur Herr

von Leuen, der übrigens die Lokalität des Gartens gar nicht kannte, ward durch ein glückliches Ungefähr zu unſerer Hülfe herbeigeführt. Das Sonderbarſte war, daß Niemand begreifen wollte, wie die Prinzeſſin Mathilde in dieſe Verlegenheit hätte gerathen können. Und doch war nichts natürlicher. Es iſt ja das Schickſal Aller, für deren Bedienung Viele zu ſorgen haben, daß ſie bei wichtigen, unerwarteten Ereigniſſen gerade am erſten vernachläſſigt werden, weil ſich ſtets einer ihrer Diener auf die Pünktlichkeit des andern verläßt.

„Während die Herzogin ſich des Wiederſehens ihres vermißten Kindes erfreute, ward ich in einem ihrer Zimmer auf ein Ruhebette getragen, denn ſie wollte es durchaus nicht erlauben, daß ich in dieſem leidenden Zuſtande in die, von der ihrigen ziemlich weit entfernte Wohnung meines Vaters gebracht würde. Gleich darauf kam ſie ſelbſt zu mir, um unter heißen Thränen des Dankes mich für die Rettung ihrer Tochter zu umarmen. Sie übertrieb ſowohl die Gefahr, in welcher die Prinzeſſin geſchwebt, als die Bewunderung deſſen, was ich für dieſe gethan hatte,

nach der gewohnten Art aller Großen, die ſich nur ſelten in die kleineren Unfälle des Lebens zu finden wiſſen, obgleich ſie ſchweres Unglück oft mit einem Muthe ertragen, der den unſern beſchämt. Die Herzogin nannte mich einen, von Gott zu ihrem Schutze geſendeten Engel, und war ſo unerſchöpflich im Lobe meines Muthes, meiner Beſonnenheit, meiner Selbſtopferung, daß ich zuletzt anfing, mich recht herzlich vor mir ſelbſt zu ſchämen. Denn was war es denn am Ende, was man ſo bis in die Wolken erhob? Was hatte ich denn Großes gethan? Ich hatte Beſonnenheit genug gehabt, einigermaßen mit Verſtand für meine eigene Perſon zu ſorgen, und war dabei nicht unmenſchlich genug geweſen, ein ſchwaches, liebenswürdiges Kind hülflos zu verlaſſen.

„So wie die Herzogin hinausging, fingen alle im Zimmer Gegenwärtige, von der Hofmeiſterin der Prinzeſſin bis zum Garderobenmädchen hinab, an, auch ihren Theils meinen Edelmuth in noch übertriebeneren Ausdrücken als ihre Fürſtin bis in die Wolken zu erheben. Alle erzählten einander zugleich die Wunder, die ich gethan, ſo daß

ich der Sache endlich recht überdrüßig ward und es verſuchte, ihnen meine eigne Anſicht des Vorganges mitzutheilen. Allein ich predigte tauben Ohren. Man ergoß ſich jetzt ſogar in überlaute Bewunderung meiner Beſcheidenheit. Ich ſchwieg zuletzt, ließ geduldig Alles über mich ergehen, und fand bald, daß dies der beſte Weg ſey, die ungeſtümen Nachbeter ihrer Fürſtin endlich zum Schweigen zu bringen.

„Inzwiſchen unterſuchte der Leibarzt der Herzogin meinen beſchädigten Fuß. Er war, wie ich es vermuthet hatte, nicht gebrochen, aber verrenkt und ſtark geſchwollen. Der Arzt verſprach meine völlige Wiederherſtellung innerhalb weniger Tage, nur machte er dabei das vollkommenſt-ruhige Verhalten zur unabläßlichen Bedingung. So war denn um ſo weniger an meine Rückkehr in das Haus meines Vaters zu denken, da obendrein die Herzogin ernſtlich darauf beſtand, mich unter ihren Augen verpflegen zu laſſen.

„Ein leichtes Erkältungsfieber, welches Prinzeſſin Mathilde von unſerem nächtlichen Abentheuer davon getragen, zwang ohnehin die Herzogin, ihren hieſigen Aufenthalt auf unbeſtimmte

Zeit zu verlängern, besonders da auch ihre eigne Gesundheit von der heftigen Gemüthsbewegung jenes Abends gelitten hatte. Sie fühlte sich matt und erschöpft, oder brauchte dies auch vielleicht nur zum Vorwande, um allen anderweitigen Festen auszuweichen, die man ihretwegen noch anordnen wollte.

„Auch meine eigne Genesung machte weit langsamere Fortschritte, als der Arzt Anfangs gehofft hatte, so blieb ich denn zwei volle Wochen hindurch in der Nähe der Herzogin, und diese Zeit ward zu einem Lichtpunkt in meinem Leben, dessen Abglanz noch jetzt das Dunkel meiner alten Tage erhellt. Wie durch einen Zauberschlag sah ich mich in eine mir ganz neue Existenz versetzt, alle meine Begriffe von mir und vom Leben erhielten eine andere Richtung, alles, was mich bis dahin theils ergötzt, theils geblendet hatte, war, für den Moment wenigstens, wie vor meinen Augen verschwunden. Ohnerachtet der herablassenden Güte der Fürstin, fühlte ich mich doch in jeder Hinsicht ihr viel zu untergeordnet, als daß es mir hätte einfallen können, meine gewöhnliche glänzende Rolle in ihrem Beisein fort-

ſpielen zu wollen. Auch die ernſte, ſtille, beinahe furchtſame Beſcheidenheit der ältern Prinzeſſin Ludovika, die nur wenige Jahre jünger als ich war, flößte mir eine Zurückhaltung ein, die ich ſonſt nicht kannte. Nicht etwa, daß ich ein verſtelltes Betragen angenommen hätte, um in dieſen Umgebungen anders zu erſcheinen, wie ich war, nein! ich blieb offen und unverſtellt wie immer, aus Charakter, nicht aus Tugend; aber ich folgte nur meiner gewohnten Art, mich vom Augenblicke und von meinen Umgebungen hinreißen zu laſſen. Mit der kleinen Mathilde, die leidenſchaftlich an mir hing, ward ich eben ſowohl zum ſpielenden jauchzenden Kinde, als ich in Gegenwart der Herzogin und der Prinzeſſin Ludovika mir die beſcheidne Haltung und das anſpruchsloſe Betragen aneignete, durch welches dieſe Damen ſich auszeichneten. Kein einziger meiner Verehrer hätte in dieſer Umwandlung mich als Die wieder erkannt, die ich noch am Morgen vor dem Feuerwerke geweſen; und doch bin ich überzeugt, nie wahrhaft liebenswürdiger erſchienen zu ſeyn, als während meines Aufenthalts in dieſem Hauſe. Ich fühlte das wohl und freute mich

darüber, aber ich war leider noch nicht klug genug, um mir daraus für mein künftiges Leben eine Lehre zu nehmen.

„Das Reisegefolge der Herzogin war so klein, als der hohe Rang dieser Fürstin es nur immer erlauben mochte. Außer dem zur Bedienung nothwendigen Personal bestand es nur aus einer Hofdame, die mit der Herzogin von Jugend auf zusammen gelebt hatte, aus der Hofmeisterin der Prinzessinnen, einem Kavalier und dem Leibarzte. Ersterer, Baron Reineck, ein Mann von mittlerem Alter, langte erst am Morgen nach dem Feuerwerke bei seiner Fürstin an. Ein ganz unerwarteter Zufall hatte ihm unterwegs eine geliebte, seit vielen Jahren nicht gesehene Schwester entgegengeführt und die Herzogin erlaubte ihm gern, ein paar Tage mit dieser zuzubringen, um so eher, da Herr von Leuen, den sie zufällig an dem nämlichen Orte traf, sich erbot, den Dienst seines Freundes Reineck während dessen Abwesenheit zu versehen. Diesen jungen Mann führte sein Weg ohnehin dem nämlichen Ziele zu, da er Geschäfte halber einige Zeit in unsrer Stadt zu verweilen gedachte; die Fürstin hatte ihn schon

während des vergangenen Winters, den er zum Theil in ihrer Residenz verlebte, als einen sehr angenehmen Gesellschafter kennen gelernt, und sie war mit der Aussicht, ihn einige Tage zum Begleiter zu haben, vollkommen zufrieden. Auch jetzt nach der Rückkehr des Barons Reineck erlaubte sie ihm nicht, eine andere Wohnung als die ihrige zu beziehen, und er mußte, ihrer Einladung zu Folge, nach wie vor, zu den Unsrigen gehören. Ich darf mich dieses Ausdrucks wohl bedienen, denn auch ich ward in jener glücklichen Zeit dem kleinen Kreise der Herzogin zugezählt.

„Wir alle, die wir zu diesem gehörten, versammelten uns jeden Abend im Zimmer der Fürstin, das um diese Zeit unter dem Vorwande des Unwohlseyns der kleinen Prinzessin Mathilde, allen andern Besuchen verschlossen blieb. Welche Abende waren das! Wie ungeduldig erwartete ich jedesmal die Stunde, wo die Herzogin von der Tafel zurückkam, zu der sie täglich einige der Ersten der Stadt einladen ließ. Mit welcher Freude sah ich jedesmal die beiden himmellangen Heiducken in ihrer damals üblichen theatralisch-bunten Tracht in meinem Zimmer erscheinen, um

mich auf einer Chaise longue zu ihrer Herrin herüber zu tragen.

„Die feinste Sitte war in diesem kleinen Abendzirkel vorherrschend, und dennoch blieb aller Zwang, jede von den Großen dieser Erde sonst unzertrennlich geglaubte Etikette daraus verbannt. Es war der schönste Kommentar zu Tasso's freilich damals noch nicht niedergeschriebenem Ausspruch: „Willst Du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an.“ Jeder von uns trug nach seiner Weise durch Scherz und Ernst, durch Kunst und Talent zur Unterhaltung bei, die Herzogin selbst aber schwebte über dem Ganzen gleich einem milden, alles belebenden Genius. Nie, weder früher noch später, sah ich eine Frau, die mit so anspruchsloser Grazie das Gespräch stets so zu lenken wußte, daß Alle Freude daran hatten; nie sah ich eine, welche die schwere Kunst, zuzuhören, so verstanden hätte, wie sie. Sie war die erklärteste Feindin aller jener geselligen Neckereien, die so leicht in bittere Persönlichkeiten ausarten, und doch hatte der ungefesselteste Witz freies Spiel, so lange er nur ergötzen und nicht verwunden wollte. Niemand

hatte in dem Mix-Automaten Bier, Mix-Getränke und Limonaden gezapft, und auch an dem Verkaufsstand in der Halle hatte er ausgeholfen. Er kannte also jede Menge Leute, die ihn kannten und ihm deshalb Geschichten erzählten, die sie sonst niemandem erzählten. Und so wußte er, daß Hannes Hansen ein Verhältnis mit der Frau des Bürgermeisters hatte. Jens sah den Bürgermeister vor sich, wie er ihn oft gesehen hatte, wenn er mit seinem Wagen durch die Stadt fuhr. Er war ein großer, dicker Mann mit einem roten Kopf und einer dicken Nase, und er hatte eine Stimme, die sich anhörte, als würde er ständig mit jemandem schimpfen. Jens konnte sich nicht vorstellen, daß Hannes Hansen mit dieser Frau ins Bett ging, aber Hannes hatte es ihm selbst erzählt, und Hannes war sein Freund.

Jens hatte Hannes auch erzählt, daß er sich in Ulrike verliebt hatte, und Hannes hatte ihm geraten, sie zu küssen. Jens hatte es nicht getan, weil er Angst hatte, sie könnte ihn auslachen. Aber jetzt, wo sie ihn küßte, war er froh, daß er es nicht getan hatte. Er hatte sich nicht getraut, und sie hatte es getan.

Irrenden, bald nach diesem bald nach jenem zu greifen. Unerachtet seiner sehr vortheilhaften äußern Bildung und übrigen bedeutenden Vorzügen, lag in seinem Benehmen nicht die leiseste Spur eines Bestrebens, auffallen oder glänzen zu wollen. Der Grundton seines Wesens schien vielmehr eine gewisse ernste Ruhe zu seyn, die ihm nie erlaubte, sich irgendwo vorzudrängen; er ließ lieber alles an sich kommen, und ging niemals, auch nur um einen halben Schritt, der Bewunderung entgegen. Höflich gegen alle, besonders gegen Damen, blieb er doch stets von dem mitunter etwas faden Tone der damaligen jungen und alten Herren entfernt, und erzeugte uns die Ehre oder die Gerechtigkeit, uns wie vernünftige Wesen und nicht wie Kinder zu behandeln. Ohne geradezu witzig zu seyn, war er die Zierde jeder bedeutenden Unterhaltung, denn er besaß die herrlichste Gabe des Worts, die mir je vorgekommen. So oft irgend ein hohes den Menschen ehrendes Gefühl ihn dazu begeisterte, riß der ihm eigne Zauber seiner Ueberredungskraft auch den Kältesten hin. Jeder fühlte, daß das Unwiderstehliche derselben nicht allein in der sorgsamen Wahl seiner Worte, und

ach in der Apokalypse des Johannes! Wie selbst
die Sprache der Offenbarung Gottes, die Bibel,
die Sprache der Menschen, auch die Welt, die
Gott geschaffen hat, die Sprache der Menschen,
auch die Sprache eines Johann Gutenberg
und Johann Faust, die Sprache der Kunst, die
Sprache der Wissenschaft, die Sprache der Tech-
nik, diese ganze, ganze Sprache, sie gehört
Gott, sie ist Gottes Sprache, sie ist Gottes Wort,
sie ist Gottes Offenbarung, sie ist Gottes Ge-
schenk, sie ist Gottes Gabe, sie ist Gottes Mittel,
sie ist Gottes Weise, wie Er Sich vor Sein Volk
hinstellt, wie Er Sich ihm nahet.

Und wenn wir nun diese Sprache, diese Welt,
die Gott geschaffen hatte, um Sich mit ihr Seinen
Menschen zu offenbaren, wenn wir diese Welt
und diese Sprache, die Gott geschaffen hatte,
um Sich mit ihr Seinen Menschen zu offenbaren,
wenn wir sie, wie Moritz in Jerusa-
lem, wie Johann Gutenberg und Johann Faust,
wie die Kunst, wie die Wissenschaft, wie die
Technik, wie diese ganze, ganze Sprache, wie
diese ganze Welt

laut kennen, dessen unsere, von mir so lange verkannte Sprache fähig ist. Ihr habt nicht vergessen, daß ich bis dahin durch meinen Vater, ausser einigen italienischen und englischen Klassikern, nur hauptsächlich die französische Literatur kennen gelernt hatte. Fast alle unsere deutschen Schriftsteller waren mir fremd geblieben, vor allen, die damals aus langer tiefer Nacht glorreich entstehende Poesie meines Vaterlandes. Die Herzogin sowohl, als Bernhard von Leuen, genossen meine freudige Ueberraschung mit jener wohlwollenden und wohlthuenden Empfindung, mit der wir einen Freund zum ersten Mal an den schönsten Punkt einer uns längst bekannten reizenden Gegend führen, oder ihn vor ein ihm noch unbekannt gebliebenes herrliches Kunstwerk hinstellen, und in seinem Entzücken den Moment noch einmal durchleben, in welchem auch wir zum ersten Mal an der Stelle standen, wo er jetzt steht.

„Das alles ist dahin! und mit einem sehr trüben Gefühle der Wandelbarkeit des menschlichen Sinnes und aller Größe und alles Ruhms auf Erden, muß ich es erleben, daß das Wirken jener Männer, deren Namen ewig unser Stolz

seyn sollte, eigentlich schon jetzt an ihren undankbaren Enkeln verloren geht. Wie lange wird es dauern, so ist es ganz vergessen und verschollen, während wir aus Modesucht und Mißverstand Handwerksburschen-Lieder aufsuchen und sie als Meisterwerke bewundern und sammeln. Wer in der jetzigen leselustigen jungen Welt kennt noch Kleist's Frühling anders, als höchstens vom Hörensagen, während jeder nur halb gebildete Engländer seinen Thomson beinahe auswendig weiß, dessen Andenken neue Auflagen seiner Werke alljährlich erneuern. Sinkt nicht sogar Klopstock, der vor wenigen Jahren noch unter uns lebte, allmählich der Vergessenheit zu? Man nennt ihn noch zuweilen aus Gewohnheit, oder aus einer Art von Pietät, aber wie Viele in der jungen Welt kennen mehr von ihm als den Namen? So ist's mit Hagedorn, mit Uz, mit Gronegk, mit Haller, mit Hölty, mit so vielen, die der Ausländer zu unsrer Schande bald besser kennen wird, als wir, während wir mit wahrem Heißhunger auf die neuen Erzeugnisse der Zeit, auf Tageblätter und Taschenbücher uns werfen, die schon beim Entstehen den Keim der Vergänglich-

keit in sich tragen, und auch nicht einmal verlangen, länger zu leben, als der Augenblick, durch den und für den sie entstanden.

„Mit einem ganz unnennbaren Gefühle hörte ich einzelne Gesänge aus Klopstocks damals unlängst zuerst erschienenem Messias vorlesen, und die Bemerkungen von Leuen's und der Herzogin über das eben Gehörte ergriffen mich nicht weniger wunderbar. So dieser heiligen Gegenstände erwähnen zu hören, war ich es nicht gewohnt; Vieles schien mir sogar unverständlich, sowohl was sie sagten, als was vorgelesen ward, und doch ergriff mich dabei eine mir selbst unerklärliche, nie zuvor von mir gekannte Rührung. Oft fühlte ich mich über mich selbst erhoben, und zum ersten Male drang ein erwärmender Strahl jenes Lichtes in mein Gemüth, das jetzt der Trost meines Alters ist, indem es die dunkle Bahn sanft erleuchtet, die ich bald werde zu wandeln haben.

„So sehr mein Geist und mein Gemüth durch alles dieses angeregt und angesprochen wurde, so muß ich indessen doch gestehen, daß ich nach Mädchenart es dennoch nicht unterlassen konnte,

das innige Wohlgefallen zu bemerken, mit dem Bernhard's Auge auf mir ruhte, so oft er sich unbeachtet glaubte. Ich sah es recht gut, wie er alle die schönsten, zartesten, ergreifendsten Stellen der Poeten, welche er besonders liebte und deshalb auswendig wußte, gerade mir allein durch Blick und Ton zuzueignen schien. Wäre mir hiebei noch irgend ein Zweifel übrig geblieben, so hätte manch heimliches Lächeln der Anwesenden, manche leicht hingeworfene Bemerkung, mich in meinen Beobachtungen bestärken müssen. Er war durchaus kein homme aux petits soins, und doch konnte nichts Zarteres erdacht werden, als die tausend kleinen, fast unmerklichen Aufmerksamkeiten, welche er mir stündlich erwies. Wie oft sah ich ihn erbleichen, wenn zuweilen der Schmerz in meinem Fuße plötzlich auf ein paar Minuten wiederkehrte, und ich mit einem nicht zu unterdrückenden Wehelaut zusammenzuckte! Jene wahrsagende Stimme, die schon seit Anbeginn der Welt in jedem Mädchenherzen wohnt und bis an's Ende der Tage darin wohnen wird, sagte auch mir: ich sey geliebt, heiß geliebt von dem seltensten, edelsten Manne, vor welchem alle meine übrigen Anbeter

und Bewunderer sammt und sonders in traurige Unbedeutenheit zusammensanken. Auch Bernhard las in meinem Herzen, und ich versuchte es zwar nicht, ihm dieses zu wehren, aber ich gestand mir auch nicht, daß ich es ihm erlaube, sondern ich ließ es gleichsam wie achtlos geschehen. Beide waren wir nun überglücklich im seligsten Empfinden des ersten, leisen, zarten Verstehens zweier in eins zerfließender Gemüther. Wir fühlten es wohl, wir wußten es wohl, was wir eins dem andern waren, aber um die Welt hätten wir es noch nicht aussprechen mögen, denn die erste Liebe lernt nicht so bald Worte finden und kann sie auch entbehren.

„O wär' ich länger in diesem Verhältnisse geblieben. Wie ganz anders hätte mein Leben sich gewendet. Doch die Prinzessin Mathilde genaß wieder, die Herzogin setzte ihre Reise weiter fort, und ich kehrte nach zwei kurzen, mit Flügelschnelle an mir vorübergeeilten Wochen völlig hergestellt in das Haus meines Vaters, zu meinen alten Umgebungen, zu meiner gewohnten Lebensweise zurück.

„Mir war, als erwache ich aus einem langen

ſchönen Traume, doch auch dies Erwachen hatte ſein Angenehmes, und ich weinte nicht wie Kaliban, um wieder einzuſchlafen. Hatte ich doch auch in manchen Stunden die Trennung von meinem Vater, und vielleicht auch eine gewiſſe Abhängigkeit vom Willen Anderer, deren ich nicht gewohnt war, wenn nicht ſchmerzlich, doch wenigſtens unbequem gefühlt; und war er doch zurück geblieben, um, wie er gleich Anfangs es angekündigt hatte, einige Geſchäfte hier abzumachen. Bernhard von Leuen ließ ſich bei meinem Vater einführen, deſſen Bekanntſchaft er ſchon früher bei der Herzogin gemacht hatte, und von nun an beſuchte er faſt täglich unſer Haus.

„Der gewohnte Kreis unſrer Hausfreunde und Bekannten empfing mich mit lautem Jubel und tiefer Verehrung in ſeiner Mitte, als wäre ich eine Königin, die nach langer Abweſenheit in ihre Staaten wieder zurückkehrt. Der Ton in unſerem Hauſe hatte ſich während meiner kurzen Entfernung aus demſelben nicht im Mindeſten verändert. Franzöſirende Witzeleien, dreiſtes, oft zugleich auch unbefugtes Abſprechen über jeden Gegenſtand, rückſichtloſes, unbarmherziges Verſpot-

ten, wenn nicht des Heiligsten selbst, doch dessen, was Vielen für heilig gilt, war bei uns, nach wie vor, an der Tagesordnung. Stunden lang konnte die lebhafteste Unterhaltung sich um ein Nichts herumdrehen, hingegen besprachen auch zuweilen besser unterrichtete Männer, an deren Spitze mein Vater stand, sich klar und verständig, belehrend und gründlich, über viele der bedeutendsten Gegenstände des Lebens, der Kunst, der Wissenschaft. Die mehrsten unter dem jüngern Theile der Gesellschaft zogen sich von diesen Gesprächen verstummend zurück, nur Bernhard nahm stets mit höherem Interesse Theil daran. Ich hingegen mischte nach alter Gewohnheit mich in Alles, es mochte Ernst seyn oder Scherz, und fand oft ein ganz eignes Vergnügen darin, alles launenhaft durch einander zu wirren. Denn leider trat die alte Gewohnheit des Lebens bald wieder in ihre Rechte; jeder Tag drängte die Erinnerung an jene bessere, nur zu kurze Zeit, die ich bei der Herzogin verlebt hatte, mehr in den Schatten zurück, und in den alten Umgebungen ward ich selbst wieder nur zu schnell, was ich früher gewesen war.

„Es wird Euch unglaublich dünken, wenn ich Euch sage, daß ich mit heimlicher Freude das Erschrecken bemerkte, mit welchem von Leuen mich im väterlichen Hause so ganz verschieden von dem fand, was ich in der Nähe und den Umgebungen der Fürstin gewesen war. Doch leider war ich thöricht und verwöhnt genug, die sichtbare Bewegung, in die er bei dieser Entdeckung gerieth, für ein Zeichen bewundernder Ueberraschung anzusehen, und mein Betragen ward von nun an mit jedem Tage übermüthiger und kecker. Neben der Freude an meines Vaters Beifall riß theils die überlaute Bewunderung unsers Kreises mich hin, theils wollte ich vor Bernhard's Augen recht glänzend und liebenswürdig mich zeigen, und so überbot ich denn mit jedem Tage mich selbst, bis zur höchsten Anstrengung meiner geistigen Kräfte. Ich witzelte mit Jedem, neckte mich mit Diesem, entschied überall, oft über Dinge, von denen ich nichts wissen konnte, und lachte mich selbst zuerst aus, wenn ich dabei in grobe Irrthümer verfiel, was wohl zuweilen vorkam.

„Ich war nicht verblendet genug, den tiefen leidenschaftlichen Schmerz zu übersehen, der jetzt

Bernhard's schöne Züge nur zu oft umdüsterte, doch ein paar an ihn gerichtete freundliche Worte, wenn er sich dessen am wenigsten versah, ein unbedeutender Vorzug, den ich unerbeten und zuvorkommend ihm vor den Uebrigen einräumte, verfehlten es nie, diesen schmerzlichen Ausdruck seines Gesichts in den der innigsten Liebe umzuwandeln. So glaubte ich in seinem momentanen Trübsinne nur die Wirkung einer Eifersucht zu sehen, die mir nicht anders als schmeichelhaft seyn konnte. Ich fühlte, wie er mit ganzer Seele an mir hing, und hatte eine wahrhaft kindische Freude daran, ihn nach Belieben an einem seidenen Faden flattern zu lassen. Ich glaubte weder, daß er diese leichte Fessel zerreißen, noch daß sie ihm drückend werden könne, denn er schien sie so gern zu tragen, und ich hatte keine Mutter, keinen Freund, der gütig und weise genug gewesen, um mich aufmerksam darauf zu machen, wie sehr dieser Mißbrauch der Gewalt, die ein freundliches Geschick mir über das edelste Gemüth gegeben, seiner und meiner unwürdig sey.

„Indessen verband ich mit diesem wunderlichen Betragen auch noch ganz insgeheim die

Absicht, meinem Freunde dadurch mehr gesellige Leichtigkeit anzubilden, das Einzige, was ihm in meinen Augen noch zur Vollkommenheit fehlte. Bei dem großartigeren, ernster gehaltenen Tone, der in den Umgebungen der Herzogin vorherrschend war, hatte ich an ihm nicht das Geringste auszusetzen gefunden; doch in meinem eigenen Kreise erschien er mir jetzt oft nicht gewandt genug, und ich war zuweilen in meinem Herzen recht trostlos darüber, wenn ich ihn in dieser Hinsicht von übrigens ganz unbedeutenden Gesellen übertroffen zu sehen glaubte. Ich selbst war ja vor allen Dingen brillant, und Alles, was zu mir gehören wollte, mußte es auch seyn.

„Bernhard schien indessen wenig geneigt, sich hierin meinen Wünschen zu fügen und dem wesenlosen Schimmer nachzujagen, den ich an ihm vermißte. Wie er von jeher gewesen, so blieb er, und wenn die Gecken um ihn her ihr loses Spiel ihm ein wenig zu nahe trieben, so wußte er, schroff und imponirend genug, sich vor ihren Augen zu erheben, um sie in gehöriger Entfernung von sich abzuhalten. Dies war es nun wohl nicht, was ich eigentlich gewollt hatte, doch konnte

es mich nicht verdrießen; ich ward nur heimlich um so stolzer auf meinen Freund. Bernhard bemerkte meine Zufriedenheit in solchen Augenblicken, wenn gleich ich sie mir selbst kaum gestand, und diese Entdeckung gab ihm sogar einst den Muth, einen günstigen Augenblick zu benutzen, um mir über das Schaale und Zwecklose unsers Treibens recht ernstliche und eindringende Vorstellungen zu machen. „Wie können Sie, theures Fräulein," sprach er zu mir, „wie können Sie, die Sie so reich begabt sind, an der geistigen Armuth dieser Leute Freude finden? Wie ist es möglich, daß der Wirbel dieser Geselligkeit Sie so hinreißt? Ich selbst, glauben Sie es nur, ich selbst könnte in diesem nichtigen Treiben, dem Sie viel zu nachsichtig sich hingeben, Sie verkennen, wenn jene ersten schönen Tage, die ich in Ihrer Nähe verlebte, mir nicht noch in zu heller Glorie vorschwebten. Nie werde ich jener Zeit vergessen, lassen Sie sie wiederkehren, Sie können es, so bald Sie es wollen, seyn Sie nur wieder Sie selbst!"

„Das bin ich allemal," erwiederte ich ihm lachend, „ein fröhliches Geschöpf, das wohl

zuweilen recht ernsthaft seyn mag, das sich aber auch herzlich gerne amüsirt, und zum Amüsiren schicken die Thoren sich am besten."

„Sich amüsirt," wiederholte Leuen ein ganz klein wenig erbittert, „was heißt denn amüsiren? Das Leben zu vergessen suchen, in nichts sagendem und nichts wollendem Spiel einen Tag dem andern so rasch als möglich nachjagen, damit nur von keinem eine Spur übrig bleibe, damit man nur gar nicht zur Besinnung komme. O Fräulein, Sie, die Sie so glücklich seyn könnten, indem Sie Andere beglücken," rief er mit hohem Erröthen, hingerissen von seinem Gefühl, und ergriff dabei meine Hand. „Theure, theure Anna, mögen Sie des Lebens immer, immer sich freuen, das Köstlichste, das es bieten kann, möge es zu Ihrem Ergötzen stets bereit seyn; möchten alle Ihre Tage eine ununterbrochene Kette Ihrer würdigen Freuden werden und —" hier stockte er ein wenig, dann setzte er in gelassenem Tone hinzu: „doch amüsiren? Liebes Fräulein, überlassen Sie diesen nüchternen Rausch allen denen, die nicht minder tief unter Ihnen stehen als jene Menschen, denen Sie es erlau-

ben, Sie, ihrer Unbedeutenheit unerachtet, zu umflattern."

„Sehen Sie, von Leuen," erwiederte ich freundlich, wenn gleich innerlich nicht ganz zufrieden, „sehen Sie, indem Sie auf das unschuldige Amüsiren schelten, sind Sie selbst höchst amüsant, denn Sie nehmen für Ernst, was gar nicht so gemeint ist, und eben das ist ja erst der rechte Spaß. Werden Sie denn nie lernen, Ihre Freunde auch unter der Maske zu erkennen?"

„Aber wenn sie tagtäglich immer und ewig in der Maske einhergehen?" erwiederte er.

„Ich fiel ihm rasch ein. „Im Karneval thut man das, und die Jugend ist das Karneval des Lebens. Seyn Sie doch zufrieden, daß Sie zu den sehr Wenigen gezählt werden, in deren Nähe man die Maske gern und recht oft ein wenig lüftet. Und nun, Herr Griesgram, kommen Sie an den Flügel, mir Amint's Klagen von unserem Lieblinge Kleist zu akkompagniren. Ich verspreche Ihnen dagegen, den ganzen Abend recht artig zu seyn, wenn nämlich nichts dazwischen kommt, das mich anderes Sinnes machen könnte." Bernhard folgte mir willig mit jenem

aus Liebe und Zorn zusammengesetzten Ausdrucke in seinen Zügen, den wir so gern als den sichersten Beweis unserer unumschränkten Herrschaft anzusehen uns gewöhnen, und ich sang heimlich triumphirend ihm vor: „Sie fliehet fort, es ist um mich geschehen, ein weiter Raum trennt Lalage von mir.“

„Von nun an fielen beinahe alle Tage ähnliche Scenen zwischen uns Beiden vor, die von Leuen oft ziemlich künstlich herbeizuführen wußte. Oft sah ich das offne Geständniß seiner Liebe auf seinen Lippen schweben, mein Herz klopfte ihm entgegen, aber ein ganz eignes Gemisch von Stolz, Verlegenheit und mädchenhafter Scheu, verbunden mit dem lebendigsten Bewußtseyn dessen, was ich selbst für ihn empfand, bewogen mich jedesmal, ihm auf irgend eine Art zu entgehen, und wäre es auch nur durch die erste beste Posse gewesen, die mir eben durch den Sinn fuhr. Mein Vater freute sich unserer gegenseitigen, täglich wachsenden Neigung zu einander, die seinem Scharfblicke nicht entging; doch hielt er es für das Gerathenste, nichts, weder dafür noch dagegen, zu unternehmen.

„In unserem geselligen Kreise begann man um diese Zeit ebenfalls, mich als die Braut des Herrn von Leuen zu betrachten, obgleich ich jede darauf hinzielende Anspielung nur mit einem stolzen Lächeln beantwortete. Uebrigens hörte ich alles an, was man über diesen Gegenstand sagen mochte, ohne sonderlich weiter darüber zu denken.

„Meine Zukunft breitete sich unabsehbar vor mir aus, ich war glücklich in der Gegenwart, der Augenblick erfüllte mich so ganz, daß ich Alles gehen ließ wie es ging, ohne Sorge und ohne Vorbedacht.

„Bernhard's mit jedem Tage zunehmender Ernst, verbunden mit manchem andern Zuge in seinem Benehmen hätte bei einzelnen Gelegenheiten mir wohl einen großen Kampf in seinem Gemüthe andeuten können, doch ich bemerkte nichts davon, oder glaubte nicht daran, und so kam dann der verhängnißvolle Abend herbei, der über meine Zukunft entschied, ohne daß ich Verblendete seine Nähe vorahnend empfunden hätte.

„Ist es denn nicht immer so? Spielen wir nicht immer, achtlos wie Kinder, am Rande

eines Abgrundes, während wir der Hand ausweichen oder sie wohl gar unsanft zurückstoßen, die uns vor dem Fall bewahren möchte, weil sie nicht vermeiden kann, uns zuweilen etwas unsanft zu ergreifen.

„Unsere gewohnte Gesellschaft war eben eines Abends zahlreicher als gewöhnlich versammelt, und das sehr animirte Gespräch drehte sich rasch um einen Gegenstand, welcher damals die ganze hiesige elegante Welt auf das allerlebhafteste beschäftigte. Es galt einem, nach mehrjährigem Aufenthalte im Auslande eben wieder in der Heimath frisch angelangten jungen Manne. Er hatte sich lange in Paris, sogar auch ein paar Monate in Rom aufgehalten, und eignete sich folglich auf das vollkommenste dazu, in seiner Vaterstadt den Ton anzugeben, was damals für Seinesgleichen weit leichter war als jetzt. In unseren Tagen geht alle Welt auf Reisen, und dies macht uns gegen Weitgereis'te viel gleichgültiger, die in meiner Jugend weit mehr galten. Wer Paris, diese damals allgemein anerkannte Königin aller Städte, gesehen hatte, erhielt schon allein dadurch ein gewaltiges Uebergewicht in der

Gesellschaft, und wer nun vollends in Rom gewesen war und vom Pantoffel des Papstes etwas zu erzählen wußte, den betrachtete man sogar mit einer eignen Art von ehrfurchtsvoller Scheu als Einen, der Großes unternommen und vollbracht hatte.

„Der junge Wiesenau, so hieß der Vielgereis'te, benutzte im vollsten Maße den Vorzug, den dieses Vorurtheil seiner Zeitgenossen ihm gewährte. Nichts von Allem, was er bei uns antraf, konnte, so wie es eben war, vor seinen Augen Gnade finden; er verdammte alles, nannte alles lächerlich, zum Erbarmen; Equipagen und Hausgeräth, Kleidung und Frisur. Dafür aber war er auch eben so unerschöpflich als bereitwillig im Angeben der neuesten Pariser Moden, und ging dabei in die kleinsten Details ein, ohne zu ermüden. Unsere sämmtlichen jungen Herren wollten verzweifeln, weil die Tag und Nacht arbeitenden Handwerker mit aller möglichen Anstrengung dennoch nicht im Stande waren, alles gleich so herbeizuzaubern, wie Wiesenau es hatte; denn der Scepter der Mode regierte vor dreißig bis vierzig Jahren weit despotischer als jetzt, und

wer im Schnitte der Kleidung oder in der Form seiner Umgebungen nur im Geringsten von ihrem neuesten Gesetze abwich, der durfte kaum es wagen, sich sehen zu lassen, wenn er nicht schon früher auf Eleganz und Modernität Verzicht geleistet hatte.

„Daß auch unter den Damen dies gereif'te Wunder gewaltiges Aufsehen erregen mußte, versteht sich wohl von selbst. Glückselig war die, mit der Herr von Wiesenau sich unterhielt, noch glückseliger die, welche auf einige Stunden den leichten Schmetterling zu fesseln wußte. Am allerglückseligsten aber achtete man einige wenige Beneidenswerthe, denen er eine von ihm mitgebrachte große, mit mehrerern Anzügen versehene Pariser Modepuppe mittheilte, von der Art, wie sie damals alle Monate von Paris aus an die bedeutendsten Höfe von Europa versendet wurden, und nach deren Muster die von Wiesenau dazu Auserwählten sich durch Anzug und Kopfputz fast bis zum Unkenntlichen umgestalteten.

„Uebrigens galt dieser junge Mann nicht nur im Aeußern für die Krone aller eleganten Modernität, er wurde auch allgemein als der witzigste,

liebenswürdigste, zierlichste Petitmaitre bewundert, den man seit wenigstens funfzig Jahren gesehen. Jedermann trug sich mit allerliebsten Anekdoten und witzigen Einfällen von ihm herum; nur von Leuen, der ihn früher im Auslande angetroffen hatte, wollte mit dem allgemeinen Chor der Bewunderer des jungen Herrn nicht recht übereinstimmen. Er erklärte ihn für einen faden, dreisten Gecken, den man selbst in den großen Städten, welche er besucht hatte, sehr oft zur Zielscheibe des Witzes mißbraucht habe, und der nichts weiter verstehe, als auswendig gelernte Melodien dompfaffenartig abzuleiern.

„Ich selbst, die ich den Helden des Tages noch gar nicht gesehen hatte, war in Hinsicht auf ihn ziemlich unpartheiisch gesinnt. Da mir an seiner Modepuppe nichts lag, so hatte er für mich weit weniger Anziehendes, als für andere Meinesgleichen. Nach Allem, was ich von ihm hörte, und da ich ohnehin immer gern eine Oppositionspartheі bildete, war ich in meinem Herzen vielmehr geneigt, die Meinung des Herrn von Leuen in Hinsicht auf ihn anzunehmen. Doch es war in dem Augenblick Mode, er war brillant, das

und die acht Aebtissen, und es erhielt die Aebtissin Agnes von Quedlinburg, die Tochter Kaiser Philipps, den Vorsitz. Es ist dies das erste Mal, daß eine Frau auf einem Reichstage erscheint, was erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß sie Reichsfürstin war.

Otto von Meran war Herr des Hofes Andechs, Graf von Dießen, Graf von Tirol, Herzog von Meran, Markgraf von Istrien und Pfalzgraf von Burgund, so daß Andechs in der Hand eines Fürsten war, der in Tirol, Istrien und Burgund Besitzungen hatte, die sich von der Donau bis zum Adriatischen Meere, von der Etsch bis zum Rhodanus erstreckten. Otto war ein Bruder der Königin Gertrud von Ungarn, der Gemahlin Andreas II., und der Königin Agnes von Frankreich, der Gemahlin Philipps II. August. Durch diese Verbindungen mit Ungarn und Frankreich, durch seine Besitzungen in Tirol, Istrien und Burgund, durch seine Stellung als Reichsfürst und Pfalzgraf von Burgund, war Otto eine Macht, die in Deutschland, Ungarn und Frankreich in Betracht gezogen werden mußte.

vorüberſtreifte; denn in dieſer Uebertreibung hatte ich noch Keinen geſehen. Doch das Männchen hatte in Paris ſchwatzen gelernt, es hatte mitunter Einfälle, die gar nicht übel waren, und beſaß obendrein jenen übermüthigen Ton oberflächlicher, keine Schonung kennender Perſiflage, in den ich nur allzugut einzugehen wußte. So kam es an jenem Abende nur zu bald dahin, daß wir Beide in der Geſellſchaft die Wortführer machten, denen der Chor der Uebrigen, in abgemeſſenen Pauſen, Beifall zuzurufen und zuzulachen ſich begnügte.

„Das Geſpräch nahm bald eine Wendung, die, wie ich ſelbſt es mir nicht verbergen konnte, meinem Freunde durchaus verhaßt war; doch in meinem Uebermuthe ließ ich darum nicht davon ab, ſondern wetteiferte mit dem neuen Ankömmling in unbarmherziger Verſpottung alles deſſen, was zu Folge der damaligen modernen Aufklärung die franzöſirenden Schöngeiſter Vorurtheil nannten; daneben aber ward auch manches abweſende Mitglied der Geſellſchaft bei dieſer Gelegenheit von unſern Pfeilen nicht verſchont.

„Erlaßt es mir, meine Lieben, Euch die nä-

heren Details eines Gesprächs zu geben, das ich noch immer nur mit tiefem Schmerz Euch wiederholen könnte und das ich so gern vergäße, ohne daß es mir bis diesen Augenblick hätte gelingen wollen, es aus meinem Gedächtnisse zu tilgen.

„Die gespannteste Aufmerksamkeit unserer Zuhörer, nur dann und wann von schallendem Gelächter unterbrochen, lohnte unser Bestreben, zu glänzen; selbst mein Vater hörte lächelnd und wohlgefällig uns zu, während Bernhard immer ernster und schweigsamer ward. Ich sah den verhaltnen Unwillen in seinen dunklen Augen blitzen, ich las den stummen Schmerz über mein Betragen in seinen Zügen, aber es fiel mir nicht ein, ihn deshalb zu schonen. Meine unselige Eitelkeit verleitete mich zu dem Versuche, trotz seiner Unzufriedenheit mit mir, seine Bewunderung durch eben das zu ertrotzen, was diese Unzufriedenheit in ihm rege machte, und so trieb ich es immer ärger, bis er nicht mehr im Stande war es zu ertragen.

„Ich saß in einer Ecke neben dem Kamin, dieses, der Kaminschirm und ein kleiner Tisch, der seitwärts vor mir stand, sonderten mich ein

wenig von der Gesellschaft ab, die mir gegenüber einen Halbkreis bildete. Bernhard fand indessen doch einen Weg, ziemlich unbemerkt hinter meinen Armstuhl zu gelangen und, über die Rücklehne desselben gebeugt, mir die Bitte zuzuflüstern, diese wunderliche Unterhaltung doch endlich abzubrechen. Doch vergebens! ich gab mir im Gegentheil das Ansehen, ihn gar nicht zu verstehen. Jetzt wurden seine Bitten immer dringender, sie gestalteten sich endlich zu Warnungen um, und hingerissen von der Gluth der Leidenschaft, von seinem empörten Gemüthe und dem Schmerze des Augenblicks, mischte er endlich, ganz ohne es zu wollen, das so lange zurückgehaltne Geständniß der glühendsten, innigsten Liebe in das dringendste Flehen um Rückkehr zu mir selbst und meiner bessern Natur.

„Dieser Moment war der höchste Triumph meines Lebens. Jetzt hatte ich, was zu erhalten meine kühnsten Einbildungen kaum erträumen konnten. Er, Bernhard von Leuen, mußte, mitten im Zorn über mich, den stolzen Sinn vor mir beugen und meine Siegergewalt anerkennen. Doch auch mein Herz wallte in heißer Liebe ihm

κτήμασι. Ἀλλὰ τὸν Θεὸν ἔκαστος ἐξ ἰδίας ἐπιθυμίας ἐποίησεν. Ἐπειδὴ γὰρ ἐπεθύμησε τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ καλὸν, ἐποίησε τὸν Θεὸν ἀγαθὸν καὶ καλόν· ἐπειδὴ ἐπεθύμησε τὸ ἀθάνατον καὶ αἰώνιον, ἐποίησε τὸν Θεὸν ἀθάνατον καὶ αἰώνιον· ἐπειδὴ

dete. In der Art von Bewußtloſigkeit, in die mein Benehmen ihn verſetzt hatte, gaben vielleicht ein paar unbedachte Worte, die er hinwarf, den erſten, wirklich nicht geſuchten Anlaß dazu. Doch er war zu erſchüttert, zu aufgeregt in den tiefſten Tiefen ſeines Gemüthes, als daß er es vermocht hätte, wie ſonſt wohl geſchah, den Angriff auf ſeine Gegner zurückprallen zu laſſen. Das kalte Spiel widerte ſeinem glühenden Herzen zu ſehr an, als daß er mit Glück daran hätte Antheil nehmen können. Er verſuchte zwar, ſich zu vertheidigen, aber er verwirrte ſich in dem Verſuch, und fand zum erſten Male nicht das paſſende Wort für das, was er ſagen wollte. Ich ſah es, ſeine Verwirrung erhöhte das Gefühl meines Triumphes, hingeriſſen von der übermüthigſten Freude, war ich unbeſonnen genug, einen ſeiner Ausdrücke aufzunehmen, dem eine lächerliche Seite ſich abgewinnen ließ.

„Bernhard ſah mich an und ſchwieg ganz faſſungslos. Den Blick vergeſſe ich nie.

„Jetzt entſtand plötzlich eine allgemeine, unendlich peinliche Stille um mich her. Ich glaubte zu fühlen, daß man in ihm mich ſchonen wolle,

ich vergaß, daß wahrscheinlich keiner der Anwesenden Lust haben konnte, den Scherz gegen den so oft Beneideten fortzusetzen, dessen Ueberlegenheit ein jeder von ihnen oft genug erfahren hatte, um sie zu scheuen. Ich blickte auf und mein böser Dämon zeigte mir, wie ein heimlich triumphirendes Lächeln auf allen diesen Gesichtern mir entgegengrinste, und er allein stand, der gewohnten Waffen beraubt, mitten unter dem, mir in diesem Moment unbeschreiblich verhaßten Haufen, der sich das Ansehen gab, ihn mitleidig schonen zu wollen.

„Jetzt begann ich in meinem Gemüthe seinetwegen ganz entsetzlich zu leiden; in diesem furchtbaren Moment, in welchem mir zu Muthe war, als müsse ich mich seiner schämen, fühlte ich zuerst recht tief und eindringend, was er mir war und mit welch' unbegränzter Liebe ich an ihm hing.

„In bodenloser Verwirrung, in namenloser Qual, übermüthig und gedemüthiget zugleich, rastlos getrieben von einer ganz unerklärlichen, an Verzweiflung gränzenden grausamen Lust — sprach ich noch ein paar Worte.

„Lautschallendes, nicht zu unterdrückendes Gelächter aller Umstehenden folgte diesen Worten, und mit unbeschreiblichem Schmerze traf der schneidend-gellende Ton dieses Lachens mein Ohr — denn es galt meinem einzigen, in diesem Augenblicke mit fast wahnsinniger Leidenschaft geliebten Freunde, und ich selbst hatte ihn dem Spotte dieser Menschen blosgestellt.

„Bernhard stand auf und plötzlich verstummte alles wieder. Er trat vor mir hin, blickte noch einmal mir in's Auge, ergriff meine Hand, die er küßte, und schied, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Kreise, in welchem mit einem Male eine Todtenstille entstand. Mit vernichtender Gewalt trat jetzt der Schmerz in meine Seele; meine Besinnung war hin, ich könnte sagen: mein Leben stand einen Augenblick still. Dann klopften alle meine Pulse mir zu: „du hast ihn verloren, ihn und dich, auf ewig, durch eigne Schuld!“

„Angelika, Viktorine, kennt ihr einen Schmerz, der diesen gleichen mag?

„Ich wußte nicht mehr, was ich that; mechanisch ergriff ich eine kleine, aber sehr schöne Potpourri-Vase von Porzellan, die auf dem klei-

nen Tiſche neben mir ſtand, ſie entglitt meinen Händen, ob durch mein Verſehen, ob ich ſie, vom dumpfen Inſtinkt getrieben, fallen ließ, um ſo die allgemeine Aufmerkſamkeit von mir abzulenken, dieſes iſt mir nie recht klar geweſen. Letzteres war wenigſtens die ſcheinbare Folge davon, denn über alle Anweſende mußte eine dunkle Ahnung des vorgefallenen Unheils gekommen ſeyn, und deshalb waren alle froh, die Gedanken davon abzuziehen.

„Mein Erbleichen, mein zitterndes Schwanken hatte nun doch eine ſichtbare Urſache gewonnen, und die Geſellſchaft war aus der ſtummen Verlegenheit, in der ſie bis jetzt dageſtanden, glücklich wieder gerettet. Das Betrachten des zu meinen Füßen zerſchmettert daliegenden Amors, der auf der Vaſe gemalt geweſen war, das Bedauern über ſeine Vernichtung gab zu unzähligen galanten Bemerkungen und witzigen Einfällen Anlaß, von denen manches Einzelne, trotz ſeiner Albernheit, mir tief in das Herz ſchnitt. Indeſſen hatte durch dieſen halben Zufall die Unterhaltung doch eine andere Wendung genommen, und ich ward dadurch in den Stand geſetzt, mir

für den übrigen Theil dieses entsetzlichen Abends die nöthige Fassung wieder zu erringen.

„Jetzt laßt es für heute genug seyn!“ setzte die Tante mit leiserer Stimme hinzu, indem sie aus ihrem Armstuhl sich langsam erhob. Sie küßte die in Thränen zerfließenden Mädchen auf die Stirn und heftete lange und bedeutend den seelenvollen Blick ihrer hellen Augen auf Beide; man sah, sie wollte noch etwas sagen, wozu die Stimme ihr versagte; dann wandte sie sich freundlich, ging langsam hinaus, winkte, ihr nicht zu folgen, und kam den Abend nicht wieder zum Vorschein.

Anna von Falkenhayn, treu ihrer vieljährigen Gewohnheit, saß am Morgen nach diesem Abend schon um sieben Uhr völlig angekleidet in ihrem Armstuhl, obgleich es im Kleeborn'schen Hause, das in dieser Hinsicht von andern großen Häusern der Stadt keine Ausnahme machte, kaum anfing, Tag zu werden.

Ihr Auge war trübe, ihr Herz war schwer von tausend wehmüthigen und schmerzlichen Erin-

nerungen. Das blasse Gesicht auf die durchsichtig zarte Hand gestützt, strebte sie schon lange vergebens ihre Aufmerksamkeit dem vor ihr aufgeschlagen daliegenden Buche zuzuwenden, um mit dessen Hülfe den Nachhall aller der trüben und schönen Stunden endlich wieder verklingen zu lassen, den sie selbst am gestrigen Abend auf's Neue in ihrem Gemüthe hervorgerufen. Daher war es ihr zwar eine unerwartete, aber durchaus keine angenehme Ueberraschung, als ihr Kammermädchen ihr einen draußen stehenden Fremden meldete, der dringend um Zutritt bei ihr bat. Sie fühlte sich um so mehr abgeneigt, den ihr zu so ungewöhnlicher Zeit zugedachten Besuch zu empfangen, da sie das Mädchen vergebens um seinen Namen befragte. „Der junge Herr," erwiederte dieses, „sieht so vornehm in die Welt hinein, daß ich unmöglich zu ihm sagen konnte: mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

Mißmuthig und verstimmt, war Anna von Falkenhayn schon im Begriff, den ihr etwas überlästig scheinenden Fremden um einen Besuch zu gelegenerer Zeit bitten zu lassen; doch der plötzliche Gedanke, daß es gerade wegen der so un-

gewöhnlich gewählten Stunde hier wohl auf mehr als auf eine bloße Visite abgesehen sey, hielt sie davon ab, und um nicht einer Laune zu gefallen, vielleicht eine Gelegenheit zu verlieren, Andern hülfreich erscheinen zu können, so befahl sie den Fremden hereinzuführen. Er trat ein, und mit einem ihr selbst unerklärlichen Erschrecken erkannte sie in ihm gleich auf den ersten Anblick den Geliebten ihrer Viktorine.

So sonderbar verlegen und erröthend, als diese Beide, mag wohl nicht leicht bei'm ersten Zusammentreffen ein Paar einander gegenüber gestanden haben, von dem die Dame wenigstens zweimal so alt war als der Herr. Indessen währte diese wunderliche Befangenheit nicht lange; Tante Anna hatte zu viel Gewalt über sich selbst, um sich nicht schnell von ihr loswinden zu können, und nach wenigen Minuten saßen daher sie und Raimund wie ein Paar alte Bekannte ganz traulich einander gegenüber.

Raimund entschuldigte seinen, gegen alle Regeln der Konvenienz streitenden frühen Besuch, zuvörderst mit seines alten Freundes Müller Versicherung, daß es bei der Hochwürdigen Frau

wenigſtens zwei Stunden eher Tag werde, als im übrigen Hauſe; nächſtdem aber mit dem nicht zu unterdrückenden Wunſch ſie ungeſtört, und wo möglich auch unbemerkt ſehen zu dürfen. Ziemlich verlegen wollte er jetzt es verſuchen, zur Erklärung ſeines eigentlichen Anliegens zu ſchreiten, doch die zuvorkommende Güte ſeiner Zuhörerin erleichterte ihm dieſes dadurch ungemein, daß ſie ihm deutlich merken ließ, wie Viktorine ſie ſchon längſt zur Vertrauten des ſtillen Geheimniſſes ihrer Liebe eingeweiht habe. So ward denn das Geſpräch zwiſchen Beiden ſehr bald von jeder beengenden Rückſicht befreit, und ſie unterhielten ſich ohne weitern Zwang, mit gegenſeitigem Vertrauen, von dem was in dieſem Augenblick ihrem Herzen am nächſten lag.

Vollkommen ermuthiget durch ihre würdevolle Freundlichkeit, erklärte Raimund jetzt der Tante, wie ein Antrag der Herren Fiſcher, den er ohne Viktorinens Beiſtimmung weder ablehnen noch annehmen könne, ihn hauptſächlich bewogen habe ſie um ihre Vermittlung zu erſuchen. Es war von einer langen, mit manchen bedeutenden Gefahren verbundnen Seereiſe die Rede, die er nach

dem Wunsche jener Herren unternehmen sollte, um in einem fremden Welttheile eine sehr wichtige, großen Gewinn versprechende Unternehmung persönlich zu leiten. Unter den vortheilhaftesten Bedingungen sollte bei seiner hoffentlich glücklichen Heimkehr ein bedeutender Antheil an der Handlung dieses sehr geachteten Hauses der Lohn seiner Bemühungen werden. „Sobald ich den ersten Zorn überwunden hatte, den Herrn Kleeborn's Benehmen in mir aufregen mußte," setzte Raimund hinzu, nachdem er der Tante sowohl die Gefahren als den Vortheil erklärt hatte, welche bei dieser Unternehmung für ihn persönlich zu erwarten standen; „sobald ich den ersten Zorn überwunden hatte, das heißt, sobald ich wieder meiner Sinne mächtig war, denn mehr bedurfte es nicht, so stand auch der Entschluß felsenfest in mir, unerachtet des ersten Fehlschlagens aller meiner Wünsche, dennoch auf der einmal angetretnen Bahn zu beharren. Der Mann darf ja nicht sich selbst zum Spiel des Zufalls machen, er soll ja nicht blindlings umhertappen, bald ergreifen, bald wieder loslassen, wie Lust und Laune ihn treiben. Er soll vielmehr festhalten an dem was

u. und Gehilfen. 1. Der Schuldner ist verpflichtet, dem Gläubiger für das Verschulden seiner Gehilfen in gleichem Umfange zu haften, wie für eigenes Verschulden.

Vgl. auch Art. 1 Abs. 2 Ziff. 1 des Gesetzes betr. die Haftpflicht der Eisenbahnen, Dampfschiffahrts- und Telegraphenunternehmungen vom 1. März 1888 (RGBl. S. 35).

Vgl. auch Art. 1 Abs. 2 Ziff. 1 des Gesetzes betr. die Haftpflicht der Eisenbahnen, Dampfschiffahrts- und Telegraphenunternehmungen vom 1. März 1888 (RGBl. S. 35).

sehen zu seyn, und so versuchte sie es denn auch gern, und nicht ohne Gelingen, ihren neuen jungen Freund mit dem Leben und insbesondere mit seinem eignen Geschick zu versöhnen. Es mußte indessen noch Manches sehr ernstlich beleuchtet und erwogen werden, ehe man zu einem festen Entschluß in Hinsicht auf die ihm vorgeschlagene Reise kommen konnte, und Raimund kehrte deshalb noch mehrere Mal, und immer in der Frühstunde, zur Tante zurück. Ihre Nähe sowohl als ihre Persönlichkeit übten auf ihn einen ganz wunderbaren Zauber. Er fühlte sich unwiderstehlich zu der seltnen Frau hingezogen, die wie das verbindende Element des Lebens zwischen ihm und Viktorinen stand. Wenn sie so freundlich ihm zusprach, mußte er dabei stets an seinen Vater denken, denn so wie sie hatte, seit er diesen verloren, nie wieder Jemand zu ihm gesprochen.

Vor allem aber erfüllte ihn ein ganz eignes Gefühl süßer, fast schauerlicher Wehmuth, wenn er sie dabei ansah, und nun in den alternden Zügen des bleichen, ernsten Gesichtes die unverkennbarste Aehnlichkeit mit seiner reizenden in

voller Jugendpracht blühenden Geliebten entdeckte. Ihm war dann als lüfte die Zukunft den dunkeln Schleier und blicke ernst und geheimnißvoll ihn an, während der eilende vernichtende Schritt der Zeit hörbar ihn umrauschte, und ihn ermahnte, das Leben und die Jugend festzuhalten, ehe sie auf immer entschwinden.

Auch der Tante ward der junge Mann, je öfter sie ihn sah, immer lieber und lieber; doch nicht etwa weil sie das Innere seines Gemüths dabei näher kennen lernte. Man möchte sagen, sie empfand dies nur, gleich dem Eigenen, und sie beurtheilte ihn daher wie Frauen gewöhnlich zu urtheilen pflegen, mit dem Herzen und nicht mit dem Kopf, was bei der ungemeinen Klarheit ihres Geistes freilich ein seltner Fall war. Alles an ihm, seine ganze Art zu seyn, seine Sprache, sein Benehmen, Alles erschien ihr wie der begleitende Ton zu der Melodie ihres innersten Lebens, und war ihr deshalb befreundet und kam ihr wie längst bekannt vor.

„Endlich, meine edle, theure Beschützerin, endlich muß ich doch dazu kommen, einen Entschluß in Hinsicht auf meine Reise zu fassen," schrieb

Raimund der Tante eines Morgens, an welchem er abgehalten worden zu ihr zu gehen. „Die Zeit drängt mich," fuhr er fort, „und ich kann es nicht länger auf eine ehrenvolle Art vermeiden, meinen Freunden, die mir zu meinem künftigen Fortkommen so wohlwollend die Hand bieten, eine genügende Antwort zu ertheilen. Ich habe die ruhige Stille dieser Nacht darauf verwendet, Alles nochmals ernstlich durchzudenken. Der Antrag der Herren Fischer öffnet mir die Aussicht auf ein völliges unabhängiges, sogar auf ein glänzendes Loos, das ich wenigstens nach dem Ableben ihres Vaters Viktorinen werde bieten können, selbst wenn dieser den Entschluß faßte, sie, im Fall sie die Meine wird, völlig zu enterben. Vielleicht wird er auch jetzt weniger eigensinnig auf die Verbindung mit dem Sohne seines Handelsfreundes bestehen, sobald er mich in der Ferne weiß, und Viktorinen glückt es wahrscheinlich um so eher, sich von den Fesseln loszuwinden, mit denen ihr Vater sie umstricken möchte. Für meine persönliche Wohlfahrt bangt mir übrigens nicht, Viktorinens Gebet wird mir ein schützender Engel werden, der jede Gefahr von mir wendet,

mit der Menschen oder die Elemente mir drohen könnten.

„Und so bitte ich Sie denn nur, Hochwürdige Frau, bringen Sie mir Viktorinens Erlaubniß zu gehen, und das bald! Der erste Tag der Reise ist ja auch der erste, der uns der Heimkehr näher führt. Und wer kann wissen, ob es nicht während meiner Abwesenheit dem schützenden Genius unsrer Liebe, in Ihrer würdigen Gestalt, gelingt, Alles indessen zu unserm Besten zu wenden."

Unerachtet sie den Gründen ihres jungen Freundes nichts entgegenzustellen wußte, unternahm es die Tante doch nur mit innerem Widerstreben Raimund's Wunsch zu erfüllen; sie erschrack beinahe, als Viktorine weit leichter und gefaßter, als sie es hätte erwarten können, zu der Entfernung des Geliebten ihre Einwilligung gab. Eigentlich war Viktorinens lebhaftem Geist das ganz Einförmige ihres Unglücks, das Quälende des Gefühls dem Geliebten zugleich so nahe und so fern zu seyn, allmählich so unerträglich geworden, daß jede Abänderung ihrer Lage ihr dagegen wie Gewinn erscheinen mußte. Ihre glühende stets

vorwärts ſtrebende Phantaſie fand in dem Alltagsleben eines Geſchäftsmannes keinen einzigen Punkt, von dem aus ſie das Bild des Geliebten, der ihr nicht nahen durfte, feſthalten konnte. Wo ſollten ihre Gedanken ihn ſuchen? an der Börſe? am Schreibepult? im alltäglichen Verkehr mit der handelnden Welt und ihren Gehülfen? „Nein, Tante,“ rief Viktorine, „er mag gehen! Mein Segen, mein Gebet, meine Wünſche begleiten ihn überall und unabläſſig. Es iſt jetzt nicht wie damals, da ich glaubte, daß er aus überſpanntem Edelmuth auf immer nach Odeſſa fliehen wolle. Er ſcheidet zwar, doch er entflieht mir nicht. Er geht wohin die Pflicht, die er auf ſich genommen, ihn ruft, aber er geht, um vielleicht glücklicher wiederzukehren. Tauſend Meilen oder tauſend Schritte ſind in unſrer Lage das Nämliche. Raimund wird in der Ferne mir ſogar näher gerückt erſcheinen, denn lieber will ich ihn mir doch vorſtellen, wie er auf dem Verdeck ſeines die mächtigen Wogen durchſchneidenden Schiffes, unter dem tiefblauen Sternenhimmel des Südens meiner gedenkt, lieber ſoll mein Geiſt in fremden Städten, im Gewühl des Ankommens

oder der Abreiſe ihn ſuchen, als hier in der weiten farb- und formloſen Oede des aller-alltäglichſten Lebens, in welcher Alles vor meinen Blicken verſchwimmt.“

Nur Eines forderte Viktorine mit ihrer gewohnten Feſtigkeit noch, und Raimund ſtimmte mit ihr überein, ſobald er ihre Entſcheidung vernommen, und dieſes Eine war eine Abſchiedsſtunde mit Bewilligung des Vaters, unter den Augen der Tante, dieſes milden Schutzgeiſtes ihres Lebens und ihrer Liebe. Vergebens erſchöpfte ſich Anna in Gründen und Bitten, um die Liebenden zu bewegen, ſich ſelbſt dieſe bittre Stunde zu erſparen. Sie wurde nicht nur überſtimmt, ſie mußte ſogar unternehmen, Herrn Kleeborns Erlaubniß zu dieſer Zuſammenkunft zu erhalten, denn Raimund's Beredſamkeit übte eine unwiderſtehliche Gewalt über ſie aus.

„Zwingen Sie mich nicht,“ bat er, „zwingen Sie mich ja nicht, dem Schmerz wie ein Feiger aus dem Wege zu gehen, denn alles Umgehen iſt meiner Natur durchaus zuwider und mir im Innerſten der Seele verhaßt. Was mir auch begegnen mag, ich will ihm feſt und grade in's

Auge ſehen, und wär' es mein Untergang. So Viele wünſchen ſich einen ſchnellen Tod, ich habe von Kindheit auf ihn geſcheut. Wenn ich einſt vom Leben ſcheide, ſo wünſche ich, daß es mit Bewußtſeyn geſchehe, mein brechendes Auge ſoll ſich noch einmal dankend zu der Sonne, zu den Sternen erheben, die ſo lange mir leuchteten. Und ſo will ich auch jetzt, ehe ich gehe, um vielleicht nie wiederzukehren, ſo will ich auch jetzt noch einmal in Viktorinens liebetreue Augen blicken, in dieſe Sonnen meines beſſern Daſeyns. Wer weiß denn, ob ſie je mir wieder leuchten werden, denn meine Reiſe iſt weit, und mancherlei Gefahren werden Unheil drohend mir entgegentreten."

„Der junge Holm geht in dieſen Tagen nach England und von dort nach Weſtindien, wie ich für gewiß höre," ſprach die Tante zu Herrn Kleeborn im gleichgültigſten Ton, den ſie nur bei dieſer Gelegenheit aufzubringen vermochte. Eigentlich dachte ſie nur auf dieſe Weiſe ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, das zur Erfüllung ihres

Aufenthalt seines Bauers, um seine Heilkur, die Kur mit Kräutern, fortzusetzen. Er ist ein Mann von 60 Jahren, ein Mann, der sich sein ganzes Leben hindurch mit Kräutern abgegeben hat, und der sich rühmt, mehrere Tausende von Menschen durch sie geheilt zu haben. Da dieser in Frankfurt bekannt ist, so will ich weiter nichts von ihm sagen, als daß er ein Mann ist, der sich durch seine Kuren, die er an Kranken vollbracht hat, ein Vermögen erworben hat. Er ist ein Mann, der sich auf Bücher, Schriften und Briefe beruft, die ihm Leute, die er geheilt hat, geschrieben haben. Ich habe mich nicht weiter um ihn bekümmert, weil ich mir gleich beim ersten Besuche vorgenommen hatte, mich nicht mit ihm in Unterredungen einzulassen, weil ich ihn für einen Betrüger halte. Ich habe ihn nicht gesehen, und werde ihn auch nicht sehen, bis ich sehe, daß er sich in seinen Kuren irrt, und daß er Menschen, die er kurirt, tödtet. Dann will ich ihn vor Gericht fordern, und ihn strafen. Ich glaube nicht, daß er sich in seinen Kuren irrt, weil er sie nicht ausübt, ohne daß er sich vorher durch Bücher und Briefe, die ihm Leute, die er geheilt hat, geschrieben haben, überzeugt hat, daß sie ihm helfen. Ich glaube nicht, daß er sich in seinen Kuren irrt, weil er sie nicht ausübt, ohne daß er sich vorher durch Bücher und Briefe, die ihm Leute, die er geheilt hat, geschrieben haben, überzeugt hat, daß sie ihm helfen. Ich glaube nicht, daß er sich in seinen Kuren irrt, weil er sie nicht ausübt, ohne daß er sich vorher durch Bücher und Briefe, die ihm Leute, die er geheilt hat, geschrieben haben, überzeugt hat, daß sie ihm helfen.

meine, nun und inzwischen gehen Sie so ganz in der Stille hin, wissen Alles, lenken Alles und führen Alles zum Besten. Nun, nun, jetzt wird sich Alles ja wohl mit der Zeit geben, wenn erst dieser Stein des Anstoßes aus dem Wege kommt. Viktorine wird ja Vernunft annehmen, besonders wenn Sie, Fräulein Schwester —" Die Tante unterbrach ihn, um nicht mehr hören zu müssen als ihr lieb war. „Ich habe Herrn Holm erlaubt, in meiner Gegenwart von Viktorinen Abschied zu nehmen," sprach sie in dem nämlichen gleichgültigen Ton als vorher, und zugleich mit so gelaßner fester Zuversicht, daß Herr Kleeborn darüber ganz stutzig wurde, und nicht gleich wußte, was er ihr antworten könne. Die Sicherheit, mit der sie sprach, als könne das gar nicht anders seyn, verbunden mit der ehrerbietigen Zurückhaltung, welche ihre Gegenwart ihm einflößte, erlaubten ihm nicht ihr geradezu zu widersprechen, besonders da sie ihm eben eine so gute Nachricht mitgetheilt hatte. Und doch fühlte er auch eine große Abneigung, seine Einwilligung zu dieser Zusammenkunft der Liebenden ausdrücklich zu geben, wenn er gleich innerlich gewiß

war, daß es die letzte seyn würde. Nach kurzem Bedenken fand er indessen einen Mittelweg, indem er that als habe er die letzten Worte der Tante völlig überhört. „Ende gut alles gut und Einmal ist keinmal," brummte er endlich halb leise vor sich hin, als er nach einer kleinen Pause gewahr ward, daß seine Schwägerin nicht für gut fand, noch einige Bewegungsgründe hinzuzusetzen, die er dann Gelegenheit gehabt hätte zu bestreiten; und damit ging er ohne Weiteres zum Zimmer hinaus in sein Comptoir.

Anna freute sich des leichten Sieges, und war dabei billig genug, nicht mehr zu fordern als sie eben bedurfte, denn sie glaubte, mit dieser stummen Bewilligung könne sie völlig zufrieden seyn, und sie ohne alles Bedenken benutzen.

Der Morgen des zu Raimund's Abreise bestimmten Tages brach endlich an, und die Liebenden sahen in den letzten Minuten vor dieser sich wieder, denn so hatten beide es gewollt. Doch welch ein Wiedersehen war das! Wiederfinden und Trennung, Seligkeit des Himmels und unaussprechlich tiefes Leiden drängten auf der

Spitze eines einzigen kurzen Augenblicks sich zusammen. So gränzen in dem Stunden-Daseyn der Ephemere die erste Regung des Lebens und das Erstarren des Todes enge an einander.

Selig und trostlos, ohne Worte und doch unendlich beredt, hielten Raimund und Viktorine sich umfangen bis die Stunde der Trennung schlug. Die Tante hörte den Ton der Glocke, der sie verkündete, sie hatte so lange in sich versunken dagesessen, jetzt richtete sie sich auf und ihr Blick fiel zuerst auf Raimund. Ein die Wolken durchbrechender schwacher Sonnenstrahl verklärte in diesem Augenblick die schmerzlich bewegten Züge seines edeln Gesichts; Anna fuhr wie von einem gewaltsamen Schmerz plötzlich ergriffen schaudernd zusammen, und ihre Hand zuckte unwillkührlich nach ihrem Herzen, während ihr Auge mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an Raimund's trüber Gestalt hing. Ein halb unterdrückter Schmerzenslaut drängte sich ihr aus tiefster Brust herauf, sie schwankte erbleichend und drohte zu sinken. Erschrocken eilten Viktorine und Raimund sie zu unterstützen und sie auf's Sopha zu geleiten, doch sie erholte sich noch früher, indem ein Strom von

Thränen ihrem bange beklommenen Herzen Erleichterung zu gewähren schien.

Jetzt drückte Raimund noch einmal die vereinten Hände beider ihm so theuren Wesen an seine brennenden Lippen, an seine hochschlagende Brust, und entfernte sich dann schnell. Sie sahen die geliebte Gestalt durch die Thüre verschwinden, die sich in langer Zeit nicht, vielleicht nie wieder, ihr öffnen sollte. Raimund's Schritte tönten den langen Corridor entlang, immer schwächer, immer mehr aus der Ferne. Viktorine, ohne einen Laut von sich zu geben, horchte dem Ton bis er sich ganz verlor, dann warf sie sich in die geöffneten Arme, an die treue Brust, die fast eben so bewegt als ihre eigene, mit nicht minder heftigem Schmerz zu ringen schien.

Das Schreckbild einer weiten gefahrvollen Reise des Geliebten, das vor wenigen Wochen Viktorinen fast zu Tode geängstigt hatte, war jetzt zur Wirklichkeit geworden. So, sagt man, glauben die Perser, daß jedes ausgesprochne Wort zu einem geisterartigen Wesen sich umwandle, welches

unabläſſig ſo lange die Welt bis an die Pforten des Paradieſes durchſtreife, bis es zur That ſich geſtaltet habe.

Indeſſen war es doch merkwürdig, wie Viktorine dieſen wahrhaften Schmerz mit weit größerer Faſſung ertrug, als jenen erträumten, der ſein Vorbild geweſen war. Das ſie mit Bewußtſeyn, aus freiem Willen ihn auf ſich genommen, erleichterte ihn ihr vielleicht nicht minder, als die innige Theilnahme ihrer mütterlichen Freundin; vor allem aber erhob die Hoffnung einer aus dieſem Opfer entſpringenden glücklicheren Zukunft ſie über ſich ſelbſt, und wiegte die oft bis zur Ungeduld ſich ſteigernde Sehnſucht wieder zur Ruhe ein, von der ſie in einſamen Stunden nur gar zu oft ſich ergriffen fühlte. Ihr körperliches Befinden bedurfte jetzt keiner beſonderen Pflege mehr, doch ihr Gemüth bedurfte der zarteſten Schonung, und dieſe fand ſie nur bei der Tante und ihrer Angelika.

In den ſtillen geräuſchloſen Abendſtunden, welche Babet und Agathe jetzt öftrer als ſonſt außer dem Hauſe bei ihren Freundinnen zubringen durften, gab die Tante den Bitten ihrer bei-

zu Gebote gestanden, so hätte er sich dieser Mittel nicht bedienen dürfen. Wenn dem wirklich so wäre, so würde ich mich dem Urtheile des Herrn Abgeordneten für Kaaden, Herrn Dr. Fischer, nicht anschließen können. Ich werde mir aber erlauben, diesen Punkt noch näher zu erörtern.

Ich komme zur

Berathung der besonderen Bestimmungen

des Gesetzes über Kosten.

Ich werde mir erlauben, zu jedem Paragraphe das Wort nehmen. Der Herr Berichterstatter hat gestern gesagt, daß die Commission sich bei dem Gesetze über Kosten nicht lange aufgehalten habe, weil sie sich an das Gesetz vom Jahre 1850 angeschlossen habe. Allerdings ist dies bei den meisten Bestimmungen der Fall gewesen, aber es sind doch auch einige Bestimmungen in dem Gesetze enthalten, die in dem Gesetze vom Jahre 1850 nicht enthalten sind, und ich werde mir erlauben, auf diese Bestimmungen aufmerksam zu machen.

sich über mein ganzes Leben verbreitet und ist nie wieder ganz aus demselben verschwunden. Unzählige trübe schlaflose Nächte sind seitdem dieser ersten gefolgt, doch gottlob keine so ganz trostlose als diese, denn nie war ich wieder so durchaus mit mir selbst zerfallen wie damals.

„Vergebens strebte ich an dem sonst mir eignen Stolz mich wieder aufzurichten, vergebens wollte ich eine Thörin mich schelten und die Last leicht zu nehmen suchen, die mich zu erdrücken drohte. Die glühendste Liebe sprach laut in meinem Herzen, jeder Schlag desselben erhöhte das Gefühl der bittersten, an Selbstverachtung gränzenden Reue, und mein ehemaliges eitles Bewußtseyn verschwand unter der angestrengtesten Bemühung es fest zu halten.

„Endlich kam der Tag; jedem, auch dem unglücklichsten Wesen pflegt er wenigstens für einen kurzen Moment Muth und Trost zu bringen, und auch ich begann jetzt zu hoffen, Bernhard könne so nicht auf immer von mir geschieden seyn; oder ich suchte es vielmehr mir selbst wahrscheinlich zu machen, daß ich diese Hoffnung noch hege.

„Ich stand auf, um nur so schnell als mög-

Ich aber schildre Meere und Länder, und sehe Menschen und Tiere, sehe den Himmel voll Sterne und die Erde voll Blumen, sehe in jedem Raume, den mir das Auge misst, die Allmacht eines Gottes, der mich anschuf. Und in meinem Herzen ist Lust, diesen Gott zu preisen, diesen Gott zu lieben, und ihn zu lieben mit Freudigkeit. Ich will ihn lieben, weil er mich liebt, und weil er mich geschaffen hat, damit ich ihn liebe. Ich will ihn lieben, weil er mich liebt, damit er mich wieder liebe. Ich will ihn lieben, weil er mich liebt, damit er mich ewig liebe. Ich will ihn lieben, weil er mich liebt, damit er mich ewig glücklich liebe. Ich will ihn lieben, weil er mich liebt, damit er mich ewig glücklich liebe, und ich ihn wieder. Ich will ihn lieben, weil er mich liebt, damit er mich ewig glücklich liebe, und ich ihn wieder, und alle Menschen, die in seinem Lichte wandeln. Ich will ihn lieben, weil er mich liebt, damit er mich ewig glücklich liebe, und ich ihn wieder, und alle Menschen, die in seinem Lichte wandeln, und alle Geschöpfe, die in seinem Lichte wandeln. Ich will ihn lieben, weil er mich liebt, damit er mich ewig glücklich liebe, und ich ihn wieder, und alle Menschen, die in seinem Lichte wandeln, und alle Geschöpfe, die in seinem Lichte wandeln, und alle Geschöpfe, die in seinem Lichte wandeln werden. Ich will ihn lieben, weil er mich liebt, damit er mich ewig glücklich liebe, und ich ihn wieder, und alle Menschen, die in seinem Lichte wandeln, und alle Geschöpfe, die in seinem Lichte wandeln, und alle Geschöpfe, die in seinem Lichte wandeln werden

lich brachte man mir eine nur mit seinem Namen bezeichnete Abschiedskarte, und meinem Vater ein versiegeltes Billet, in welchem Bernhard in ziemlich allgemeinen Ausdrücken für alle bisher ihm gewährte Beweise seines Wohlwollens dankte, und auf unbestimmte Zeit Abschied nahm, ohne jedoch das Ziel seiner Reise dabei zu erwähnen. Mein Vater vermied es mich anzusehen, indem er das Billet, so wie er es still für sich gelesen, mir hinreichte, und nie hat mich etwas tiefer und demüthigender gekränkt.

„Ich zog mich bald darauf unter dem gewiß nicht ganz ersonnenen Vorwande körperlichen Uebelbefindens in mein Zimmer zurück, und verlebte dort ganz allein ein paar stille einsame Tage; denn ich bedurfte dieser gar sehr, um nur einigermaßen mich mit mir selbst zu berathen. Nur fort von hier! war das einzige Ziel meiner Gedanken; denn die Gesellschaft wiederzusehen, in der ich Bernhard vermissen sollte, schien mir unmöglich zu seyn. Doch wohin sollte ich mich wenden? ich hatte keine Freundin, sogar nicht einmal eine Bekannte meines Geschlechts, die mir in dieser Verlegenheit Schutz und Obdach hätte

gewähren können oder wollen; sie waren alle vor dem blendenden Glanz entwichen, mit dem meine Eitelkeit mich bis dahin umgab. Einen Augenblick dachte ich zwar daran, zur Herzogin von P** zu reisen, die bei'm Abschiede mich mit einer Einladung auf unbestimmte Zeit beehrt hatte; aber wer konnte mir dafür stehen, daß nicht auch Bernhard mit seinem wunden Herzen zu ihr geflohen sey? War es in diesem Fall schicklich oder auch nur verständig, den Verdacht auf mich zu laden, als sey ich absichtlich ihm gefolgt? Und gesetzt ich fände Alles dort wie sonst, nur ihn nicht, wie wollte ich das ertragen! wie alle die Fragen nach ihm! wie sollte ich täglich und stündlich von ihm reden, ihn preisen hören, ohne zu verzweifeln.

„Je länger ich über meine Lage nachdachte, je hoffnungsloser erschien sie mir, so daß ich zuletzt wahres Mitleid mit mir selbst empfand. Ich konnte nicht fortleben, wie ich bis jetzt es gethan, das allein war mir deutlich. Das gewohnte schaale Treiben, das ihn, das Bernhard mir verscheucht hatte, widerte jetzt mich unbeschreiblich an, doch wie sollte ich hinaustreten

ohne lächerlich zu werden, was mir herber dünkte als selbst der Tod? Meinem Vater, meinem geliebten Vater konnte ich es doch unmöglich zumuthen, meinetwegen Gesellschaften und Gewohnheiten zu entsagen, die Jahre lang seine einzige Freude gewesen waren.

„So war denn jeder Ausweg mir verschlossen und ich verzehrte mich vergeblich in fruchtlosem Nachsinnen, wie ich es anfangen könne, die Welt zu verlassen, die noch vor wenigen Tagen, als der Schauplatz meines Triumphs, mir unentbehrlich schien und die mir jetzt so fürchterlich war. Wahrscheinlich wäre meine Gesundheit diesem Zustande endlich unterlegen, wenn er länger gedauert hätte, doch ganz unvermuthet, wie ein vom Himmel gesendeter Bote des Friedens, kam jetzt ein Brief, der aller meiner Verlegenheit ein Ende machte. Ich las ihn mit Entzücken und wäre doch nur noch vor wenig Tagen trostlos gewesen, wenn ich damals ihn empfangen hätte. Er enthielt nichts anders als eine auf Befehl der Pröbstin meines Stiftes an mich gerichtete Aufforderung, doch endlich das von mir schon zu lange umgangene Gesetz zu erfüllen, das mir seit

ich mündig war die Verbindlichkeit auferlegte, jährlich wenigstens einige Monate im Stifte zu verleben; dabei versicherte man mich, daß man mir keine fernere Verzögerung dieser Verpflichtung nachsehen könne, indem dieses schon zu lange geschehen sey.

„Mit kaum zu unterdrückender Freude theilte ich dieses Schreiben meinem Vater mit, und zugleich meinen Entschluß, die Verbindlichkeit, zu der man mich aufforderte, sobald als möglich zu erfüllen. Der gute Vater widersprach mir nicht, er eilte sogar, alle nöthigen Anstalten zu meiner schnellen Abreise zu treffen, aber er war dabei so still, so recht im Herzen traurig, daß es mir durch die Seele ging. In jedem seiner Blicke, aus seinem ganzen Benehmen gegen mich, sah ich deutlich, daß er nicht nur alles, was in mir vorging, errathen hatte, sondern daß auch bange Zweifel in ihm aufstiegen, ob er denn auch wirklich, durch die ausgezeichnete Erziehung, die er mir gegeben, mein wahres Glück begründet habe. Diese Besorgniß, die denn doch wohl in jedem Fall zu spät kam, beugte sichtlich ihn nieder, denn wenige sind stark genug, wenn ein Lieb-

lingsplan mißlingt, nur die Absicht, nicht den Erfolg, sich zuzurechnen, und nicht zu vergessen, daß wir in unsrer Beschränkung uns damit beruhigen sollten, nur das Beste gewollt zu haben, wenn gleich die Freude des Gelingens uns versagt blieb.

„Froh, als entrönne ich einem Gefängniß, verließ ich endlich an einem trüben Herbstmorgen zum ersten Mal das väterliche Haus, um mich mit meinem Schmerz in die Einsamkeit eines mir ganz fremden Aufenthaltes zu flüchten. Karoline, meine damals zwölfjährige Schwester, war nach dem Wunsch meines Vaters meine liebe Begleiterin auf der Reise. Unser Weg ging durch eine reiche üppig-fruchtbare Gegend, die aber wie so manche reizende Mädchengestalt durchaus der Jugend des Jahres bedurfte, um zu gefallen. Jetzt im Spätherbst, wo der Wind kalt und schneidend über Stoppelfelder wehte, und im spärlichen gelben Laub der Bäume schauerlich rauschte, jetzt hatte alles, was ich erblickte, ein düstres unfreundliches Ansehen, ohne die kleinste Spur früherer Anmuth. Mit nicht zu unterdrückender Aengstlichkeit klammerte meine arme kleine Karoline sich an mich an,

als wir endlich mit einbrechendem Abend durch das dunkle niedrige Gewölbe des Thores fuhren, welches den Eingang zu einem ehemaligen Kloster bildete, das jetzt einem Theil der Stiftsdamen zur Wohnung diente. Mich selbst sogar kam ein kleiner Schauder an, als wir durch den schon halb dunkeln langen Kreuzgang wanderten, an dessen äußerstem Ende die mir bestimmten Zimmer lagen.

„Wir kamen auf diesem Wege an mehreren niedrig gewölbten Thüren vorbei, die in die ehemaligen Klosterzellen zu führen schienen. Hinter einer derselben hörte ich im Vorbeigehen laute weibliche Stimmen, wie im heftigen Streit; hinter andern schmetterten Kanarienvögel, heisere Möpschen bellten, und Kakadus und Papageien kreischten dazwischen mit widrigem Geschrei.

„Karoline hielt mich immer ängstlicher am Arm, auch unser Kammermädchen drängte sich so nahe als möglich an uns an, und blickte ganz verschüchtert in alle Ecken, bis eine Thüre ganz ähnlich denen, an welchen wir vorbeigekommen, aufgeschlossen ward. Wir standen jetzt vor meinem geöffneten Wohnzimmer; die Abendsonne, schon

ganz unten am Rande des Horizonts, durchbrach in diesem Moment die schwere graue Wolkendecke, welche den ganzen Tag über sie verhüllt hatte, und leuchtete uns durch die purpurrothen Blätter der das Fenster umrankenden wilden Rebe freundlich ins Gesicht; die hüpfenden Schatten der Zweige spielten lustig auf der blaßgrünen Wand, alles sah freundlich und bequem aus, so daß wir mit neuem Muth den erquickenden Sonnenstrahl wie ein Zeichen von guter Vorbedeutung annahmen.

„Die kleine Wohnung war für uns geräumig genug; mit sehr wenigem konnte sie recht wöhnlich und behaglich eingerichtet werden, und Karoline ging mit unserm Mädchen so eifrig an das Auspacken und Anordnen, als käme es darauf an, uns gleich auf der Stelle hier für eine ganze Lebenszeit häuslich niederzulassen. Ich aber suchte indessen den einsamsten Winkel auf, um mich ungestört in mich selbst zu versenken.

„Die Einsamkeit, in der ich von nun an mehrere Monate zubrachte, war in der That klösterlich zu nennen, und stach fast gewaltsam gegen mein ehemaliges Leben ab. Mein Gefühl glich

in der ersten Zeit jenem beklemmenden Streben nach Besinnung, wie es uns nach einer überstandnen großen Gefahr oft noch lange beängstigt; doch nach und nach ward mein Gemüth wieder ruhiger und ich blickte mit klarem Sinn um mich her.

„Mit dem aufrichtigsten Willen auch gegen mich selbst nicht nur wahr, sondern auch gerecht zu seyn, überschaute ich meine Vergangenheit wie meine Zukunft, und wandte Alles daran, um aus diesem, einem Stillstand ähnlichen Ruhepunkt meines Lebens, die ersprießlichsten Folgen zu ziehen.

„Daß keine Zeit, keine Macht der Umstände Bernhards Bild je aus meinem Herzen reißen könne, fühlte ich schon damals mit voller Ueberzeugung, es mußte von nun an ewig darin wohnen wie in einem stillen Heiligthum. Je deutlicher ich das Unrecht einsah, das ich frevelnd an mir selbst uns beiden zugefügt hatte, desto inniger wandte all mein Trachten und Sinnen sich dem schwer beleidigten Freunde zu, um so fester nahm ich mir vor, mich über mich selbst zu erheben, um seiner würdiger zu werden. Ich

gelobte mir, mich als ihm allein angehörig zu betrachten, selbst wenn ich nie ihn wieder sehen sollte, alles übrige wollte ich dem Schicksal getrost überlassen. Heimlich und stille lebte indessen doch die Hoffnung in mir, daß ein günstiger Stern, oder vielmehr sein eignes Herz, ihn mir wieder zuführen müsse — und dann — ach ich wagte es nicht über dieses Dann hinaus zu denken.

„Meine nächsten Umgebungen überließen mich in ziemlich ungestörter Ruhe mir selbst.

„Ich widmete regelmäßig dem Unterricht meiner Karoline einige Stunden des Tages; die übrige Zeit brachte das liebenswürdige Kind größtentheils bei einer benachbarten Familie zu, in welcher sie nicht nur an den Töchtern des Hauses Gespielinnen ihres Alters fand, sondern auch noch auserdem alle Annehmlichkeiten eines in ruhiger Häuslichkeit hingebrachten, stillen Familienlebens kennen und lieben lernte. Ich selbst blieb beinah immer allein in meinem Zimmer, die jüngern Stiftsdamen waren fast alle abwesend, um den nahenden Winter bei ihren Verwandten zuzu-
[redacted]en, die zurückgebliebenen von den ältern

Damen bekümmerten ſich wenig um mich. Sobald nur die erſte Neubegier mich zu ſehen geſtillt war, welche meine unerwartet ſchnelle Ankunft erregt hatte, ſo kehrten alle recht gern zu ihren gewohnten Vergnügungen, zu ihren Kaffeeviſiten, Trißett und l'Hombreparthien wieder zurück, ohne mir es weiter zu verargen, daß ich keine Luſt bezeigte, daran Theil zu nehmen.

„So beſchränkte ſich denn zuletzt mein Umgang im Stifte faſt einzig auf die Pröbſtin, einer gebornen Stiftsgräfin von * * *. Sie war aus einem der älteſten und edelſten Häuſer in Deutſchland, aber ihr innerer Adel hob ſie noch weit über den ihr angebornen Rang und Stand. Ein unheilbares langſam und ſchmerzlich ſie verzehrendes Uebel hielt ſie ſchon Jahre lang faſt immer an ihr Lager gefeſſelt. Ihr ſchweres Leiden zog mich zuerſt zu ihr hin, doch ihre ächt-chriſtliche Demuth, die fromme Ergebung in den Willen Gottes, mit der ſie ohne Klage, ja faſt freudig alles trug, was ihr auferlegt ward, erweckten, wie ich ſie näher kennen lernte, mein innigſtes bewunderndes Mitgefühl. Auch ich war ſo glücklich mir ſehr bald ihre herzlichſte Zuneigung zu erwerben, ſo

daß sie in jeder schmerzensfreien Stunde mich um sich zu haben wünschte. Ihr Gespräch, die Bücher, größtenthells religiösen Inhalts, die ich ihr vorlas, vor allem aber das wahrhaft große Beispiel dieser Frommen, ihr festes kindliches Vertrauen auf Gott, gewann den wohlthuendsten Einfluß auf mein Gemüth, in eben dem Grade wie früher die kurze Bekanntschaft mit der Herzogin von P*** auf die höhere und angemessenere Bildung meines Geistes eingewirkt hatte.

„Nie kann ich es dankbar genug erkennen, daß die Hand, die mein Leben leitete, mich so zur rechten Zeit diesen beiden edlen Frauen zuführte; von denen die eine in gewisser Hinsicht vollendete, was die andre begonnen, denn alles, was ich später geworden bin, alles, was mir in dem Labyrinthe des Lebens Trost und Licht verlieh, verdanke ich hauptsächlich ihnen.

„Leidende erkennen einander schnell, und auch meine neuerworbene edle Freundin fühlte gar bald, daß auch ich nicht glücklich sey, obgleich ich mir eben so wenig eine Klage als sie sich eine Frage erlaubte. Der eigne Schmerz machte sie scharfsichtig genug, um in meinem Herzen wie in

einem offnen Buche zu lesen, und sie benutzte den Einfluß, den sie auf dasselbe gewonnen, um mit leiser linder Hand und wahrhaft mütterlicher Sorge, dem vom Himmel gesandten Lichte mich zuzuführen, das auch die Nacht ihrer eignen Leiden zu erhellen vermochte. Ich lernte von ihr Glauben und Hoffen, selbst wenn jeder irdische Trost und jedes irdische Glück, vor unserm enttäuschten Blicke im Nichts zerflattern.

„Mit bereichertem erhobnen Gemüth, mit mühsam erworbnem aber desto festerem Muth, und mit dem treu gemeinten Vorsatz, dem Schein nie wieder das kleinste Opfer zu bringen, verließ ich endlich nach einem Aufenthalte von acht Monaten die mir so lieb gewordne Einsamkeit. Ich eilte zu meinem Vater zurück, dessen sehr schwankender Gesundheitszustand jetzt mehr als jemals der Pflege seiner Kinder bedurfte.

„Nächst der Sorge für die Erhaltung und Erheiterung des ehrwürdigen Greises, den ich leider weit schwächer wieder fand, als ich gefürchtet hatte, war jetzt Karolinens fernere Bildung das Hauptgeschäft meines Lebens. Ihre schöne Jugendblüthe drang jetzt, immer lieblicher sich ent-

faltend, aus der Knospe der Kindheit mächtig hervor, und ihr Anblick erfreute nicht nur ihren Vater, sondern auch jeden, der ihr nahte. Ich fand zu meiner großen Beruhigung, daß während meiner Abwesenheit, in der Lebensweise unsers Hauses, eine bedeutende Veränderung vorgegangen sey. Mein Vater hatte bei seiner zunehmenden Kränklichkeit den großen Kreis, der sich sonst bei uns zu versammeln pflegte, unmöglich zusammenhalten können, da in mir die Wirthin des Hauses ihm fehlte, um die Honneurs desselben zu machen. Die Gesellschaft hatte sich also bis auf wenige unserer ältern Freunde allmählich von selbst aufgelöst; ein kleinerer gewählter Kreis, der sich ebenfalls alle Abende um meinen Vater versammelte, war an ihre Stelle getreten; denn dieser war von Jugend auf der Geselligkeit zu gewohnt, um ihr, selbst in seinem jetzigen hohen Alter, gänzlich entsagen zu können.

„Die Unterhaltung in diesen kleinen Abendgesellschaften war freilich von dem vormals bei uns herrschenden brillanten Ton himmelweit verschieden, doch ich selbst war ja auch in der Zwischenzeit ein anderes Wesen geworden, und

daher sehr damit zufrieden, auch ein anderes Leben führen zu können. Der Gedanke an meinen hoffentlich nicht auf immer verlornen Freund, füllte jede Lücke in meinem jetzigen Daseyn; oft erweckte ich mich selbst, aus schönen Träumen von einer glücklichern Zeit, in der ich uns beiden alles zu vergüten hoffte, was wir durch meine Schuld erlitten; nur sah ich freilich noch nicht ein, welcher glückliche Zufall diese Zeit herbeiführen dürfe, und verlor mich dann wieder aufs neue im Reich der Möglichkeiten.

„Meine gänzliche Unwissenheit in Hinsicht auf alles, was auf Bernhards gegenwärtigen Aufenthalt und sein Ergehen Bezug hatte, begann indessen doch mit jedem Tage schmerzlicher mich zu betrüben. Seit er uns verließ, war er für mich wie von der Erde weggehaucht, und nie hatte ich nur seinen Namen wieder nennen hören. Mir selbst band ein sehr natürliches Gefühl die Zunge, wenn ich es einmal unternehmen wollte, nach ihm zu fragen; aber auch mein Vater erwähnte seiner so wenig, als ob er nie ihn gekannt hätte; theils wohl aus Schonung für mich, doch mehr vielleicht noch aus Verdruß über uns beide.

„Obgleich wir die Zahl der uns täglich Besuchenden sehr beschränkt hatten, so stand doch unser Haus nach wie vor durchreisenden Fremden noch immer gastfreundlich offen. Meines Vaters große und vielfältige Verbindungen im Auslande schickten uns sehr oft Reisende aus fernen Gegenden zu, und so empfingen wir sehr oft manchen mitunter recht interessanten Besuch, dessen flüchtige Gegenwart unsrer einförmigen Häuslichkeit Leben und Wechsel verlieh.

„Eines Abends, es mochte wohl beinahe ein Jahr seit Bernhards Entfernung vergangen seyn, hatte auf diese Weise der Zufall mehrere Fremde bei uns versammelt, von denen einige durch ihre angenehme Unterhaltungsgabe dem Gespräch einen rascheren Umschwung zu geben wußten. Besonders zeichnete sich einer unter ihnen durch die etwas kurz absprechende Art aus, mit der er Paradoxen einzig deshalb nachzujagen schien, um durch deren Behauptung, wenn nicht die ganze Welt, doch wenigstens den kleinen Theil derselben, der ihm eben zuhörte, in Erstaunen und Bewunderung zu versetzen. Dieser streitbare Held war aber bei alle dem weit weniger unangenehm und überlästig,

als man nach dieser Beschreibung glauben könnte, Er schien nicht bösartig, er hatte das Wort in seiner Gewalt, er zeigte mitunter recht viel Witz und Humor, und war dabei gewandt genug, sobald er gewahr ward, daß er es zu weit getrieben, sich gleich auf der Stelle abmerken zu lassen, wie es ihm mit seinen Behauptungen eigentlich gar kein rechter Ernst sey. Man sah deutlich, daß es hauptsächlich ihm nur um den Lärm zu thun war, den seine Redensarten herbei führten; er glich hierin einem Kinde, das mit dem Munde den Trommelschlag überlaut nachzuahmen sucht, ohne sich weiter etwas dabei zu denken, und so war es denn unmöglich, ihm zu zürnen, obgleich er es mitunter recht arg machte.

„Ich weiß nicht, wie es zuging, daß gegen das Ende des Abends das Gespräch sich zuletzt um ausgezeichnet edle, mit bedeutenden Aufopferungen vollbrachte Handlungen drehte, von denen beinahe jeder der Anwesenden ein paar Beispiele, zum Theil mit großem Wortaufwande, der Gesellschaft zum Besten gab. Nichts ist ansteckender, und zugleich dem guten Geist der Konversation verderblicher, als diese Lust zu er-

zählen, die gewöhnlich alle ergreift, sobald nur einer den Ton dazu angibt; und doch ist auch nichts seltner als die Gabe, eine gute Geschichte gut vortragen zu können. Auch an jenem Abende hatten wir nur zu oft Gelegenheit, die Wahrheit dieser Bemerkung bestätigt zu finden, und zuletzt kam sogar einer der unbarmherzigsten Erzähler an die Reihe; einer von der Art, der nie das Ende der Geschichte finden kann, weil sie bei jedem Wort immer sich selbst wiederholt, um das schon Gesagte noch zu verbessern.

„Lothario, so laßt mich den streitsüchtigen Fremden nennen, dessen eigentlichen Namen ich nie recht erfahren habe, weil ich nur dies eine Mal ihn sah, Lothario ließ eine Weile den gewaltigen Wortschwall ziemlich gelassen an sich vorüber gehen, in welchem jener Großmuth und Dankbarkeit und Edelmuth durcheinander wirrte; doch endlich riß ihm die Geduld, besonders da er in unser Aller verlängerten Gesichtern Ueberdruß und Langweile in deutlichen Zügen lesen mochte. Er sprang auf; „geht mir," rief er, in fast kläglichem Ton, indem er auf eine höchst komische Weise die Hände faltete, „geht mir,

Ehe, Verhältniß zwischen Mann und Weib. Die Ehe ist ein Bund zwischen Mann und Weib, welcher Beide zu einem Leibe macht, wie die Heilige Schrift sagt. Das Wesen der Ehe besteht darin, daß Mann und Weib sich gegenseitig ihre Körper zum Gebrauch geben, so daß sie Ein Fleisch werden. Die Ehe ist eine Einrichtung, welche Gott selbst gemacht hat, und sie ist heilig und ehrbar. Sie ist ein Bund, welcher nicht gebrochen werden darf, und Gott selbst hat ihn gemacht. Die Ehe ist ein Bund, welcher nicht gebrochen werden darf, und Gott selbst hat ihn gemacht. Die Ehe ist ein Bund, welcher nicht gebrochen werden darf, und Gott selbst hat ihn gemacht.

ist, um ihn nicht noch jemanden schlimmern zu vergleichen, wenigstens eine Art Sklavenhändler, der mit einer miserablen Gefälligkeit oder mit ein wenig lumpigen Goldes, die Seele dessen, dem er nach seiner Meinung wohlthat, sich auf ewig erkauft zu haben meint; der aber, der sich einem andern auf immer zu eigen giebt, weil dieser ihm einmal irgendwo aus der Flamme half, der ist aufs höflichste benannt, wenigstens ein Schwachkopf, weil er nicht fühlt, daß jeder, der eine honette That vollbringt, schon in der Freude daran seinen Lohn dahin nahm."

„Lothario's Worte machten einen unbeschreiblich traurigen Eindruck auf mich, denn sie erinnerten mich lebhaft an eine Zeit, an welche ich jetzt nur mit sehr bitterer Empfindung denken konnte, an jene Tage, in denen auch ich, um genial zu erscheinen, ähnliche aus Wahrheit und Trug zusammengesetzte Meinungen aufstellte und eifrig vertheidigte. Indessen erhob sich fast alle Welt gegen ihn, und er hatte alle Hände voll zu thun, um jedem, der ihn angriff, gebührend Rede zu stehen. Ohne eigentlich in beleidigende Heftigkeit auszuarten, ward das Disputiren immer lauter

und lebhafter, zuletzt blieb man bei dem Satz stehen, den alle bekämpften und den Lothario gewandt genug zu behaupten suchte: daß es eben so sträflich und unrecht sey, aus Partheilichkeit für andere das eigne Glück zum Opfer zu bringen, als wenn man um des eignen Nutzens willen andre zu bevortheilen suche.

„Wohlan denn!“ rief Lothario endlich aus, da er in Gefahr stand, mit seiner Stimme durch den immer mehr überhand nehmenden Lärmen nicht mehr durchdringen zu können. „Wohlan, ich fordre das Wort! Beinahe ein jeder hat ein Geschichtchen erzählt, nur ich nicht. Ich bitte um die Erlaubniß, ein einziges Beispiel aufstellen zu dürfen, welches meine Behauptung erläutern soll; denn es scheint mir, als wolle man nicht recht verstehen, wie ich es meine. Das Fräulein hier mag dann den Streit entscheiden, in schwierigen Fällen vertraue ich immer gern dem reinen Sinn der Frauen, die ohne viel zu grübeln recht gut wissen, was Recht, was Unrecht sey, weil sie es fühlen.

„Es war einmal,“ fing Lothario jetzt an, da alle schwiegen um ihn anzuhören, „es war einmal

ein junger Mann, gesund an Leib und Seele, dabei gut, verständig, unterrichtet, durch das Geräusch der großen Welt nicht verwöhnt, und doch bekannt genug damit, um sich nicht wieder darnach zu sehnen. Genug, ein Mann, wie er seyn muß, um den durch lange Vernachlässigung tief gesunknen Zustand ziemlich weitläuftiger Familiengüter wieder zu heben, die ihm als dem ältesten Sohn seines Vaters, nach dessen unlängst erfolgtem Ableben zugefallen waren.

„Der junge Majorats-Herr ward zwar bisher, von Familienverhältnissen und mancherlei andern Rücksichten, abgehalten sich viel um sein Eigenthum zu bekümmern, doch endlich langte er, nach vieljähriger Abwesenheit und mannichfachen Reisen, ganz unvermuthet auf seinem ziemlich verfallnen Stammschlosse an, mit dem Vorsatz von nun an der Verbesserung des Zustandes seiner armen verwilderten Bauern, und seiner eigenen nicht weniger vernachlässigten Besitzungen, sich ausschließend zu weihen. Sehr überrascht durch dessen Gegenwart, trifft er dort seinen einzigen um mehrere Jahre jüngern Bruder an, den er wunderlicher Weise noch gar nicht kannte, und

und Tor e 10 Mk. und 5,0 e Aqua dest. Subcutan injiziert.

Schon 1 Stunde nach der Injektion stellte sich Schüttelfrost ein, der 1/2 Stunde dauerte. Darauf Hitze und Schweiß. Nach 3 Stunden Temperatur 39,2. Puls 120. Nach 6 Stunden 39,4. Puls 120. Am 2. Tage früh 38,2. Puls 100. Am 3. Tage 37,2. Puls 80. Am 4. Tage 36,8. Puls 80. Am 5. Tage 36,6. Puls 80. Am 6. Tage 36,6. Puls 80. Am 7. Tage 36,6. Puls 80. Am 8. Tage 36,6. Puls 80. Am 9. Tage 36,6. Puls 80. Am 10. Tage 36,6. Puls 80. Am

eigentlich hätte er ſich glücklich preiſen können, aber unglücklicherweiſe war er verliebt, zum Sterben verliebt! oder bildete ſich vielleicht nur ein es zu ſeyn. Ein wunderſchönes zum Reichſeyn erzognes und dabei blutarmes Fräulein war die Dame ſeines Herzens, deren Eltern ihrer Schönheit wegen gewaltig hoch mit ihr hinaus wollten, ſo wie ſie ſelbſt auch, und mit der folglich an ein glückliches Hüttenleben gar nicht zu denken war. Ueberhaupt ſollten Verliebte an dergleichen nie denken, wenn ſie nicht von Jugend auf daran gewöhnt ſind. Doch dies nebenher.

„Daß der junge Herr alſo lieber heirathen als Maltheſer werden wollte, war wohl natürlich, und daß er ſeinem Bruder Tag und Nacht ſeine Liebesklagen vorjammerte, war es auch. Was thut nun der ältere Bruder? ſtatt dem jungen angehenden Ritter vernünftig zuzureden, läßt er ſich durch die Pinſeleien deſſelben ſo weichherzig machen, daß er gar nicht einmal recht unterſucht, ob dieſe Liebe ächt und vernünftig ſey. Er ſpielt lieber den Großmüthigen; er tritt alle Rechte ſeiner Erſtgeburt und mit dieſen alle ſeine Beſitzungen dem jüngern Bruder ab, um ihm da-

durch sein Liebchen zu erkaufen, und nimmt an dessen Stelle das Maltheserkreuz und die Komthurei, wozu ihm des Jüngern geistlicher Oheim in Rom mit tausend Freuden behülflich ist; freilich fand dieser ebenfalls, aus sehr gültigen Gründen, seine Rechnung dabei, wenn er auf diese Weise dem Sohn seiner Schwester zu den reichen Besitzungen verhalf. Die Welt nun nennt diese Handlung großmüthig, ich nenne sie nicht nur verrückt, sondern auch höchst ungerecht gegen sich und die armen Unterthanen, die von der Natur an den ältern Bruder gewiesen waren, um aus ihrem jetzigen unglückseligen Zustand zu kommen. In seinem großmüthigen Paroxismus überantwortete dieser sie nun einem verliebten Knaben, dessen mönchische Erziehung ihn unfähig gemacht hat für die armen Leute zu sorgen, und der sich vermuthlich eben so wenig um das bekümmern wird, was hier Noth ist, als seine Vorfahren es seit den letzten hundert Jahren gethan haben.

„Entscheiden Sie nun, mein Fräulein, ob meine Ansicht die rechte sey," setzte Lothario jetzt mit einer Verbeugung gegen mich hinzu. „Uebri-

gens habe ich die Geschichte nicht etwa ersonnen; vor einigen Monaten wohnte ich als Zeuge der feierlichen Uebergabe der Güter bei. Vielleicht kennen sogar einige in der Gesellschaft den Großmuths-Helden. Er heißt Bernhard von Leuen, und hat sich wie ich höre auch hier eine Zeitlang aufgehalten. Um das Maaß seiner Thorheit voll zu machen, ging er, da ich ihn verließ, nach Venedig, um sich von da nach Valetta einzuschiffen; dort muß er jetzt längst angelangt seyn; er war Willens, wenigstens einige Jahre in jenem Hauptsitz seines Ordens zu verweilen."

„Alle Anwesenden beinahe hatten Bernhard von Leuen gekannt, und der Antheil, den Lotharios Erzählung erregte, war so groß und stürmisch, daß die Streitfrage, welche dieselbe herbeigeführt hatte, zum Glück darüber nicht weiter zur Sprache kam.

„Wie dankte ich Gott, als ich nach dieser Scene mit mir und meinem Schmerz mich endlich ohne Zeugen befand! Alles, woran ich seit Bernhard mich verließ unabläßig gearbeitet hatte, das ganze aus Sehnsucht und Hoffnung künstlich zusammengesetzte Gebäude meiner Ruhe, war nun mit einem Schlage zerstört. Mir war als brächs

erſt jetzt der Schmerz, mit allen ſeinen vernichtenden Folgen gewaltſam auf mich ein, und ich war von neuem unglücklicher, als ich es je zuvor geweſen. Deutlich ſah ich ein, wie nun jede Hoffnung möglicher Verſöhnung, möglicher Vergütung meines Unrechts, ſogar die des Wiederſehens, mir auf immer verloren ſey. Ich ſchauderte vor mir ſelbſt, als hätte ich ein Verbrechen begangen, denn ich war es ja, die jene unſelige Reiſe veranlaßte, auf der er den Bruder kennen lernte. Der Schmerz um mich hatte die ſchöne Klarheit ſeines Geiſtes zerſtört, und ihn zu jenem raſchen, vielleicht für das Glück ſeines Bruders nicht einmal nothwendigen Schritte getrieben, der ihn nun aus ſeinem Vaterlande verbannte, der ſeine ganze Zukunft umgeſtaltete, ihn ſeines Eigenthums beraubte, und ihn ohne Frieden und ohne Freude hinaus in die Irre ſandte.

„O laßt mich nicht weiter davon ſprechen, damit nicht der Geiſt jener qualvollen Zeit von neuem über mich komme! Laßt mich euch nicht vorrechnen, wie viele endloſe Tage, Wochen, Jahre, einander folgten, ohne daß ein einziger Tag mir tröſtlichere Kunde von ihm gebracht hätte!

„Die Zeit verging unter dem Bemühen ruhig und glücklich zu scheinen, um meines Vaters willen. Der ehrwürdige Greis neigte sich immer tiefer dem Grabe zu, während meine schöne blühende Schwester immer liebenswürdiger sich entwickelte. Sein Blick ruhte oft mit dem Ausdruck tiefer Sorge auf dem holden Wesen, das in jugendlicher Freudigkeit ihn umflatterte, und wandte sich dann gleichsam bittend mir zu. Es schmerzte mich tief, aber ich durfte diese bittenden Blicke nicht verstehen. Denn wie wäre es mir möglich gewesen, unter den zum Theil sehr achtungswerthen Männern, die sich damals um meine Hand bewarben, einen zu wählen, während die Erinnerung an Bernhard, die Sorge um ihn, die Reue über eine nie wiederkehrende Vergangenheit, noch immer meine ganze Seele erfüllten! Mein gütiger Vater schonte mich deshalb nicht minder, weil wir nie über diesen Gegenstand ein Wort mit einander gewechselt hatten; er las deshalb nicht minder deutlich in meinem Herzen, und erlaubte sich auch nicht die kleinste Andeutung seines Wunsches, mich vor seinem Tode an der Seite eines edlen Gatten versorgt, und da-

durch auch die Zukunft meiner Schweſter geſichert zu ſehen. Nie kam ein hierauf Bezug habendes Wort über ſeine Lippen, aber auch ich wußte, was in ſeinem Gemüthe vorging, und die Qual meines Daſeyns ward dadurch noch erhöht, daß ich nicht gewähren konnte, was er ſo innig zum Beſten ſeiner Kinder wünſchte.

„Die ganz unerwartet ſich erklärende Neigung Deines Vaters, Viktorine, zu meiner damals kaum funfzehnjährigen Schweſter, machte wider alles Verhoffen unſerer Sorge um das liebe Kind ein plötzliches fröhliches Ende.

„Kleeborn war der einzige Sohn eines der angeſehenſten Handelsherren der Stadt, welcher von jeher der treueſte geliebteſte Freund meines Vaters geweſen war. Er hatte ſo eben die ſogenannte große Tour durch beinahe ganz Europa zurückgelegt, welche man damals zur Vollendung der Erziehung eines jungen Mannes ſeiner Art für unentbehrlich hielt, und er kehrte jetzt heim, um eine Gattin zu wählen, und ſich dann in ſeinem Geburtsorte häuslich niederzulaſſen. Meiner ſehr ſchönen Schweſter fröhliches einfaches Weſen zog auch ihn an, wie jeden, der ſie ſah, und beſtimmte

ihn vielleicht um so mehr in seiner Wahl, da seine Bekanntschaft mit den Damen des Auslandes wahrscheinlich von der Art gewesen war, daß er den Werth einer solchen Gefährtin des Lebens durch den Kontrast mit jenen um so höher zu schätzen gelernt hatte. Karolinens bis jetzt ganz frei gebliebenes Herz war stets bereit, Liebe um Liebe zu geben. Sie war noch bei weitem zu jung, um das Wichtige des Schrittes, den sie zu thun aufgefordert ward, in seinem ganzen Umfange zu fühlen, und so gab sie ohne Widerstreben, sogar fröhlich, ihr Jawort zu dieser Verbindung, da sie sah, welche Freude sie dadurch ihrem Vater bereitete.

„Diesem sowohl als dem alten Kleeborn war die Aussicht, das Band der zwischen beiden so lange bestandenen Freundschaft durch die Verbindung ihrer Kinder noch enger knüpfen zu können, zu erwünscht, als daß irgend ein auf Geburt oder Vermögen Bezug habendes Vorurtheil bei einem von beiden hätte zur Sprache kommen können. Beide führten, voll der freudigsten Aussichten auf eine glückliche Zukunft, die Verlobten schnell als möglich am Altar einander zu. Die

Augen meines Vaters strahlten während der feierlichen Handlung in ungewohntem Glanz; seine ganze Gestalt glich der eines seligen Verklärten; ach nur zu bald sollte er wirklich zu ihnen gezählt werden, und in das Land einziehen, wo die Sorgen verstummen, und keine Thränen mehr sind! Wir alle weinten drei Tage später an seinem Sarge. Schonend und freundlich hatte der milde Genius des Todes die Fackel umgekehrt, und den geliebten Greis schmerzlos im ruhigen Schlummer seiner Vollendung zugeführt.

„Ich eilte vom Grabe des Vaters in die mir im Schmerz so lieb gewordene Einsamkeit meines Stiftes zurück, wo das schwache Lebenslicht meiner edlen Freundin noch immer kämpfend mit dem völligen Erlöschen trübe und schwankend fortbrannte. Ich wollte nicht mit meinem Gram zwischen dem neuvermählten Paar und dem fröhlich leuchtenden Glücksstern ihrer jugendlichen Liebe verdüsternd eintreten, und war auch überdem der Ruhe höchst bedürftig. Ohne daß man mich im eigentlichsten Sinne krank nennen konnte, ward doch das leise Hinsinken meiner, durch den Schmerz um meinen Vater noch mehr untergra-

denen körperlichen Kräfte jetzt so sichtbar, daß selbst unser Arzt eine einfachere Lebensweise in ländlicher Ruhe auf das Dringendste anempfehlen zu müssen glaubte.

„Aeußern Frieden fand ich in meiner stillen Wohnung, auch frommen wohlgemeinten Trost an der Seite meiner jetzt fast ganz verklärten Freundin. Doch der Schmerz, dem ich nirgend entfliehen konnte, wohnte in meinem Herzen, und nagte leise und heimlich an meinem Leben.

„Einige Wochen nach meiner Ankunft saß ich in früher Morgenstunde allein mit mir selbst, versunken in schmerzlichem Nachdenken, aus welchem Rebecke, meine alte Wärterin, durch die ihr ungewohnte Hast, mit welcher sie die Thüre aufriß, mich aufschreckte. Die treue Seele hing mit mütterlicher Liebe an mir sowohl, als an meiner Schwester, weil sie von unserer Geburt an uns gewartet und gepflegt hatte. Deshalb hatte sie auch, ungeachtet ihres weit vorgerückten Alters, es sich nicht nehmen lassen, mich in meine Einsamkeit zu begleiten, weil ich, wie sie behauptete, wieder gepflegt werden müsse, und niemand das besser verstünde, als sie. „Fräulein Annettchen,“

rief ſie jetzt ganz athemlos, denn ſo nannte ſie mich noch immer von meiner Kindheit her, „Fräulein Annettchen, wen denken Sie, daß ich eben geſprochen habe, er ging im Kloſtergarten ſpazieren. Herr von Leuen! Er kannte mich gleich wieder, und hatte eine Freude! er hat mich recht über Sie und Ihr Befinden ausgefragt, ich mußte Ihre Fenſter ihm zeigen. Die wilde Rebe mit den ſchönen rothen Blättern hat ihm recht gefallen, er hat ſie in eins weg betrachtet und gelobt.“

„Guter Gott! wie vermöchte ich das Gefühl Euch zu ſchildern, mit dem ich gleich einer aus bangem Todesſchlaf Erwachenden dieſe Botſchaft vernahm! Ich drückte die gute Alte an meine Bruſt, ich lachte und weinte in beinahe wahnſinniger Freude. Ich kniete hin, und dankte Gott mit lauter Stimme, daß Bernhard noch mein gedenke.

„Dann verſank ich auf's neue in tödtliche Sorge, und ermahnte die gute Rebecke, ſich doch ja recht zu bedenken, ob ſie ſich nicht in der Perſon geirrt haben könne. Ich ließ auf's genaueſte mir beſchreiben, wie er ausſah; ich fragte hun-

dertmal, ob er auch gewiß kommen werde; ich konnte es mir noch immer nicht denken, daß er da sey, meinetwegen da sey, daß ich ihn wiedersehen solle.

„Rebecke war unermüdlich in Wiederholung des mir schon tausendmal Gesagten. Nie, nie habe ich seitdem die Treue wieder von mir gelassen; dankbar habe ich kindlich sie Jahre lang gepflegt, bis sie lebensmüde in einem sehr hohen Alter in meinen Armen entschlief. Stets dachte ich daran, daß sie es war, die zuerst mir sagte, Bernhard von Leuen ist wieder da.

„Nach wenigen Stunden kam er selbst. Ich sah ihn wirklich wieder. Lieben Kinder, ich bin sehr alt, und viele viele Jahre liegen zwischen dieser Stunde und jenem Augenblick; doch wenn ich seiner gedenke, so ist mir noch, als lege sich mein ergrauendes Haar in hellschimmernde Locken um meine Stirn, als berühre mich ein Lebensstrahl von dort oben, und gebe meine Jugend mir wieder. Wie schön stand ihm die Freude mich so blühend wieder zu finden, denn in diesem seligen Moment lieh das Entzücken meiner sonst verfallenen Gestalt auf's neue den Anschein der

Gesundheit, und färbte meine bleichen Wangen mit ihrem rosigen Schein.

„Bernhard sagte mir, er habe in meiner Vaterstadt vernommen, daß ich an einer wahrscheinlich unheilbaren Auszehrung leide; er gestand mir, daß er die Sorge um mich nicht länger habe tragen können, daß er einzig gekommen sey, mich zu sehen, wäre es auch nur aus der Ferne. Alles dieses sagte er mir abgebrochen in möglichst kurzen Worten, seine Seele war in seinen Augen. Wir beide sprachen überhaupt nur wenig bei dieser ersten Zusammenkunft, wir konnten nicht reden, wir konnten nichts als uns freuen, uns beiden war in diesem Moment, als sey nie eine betrübende Vergangenheit da gewesen.

„Am folgenden Morgen kam er wieder, doch neue Zweifel schienen in ihm erwacht, denn trübe und verschlossen stand er vor mir. Ich ertrug diese Veränderung in seinem Betragen mit Gelassenheit und stiller Ergebung, denn ich wußte, ich hatte dies verdient, ich hatte muthwillig sein Zutrauen verscherzt. Doch ich blieb mir gleich, ich dachte und wollte nichts, als offen und unverstellt, ohne List und ohne Hinterhalt mich ihm

zeigen wie ich war, so viel ich dies konnte, ohne der Würde meines Geschlechts etwas zu vergeben, und dadurch seine Achtung auf's Neue, wenn gleich auf andre Weise, zu verscherzen.

„Am dritten Tage kam er um Abschied zu nehmen. Ich führte ihn zur Pröbstin, die durch ungewöhnliches Leiden entkräftet nicht im Stande gewesen war, ihn früher zu sehen. Auch jetzt fühlte sie sich noch sehr unwohl, und nur meine dringenden Bitten hatten sie vermocht, meinen Freund bei sich zu empfangen.

„Mir lag unendlich viel daran, mir auf diese Weise wenigstens den Trost zu erwerben, zuweilen, wenn er nun ganz von mir geschieden seyn würde, seinen Namen nennen, von ihm reden zu hören, wäre es auch im gleichgültigsten Ton; ach und ganz gleichgültig konnte Niemand von ihm sprechen, der ihn kannte, das wußte ich wohl.

„Ein unerwartetes Geschäft, welches die Pröbstin, krank wie sie war, nicht selbst berichtigen konnte, und das sie mir deshalb auftrug, zwang mich fast in derselben Minute, ihr Zimmer wieder zu verlassen, in welcher ich Bernhard bei ihr einführte. Es hielt beinah eine Stunde

sein muß. Ich, der schon [illegible] hat ich
[illegible] Gedanken, daß ich [illegible] Gedanken, daß ich [illegible] Gedanken, daß ich [

verhaltne Sturm losbrach. „Anna, theure wiedergefundne Anna!“ rief er, und betrachtete mich, wie man ein lange ſchmerzlich vermißtes Kleinod betrachtet, mit zuſammengeſchlagnen Händen und mit Augen, aus denen das reinſte Entzücken leuchtete. „Ja, Sie ſind es,“ fuhr er mit tiefbewegter Stimme fort, „Sie ſind, was ſie immer waren, edel und rein und gut wie ein Engel des Himmels. Ohne zu wiſſen was ſie that, hat Ihre Freundin den Schleier zerriſſen, der Sie ſo lange mir verhüllte, indem ſie mit alle der dankbaren innigen Liebe von Ihnen ſprach, die ſie mit ſo hohem Rechte für Sie empfindet. Anna, ich kenne jetzt Ihr ganzes engelreines Leben, von dem Augenblick an, da ich Unſeliger aus Ihrer Nähe entfloh. Ich kann faſt ſagen, ich weiß wie Sie jede Viertelſtunde jener langen, langen Zeit zugebracht haben. Was Ihr erſtes Wiederſehen in dieſen Tagen mich ahnen ließ, wogegen ich Verblendeter ſo lange mich ſträubte, alles das iſt in dieſer Stunde zur klarſten Gewißheit mir geworden und ich bin zugleich der Seligſte und Unſeligſte auf Erden!“

„Lieben Kinder, was ſoll ich Euch noch viel

aus den Briefen, meist in Bruchstücken überliefert, die Hauptquelle für die Kenntniß der Geschichte der Zeit ist, in welcher sie lebte, und wenn sie gleich nicht ganz so wortreich, als Cicero, doch nicht weniger lebendig und anziehend ist, als seine Briefe. Sie ist, wie Cicero, eine Meisterin in der Kunst, Briefe zu schreiben. Sie ist, wie Cicero, nicht immer gleich gut, nicht immer gleich schön, nicht immer gleich vollendet, aber sie ist es oft, und wenn sie es ist, dann ist sie es ganz. Sie ist es, wenn sie, wie Cicero, ihr Herz ausschüttet, wenn sie, wie Cicero, ihre Seele malt, wenn sie, wie Cicero, Dinge erzählt, die sie selbst gesehen, Menschen schildert, die sie selbst gekannt hat. Sie ist es nicht, wenn sie, wie Cicero, sich in gelehrte Untersuchungen einläßt, wenn sie, wie Cicero, Reden hält, wenn sie, wie Cicero, sich in Deklamationen ergeht, wenn sie, wie Cicero, Dinge erzählt, die sie nicht selbst gesehen, Menschen schildert, die sie nicht selbst gekannt hat. Sie ist es nicht, wenn sie, wie Cicero, Briefe schreibt, die nicht Briefe sind.

Anna, wie habe ich Sie wiedergefunden! wie so ganz gleich dem, was Sie in meinen glücklichsten Träumen immer waren!"

„Leider war auch das Entzücken des gegenwärtigen Augenblicks nichts weiter, als ein flüchtiger Traum von Seligkeit des Himmels, der nur zu früh der herben Wirklichkeit weichen mußte; denn so wie der erste freudige Rausch nachließ, kam auch die Ahnung über uns, daß wir uns nur gefunden hätten, um uns wieder zu verlieren, daß nichts uns bleiben könne, als der feste Glauben, einander stets werth gewesen zu seyn und es von Neuem ewig zu bleiben. Meine Liebe hatte mein Herz groß gemacht und meinen Muth erhöht, ich vermochte es über mich, dem Geliebten Alles zu gestehen und jedes Unrecht ihm abzubitten. Mein ganzes Herz, alle Tiefen meines Gemüths enthüllte ich seinem liebenden Blick. Auch er klagte sich an, und ich genoß die Seligkeit, ihm ebenfalls vergeben zu können, wie er mir vergab.

„Als wir gelaßner wurden, suchten wir unsre Zukunft und unsre jetzige Lage so klar als möglich zu überschauen, um zu entdecken, ob nirgend

Rettung für uns sey, ob denn auch gewiß jede Hoffnung verloren wäre, das einmal verscherzte Glück uns wieder zu gewinnen; doch ach! wir mußten, wenn gleich mit tiefem Schmerz, einander gestehen, daß wir Beide, jeder auf seine Weise, alle Möglichkeit einer näheren Verbindung auf immer von uns gewiesen hatten. Bernhard war katholisch, ich hatte dies früher nicht gewußt, obgleich er nie ein Geheimniß daraus machte; denn in meiner damaligen gränzenlosen Gleichgültigkeit gegen alles was auf Religion Bezug hatte, hielt ich es nie der Mühe werth, mich um dergleichen zu bekümmern.

„Als Katholik hatte sich Bernhard lebenslänglich dem ehelosen Stande geweiht, indem er das Maltheserkreuz annahm. Zwar konnte der Pabst sein Ordensgelübde lösen, und es wäre vielleicht nicht schwer geworden diese Gunst von ihm zu erhalten, doch dann verlor Bernhard auch die Einkünfte seiner Comthurei und war, bis auf eine nicht sehr bedeutende Leibrente, die er sich vorbehalten hatte, ganz arm. Sein Bruder, dem er alles Uebrige, was er einst besaß, abgetreten, war selbst beim besten Willen nicht fähig, ihm

Beistand zu gewähren, denn bei der verschwenderischen Lebensweise, zu der seine junge, an Pracht und Wohlleben gewöhnte Gemahlin ihn verführte, war er selbst oft in Verlegenheit und genöthigt Schulden zu machen, indem er die Einkünfte seiner ohnehin sehr gesunknen Besitzungen auf Jahre hinaus verpfändete.

„Mich, die protestantische Stiftsdame, band zwar kein Gelübde, aber auch mir hatte mein Vater wenig hinterlassen, obgleich die Einkünfte meines kleinen Kapitals, verbunden mit denen meiner Präbende, für mich hinreichend waren, um anständig davon leben zu können. Bernhard schauderte vor dem Gedanken, an seiner Hand mich, die Heißgeliebte, vielleicht in einen bodenlosen Abgrund von Sorgen und Mangel hinabzuziehen, und so blieb uns denn nichts übrig, als Entsagung. Mein Freund war darüber der Verzweiflung nahe, denn er betrachtete unser trauriges Loos als die Folge einer sonst ganz gegen seinen Charakter streitenden Uebereilung, zu der sein damals von allen Seiten schmerzlich bestürmtes Gefühl ihn hingerissen hatte, und die traurige Gewißheit, daß sein Bruder an der Seite der so

theuer erkauften Gattin das gehoffte Glück bei weitem nicht gefunden habe, raubte ihm vollends jeden Troſt. Doch ich, die ich einen weit herberen Schmerz gekannt, ich war beglückt, wenn gleich unter Thränen. Ich wandte alles an, um auch meinem Freunde die wehmüthige Ruhe mitzutheilen, die ſeit dieſer unvergeßlichen Stunde mich nie wieder ganz verlaſſen hat; doch leider widerſtand ſein Kummer lange Zeit allen meinen Bitten und Vorſtellungen.

„Bernhard,“ ſprach ich zu ihm, „glauben Sie mir, von heute an trage ich nicht nur reſignirt, ſondern auch mit ſtiller Freude dieſe Strafe meines früheren Leichtſinns. Von nun an iſt mein ganzes Leben einzig dem beſeligenden Bewußtſeyn geweiht, Ihnen anzugehören, und wie auch unſer Schickſal ſich wenden mag, und wenn wir auch nie wieder wie heute neben einander ſtehen, wenn ich nach der ſchmerzlichen Trennung, die uns ſo nahe bevorſteht, auch nie wieder die geliebte Geſtalt meines Freundes wiederſehen ſoll, ſo bin und bleibe ich doch in unwandelbarer Treue Ihnen zu eigen und werde nie eines andern ſeyn.

Denn wir ſind eins auf ewig, und das Gelübde das Sie bindet, feſſelt auch mich.

„Bernhard erſchrak auf das Heftigſte, als er dieſen Entſchluß von mir vernahm; beinahe knieend flehte er mich an, davon abzuſtehen. „Sie wiſſen nicht, Anna," rief er, „Sie wiſſen nicht, zu welchem Opfer Ihr Edelmuth Sie verleiten will. Noch blüht Ihnen das Leben und die nie wiederkehrende Jugend, o verſchleudern Sie nicht beide um eines Unglücklichen willen, der geſtraft werden muß, weil er an Sie nicht glauben wollte und im blinden Wahn ſich ſelbſt Feſſeln ſchmiedete, die er jetzt nicht mehr zerreißen darf. Theure Anna, denken Sie von heute an ich ſey geſtorbrn, tragen Sie mein Andenken wie das eines einſt geliebten Todten in Ihrem reinen treuen Gemüth, erinnern Sie ſich meiner mit ſtiller Wehmuth wenn Sie glücklich ſind, mehr darf und kann ich nicht wollen, aber verſprechen Sie mir wenigſtens, das Glück um meinetwillen nicht von ſich zu ſtoßen, wenn es in einer Ihrer würdigen Geſtalt ſich Ihnen naht, und das wird es gewiß und bald. Ich bin ja der Welt und dem Glück ſchon abgeſtorben, ich bin ja eigentlich nichts

Ord. Ordet Bord, Bordet, Bordene, Bordets, Bordenes, Bord-Ben, Bord-Dug, Bord-Plade, Bord-Ende, Bord-Side, Bord-Skuffe, Bord-Skuffer, Bord-Skuffer, Bord-Skuffer

wenn je zwei Menschen eins genannt zu werden verdienten, so waren wir es.

„Zuweilen trennte ich mich auf einige Monate von der mir so lieb gewordenen Einsamkeit, um meine im Gewühl der Welt lebende Schwester zu besuchen, doch immer kehrte ich voll heißer Sehnsucht zu ihr wieder zurück, sobald ich dies nur konnte ohne Karolinen wehe zu thun. Wenn ich dann bei meiner Heimkehr die alten Thürme meiner klösterlichen Wohnung wieder von Ferne erblickte, so klopfte mir das Herz in ungestümer Freude, beinahe als wäre ich gewiß, ihn dort wieder zu finden, für den und in dem ich einzig noch lebte; denn ich kannte keine Freude als die Beschäftigung mit ihm, der ich mich nirgend so ungestört ergeben konnte. Die Welt vergaß mich allmählich, wie sie Alles bald vergißt, und so führte ich ein paar Jahre hindurch ein ernstes, ruhiges, ich könnte sogar sagen, ein glückliches Leben, von Wenigen gekannt, von Keinem beneidet.

„In wilden Kämpfen wogte indessen die Welt. Die französische Revolution war ausgebrochen, und

ahr. Ahr, heißt in Wirklichkeit Wasser, und es ist ein Wasser, das sich durch Reinheit auszeichnet. Seinen Namen bekommt es, weil es durch

vor dem richtigen Scharfblick, mit dem die Natur ihn reichlich begabt hatte.

„Die verbündeten Mächte standen jetzt auf, um mit vereinter Kraft die vielköpfige Hyder der wildesten Anarchie in der Geburt zu ersticken, und auch mein Freund gesellte ihrem Heere sich zu, und theilte mit edlen Genossen alles Unheil jener trüben verhängnißvollen Zeit.

„Tief betrübt eilte er nach dem so traurig beendeten Feldzuge zu mir zurück. Er suchte und fand Trost und Beruhigung bei mir, dem einzigen Wesen, dem er in der Welt noch angehörte; dann wandte er sich wieder ab, um in einen ausgebreiteteren Wirkungskreis zu treten, den die Gnade eines großen Monarchen ihm bot, welchem er während jenes merkwürdigen Krieges glücklich genug gewesen war, näher bekannt zu werden. Seine Ordenspflicht, wenn gleich nicht sein Gelübde, wurden in der Zeit so gut wie vernichtet oder doch aufgehoben, denn auch Maltha fiel durch Feigheit und schändlichen Verrath in die Hände der allgemeinen Welträuber. Völlig frei von dieser Seite begann jetzt Bernhard ein sehr bedeutendes, ich darf wohl sagen, ein gewaltiges, gro-

der Natur zu Theile, so daß Betrachtung in dem Gemüthe des Menschen Ehrfurcht und Liebe gegen die Gottheit hervorbringt, und Ehrfurcht und Liebe gegen die Gottheit Betrachtung, Ehre, Anerkennung, Gehorsam, Liebe und Vertrauen gegen die Gottheit hervorbringt.

Auch in meinen Lehren lag nur dieselbe Absicht zum Grunde.

Ich habe nie gelehrt, daß Gott Mensch geworden wäre; sondern, daß der ewige, unendliche Gott, der Schöpfer der Welt, in der Person Jesu Christi, in Gestalt eines Menschen, in menschlicher Natur, in menschlicher Weise, in der Gestalt, worin er sich offenbaren konnte, sich offenbaret habe, um den Menschen, die Gott nicht kennen, und in dem Irrthume leben, Gott zu offenbaren, und sie zu Gott zu führen, und sie zu lehren, wie sie Gott erkennen, ihn ehren, ihn lieben, ihm vertrauen, ihm gehorchen, und ihn anbeten sollen. Ich habe nie gelehrt, daß Gott Mensch geworden wäre, sondern, daß der ewige, unendliche Gott, der Schöpfer der Welt, in der Person Jesu Christi, in menschlicher Weise, in der Gestalt, worin er sich offenbaren konnte, sich offenbaret habe.

„Mein Freund lebte indeſſen als auswärtiger Geſandte ſeines Monarchen, abwechſelnd an mehreren, zum Theil weit entfernten Höfen, und der blendende Glanz, der ihn in ſeinem jetzigen Wirkungskreis umgab, verhüllte ihn mir oft. Doch immer blieb er mein auch in der Ferne, immer war ich, und nur ich, die Vertraute ſeiner Pläne, ſeiner Anſichten, ſeiner Handlungen, ich darf ſagen jedes Gedankens ſeiner Seele, und zuweilen gelang es mir ſogar, durch meinen Rath ſowohl als auch auf andere Weiſe ihm nützlich zu werden.

„Die ſtete, mitunter thätige Theilnahme an Dingen, die gewöhnlich weit außer dem Bereich des Frauenkreiſes liegen, gab mir mit der Zeit eine bei meinem Geſchlechte ungewöhnliche Feſtigkeit des Sinnes, und eine ganz andre Art von Bildung, als es die meiner Umgebungen war. Mit meiner innern Kraft wuchs auch meine Gewalt über das Gemüth der Meiſten, die mit mir in irgend eine Art von Berührung kamen; ich führte ein ſehr thätiges Leben, das den heilſamſten Einfluß auf meine Geſundheit hatte, und ich darf ſagen, ich habe in der langen Zeit manches Gute zu Stande gebracht. Und warum ſollte ich

an allen Orten, Plätzen, Gassen, Häusern und Wohnungen, Kirchen, Schulen, Gottesäckern und Begräbnissen, wo sie sich befinden mögen, ohne Unterschied, ob sie Ihro Majestät, Ihro Königlichen Hoheiten, oder Ihro Excellenzen, oder wem sonst Ihro Majestät Befehl ertheilen, zugehören.

Auch wenige Zeilen Ihrer Handschrift und Unterschrift, wie auch Ihr Siegel, sollen Ihnen, wo nicht mehr, Ihro Majestät Befehl ertheilen. Wir lassen uns wohl, wie Ihnen bekannt, und wünschen Ihnen, daß Sie sich auch also befinden mögen. Wir sind Ihnen mit Königlichen Gnaden wohl gewogen. Gegeben in unserm Hauptquartier Leitmeritz, den 29. Septembris 1756. Unterschrieben Friedrich. Und unterwärts: Ad mandatum Regis Eichel. Und auf der Adresse: An Unsern Obristen Graf Leopold Daun.

Dieses Schreiben hat Ihro Majestät, als Sie in Leitmeritz waren, an mich ergehen lassen. Ich habe es aber nicht eher, als nach der Schlacht bei Kolin, erhalten. Ich habe es auch nicht eher, als nach der Schlacht bei Hochkirch, wieder zurückgeschickt.

daß sein Daseyn in allem Wechsel seines Geschicks stets einzig mir geweiht gewesen sey. Doch wir Beide waren indessen alt geworden; es fehlte uns der Muth zu einem raschen Entschluß, und eine seltsame Scheu, von welcher keines von uns sich genaue Rechenschaft abzulegen vermochte, hinderte uns, an unserm so lange bestandnen, so lange uns beglückenden Verhältniß etwas abzuändern. So verging uns wieder ein Jahr nach dem andern, indessen hätten wir wahrscheinlich doch noch dem bei jeder neuen Trennung lebhafter gefühlten Wunsch nachgegeben, in ungestörtem Beisammensein das Ende unsrer Tage vereint abzuwarten — da trat der Tod zwischen uns.

„Bernhard starb ferne von mir, in der Schweiz, wohin Geschäfte seines Herrn ihn gerufen hatten. Mein tiefer Schmerz zog mich hin an sein Grab, dort fand ich Thränen und in diesen die erste Erleichterung für meine im bittersten Weh erstarrte Brust.

„Der Anblick der unbeschreiblich großen Natur in jenem wundervollen Lande, löste zuerst das eiserne Band, welches mir bis zum Erdrücken das Herz zusammenpreßte, und ich glaubte unaufhalt-

ſam mein Leben auf dem Hügel ausweinen zu müſſen, der die geliebte Geſtalt mir auf immer entzog. Mein erſtarrtes Herz ward wieder weich, mein Auge hob ſich wieder fromm hoffend, mit Ergebung zu dem Allwaltenden hinauf, der dort auf ſeinen ewigen Bergen im rieſengroßen Bilde der Natur ſich den Sterblichen näher offenbaret. Ich blieb lange genug in der Schweiz, um noch Bernhard's Todestag an ſeinem Grabe zu feiern; das ſind nun acht Jahre — eben heute."

Vite! vite mes enfants, geſchwinde ans Fenſter! **Ciel de Dieu quel train!** rief Mamſell Birnot, indem ſie den Kopf zur halbgeöffneten Thüre des Wohnzimmers hineinſteckte, ihn aber auch ſogleich wieder zurückzog und davon eilte. Babet und Agathe ſaßen eben ganz allein am Kamin, mit ihrer Näharbeit emſig beſchäftigt. Agathe, nach ihrer haſtigen Art, warf im Aufſpringen den groſſen Stickrahmen über den Haufen, verwickelte ſich in die Fäden der weit über den Fußboden ſich verbreitenden Seidenrollen, zerriß alles ohne ſich weiter darum zu kümmern, und eilte das

Fenſter aufzumachen; denn der immer näher ſchmetternde Klang vieler unter einander wetteifernder Poſthörner lockte ſie unwiderſtehlich. Auch Babet geſellte ſich zu ihr, und beide Mädchen ſahen nun mit fröhlicher Neubegier und weit vorgeſtrecktem Halſe dem nahenden Zuge von Reiſenden in geſpannter Erwartung entgegen.

„Fenſter zu!“ donnerte Herr Kleeborn, der eben in's Zimmer trat. „Seyd ihr von Sinnen, bei dieſer Kälte? wollt ihr die Straße heitzen? und da liegen auch alle Eure ſieben Sachen auf dem Fußboden umher! Das iſt mir eine feine Wirthſchaft.“ „Ach Onkelchen,“ rief Babet, ohne den Kopf nach ihm umzuwenden, „machen Sie nur geſchwinde die Thüre zu, damit es nicht ſo gräßlich zieht.“ „Und ſchelten Sie nicht ſo,“ ſetzte Agathe hinzu, indem ſie lächelnd ihm winkte. „Kommen Sie lieber ſelbſt und helfen uns zuſehen, es langen Bereiter an!“ „Warum nicht gar Bereiter,“ ſprach Babet mit verächtlichem Achſelzucken, „die werden auch im Hotel d'Angleterre logiren! Vornehme Herrſchaften ſind's!“

Der durch das Geplapper der Mädchen wirklich ſelbſt ſchauluſtig gewordne Onkel trat indeſſen

Jahr 2c, wo die Ein Rain regulirt, mit Ausnahme der Schaltjahre, wo sie 366 Tage hat. Die Jahre werden in Perioden von 4 Jahren, und jedes Jahr in zwölf Monate eingetheilt.

Die einzelne Jahr hat seine Namen von den Thiere, die in jedem Jahr regieren, und diese Thiere sind in der folgenden Ordnung: Das Jahr Ein Rabbit regiert das erste Jahr, das Jahr Ein Drache das zweite Jahr, das Jahr Ein Schlange das dritte Jahr, das Jahr Ein Pferd das vierte Jahr, das Jahr Ein Schaf das fünfte Jahr, das Jahr Ein Affe das sechste Jahr, das Jahr Ein Hahn das siebte Jahr, das Jahr Ein Hund das achte Jahr, das Jahr Ein Schwein das neunte Jahr, das Jahr Ein Rat das zehnte Jahr, das Jahr Ein Ochs das elfte Jahr, das Jahr Ein Tiger das zwölfte Jahr, das Jahr Ein Rabbit das dreizehnte Jahr, das Jahr Ein Drache das vierzehnte Jahr, und so weiter, indem die Jahre in derselben Ordnung wiederkehren. Jedes Jahr hat seine Monate, die Monate haben ihre Namen nicht, sondern werden numerirt, indem der erste Monat

Remiſe zu ſchaffen. Dieſer Packwagen ſchien augenſcheinlich zu einem ſehr modernen ebenfalls vierſpännigen Reiſewagen zu gehören, der durch deſſen Entfernung erſt Platz gewann, vor dem Hotel anzufahren. Zwei junge elegant gekleidete Männer ſaßen darin, hinten auf einem zu dieſem Zweck eingerichteten bequemen Sitz ein Bedienter, vorn auf dem Bock ein glänzender Jäger und ein in grellen Farben geputzter Negerknabe. „Das ſind ſie,“ flüſterten die Mädchen einander zu, und ſtießen ſich nur mit dem Ellenbogen an, ohne einander anzuſehen; denn die Fremden, denen der Wirth ſelbſt in tiefſter Unterthänigkeit aus dem Wagen half, nahmen alle ihre Aufmerkſamkeit in Beſchlag. „Ce sont des Mylords anglais,“ rief die alte Birnot von unten zum Fenſter hinauf, denn auch ſie hatte ſich von der Neugier in die Hausthüre locken laſſen.

„Ein junger reiſender Prinz oder Graf mit ſeinem Hofmeiſter,“ ſprach hingegen Herr Kleeborn mit großer Zuverſicht und war ſchon im Begriff die Mädchen vom Fenſter wegzujagen und dieſes zuzumachen; doch unterließ er es noch einſtweilen, da er zu ſeiner Verwunderung gewahr

**§§. 1.2 bis 4.6 einfachen Dichter 6.6 Sprache 6.6 Sprachen 6.6 Sprachlehre 6.6 Sprachwissenschaft 6.6 Sprechen 6.6 Sprechkunst 6.6 Sprichwort 6.6 Stabreim 6.6 Stil 6.6 Stilarten 6.6 Stilistik 6.6 Stoff 6.6 Strophe 6.6 Stropheneinteilung 6.6 Tanz 6.6 Tanzlied 6.6 Tatsache 6.6 Tatsachenstil 6.6 Tatsachenwahrheit 6.6 Tatsachenwelt 6.6 Tatsachenwirklichkeit 6.6 Tatsachenwissenschaft 6.6 Tatsachenwissenschaften 6.6 Technik 6.6 Technik der Dichtkunst 6.6 Technik der Poesie 6.6 Technik der Redekunst 6.6 Technik der Rhetorik 6.6 Technik der Sprache 6.6 Technik der Sprachen 6.6 Technik der Sprachlehre 6.6 Technik der Sprechkunst 6.6 Technik der Stilistik 6.6 Technik der Tanzkunst 6.6 Technik der Tonkunst 6.6 Technik der Versdichtung 6.6 Technik der Verskunst 6.6 Technik der Wortkunst 6.6 Technik der Wortwissenschaft 6.6 Technik der Wortwissenschaften 6.6 Technik der Zeichenkunst 6.6 Technik der Zeichnung 6.6 Technik der Zeichnungskunst 6.6 Technik des Dichtens 6.6 Technik des Redens 6.6 Technik des Sprechens 6.6 Technik des Tanzens 6.6 Technik des Zeichnens 6.6 Technik des Zeichnungskunst 6.6 Technik des Zeichnungswissenschaft 6.6 Technik des Zeichnungswissenschaften 6.6 Technik des Zeichnungswissenschaftlichen 6.6 Technik des Zeichnungswissenschaftlichen Dichters 6.6 Technik des Zeichnungswissenschaftlichen Redners 6.6 Technik des Zeichnungswissenschaftlichen Sprechers 6.6 Technik des Zeichnungswissenschaftlichen Tänzers 6.6 Technik des Zeichnungswissenschaftlichen Zeichners 6.6 Technik des Zeichnungswissenschaftlichen Zeichnungskünstlers 6.6 Technik des Zeichnungswissenschaftlichen Zeichnungswissenschaft

ein ſtattlicher in einem modernen dunkelfarbigen Ueberrock gekleideter Mann ritt neben her. „Siehſt Du, daß ich Recht habe?“ frohlockte Agathe, „das iſt der Herr der Truppe, und dort im letzten Wagen ſitzen wohl die Damen, die zu ihr gehören. Nicht wahr, Onkelchen, es ſind Bereiter?“ fragte ſie, indem ſie ſich dieſem lächelnd zuwendete. „Faſt ſieht es mir ſelbſt ſo aus,“ erwiederte Kleeborn. „Dann iſt es wahrſcheinlich Tourniaire, der Mann iſt reich, wie man ſagt; aber wundern thut es mich doch, daß er hier im erſten Hotel der Stadt abſteigt mit all den Leuten und Pferden. Das wird ein ſchönes Geld koſten.“

„Nun? wer hat nun Recht?“ rief jetzt Babet, und bog ſich ſo weit als möglich zum Fenſter hinaus. „Wo ſiehſt Du Damen? Der Könnig oder der Prinz kommt dort erſt ſelbſt in dem wunderſchönen großen Wagen.“ „Nein, es iſt eine Dame in Herrenkleidern,“ eiferte Agathe, die Bereiterinnen reiſen immer ſo; Du ſiehſt es ja, ſie hat den Hund bei ſich und den Affen; die ſollen gewiß im Feuerwerk ihre Künſte machen, wie ich das in der Zeitung beſchrieben

Zweite Abth. Die reinen Formen der Ich und Nicht-Ich-Verbindung.

Ich und Nicht-Ich sind nicht nur Gegensätze, sondern auch Verbindungen. Wie sind sie verbunden? Wie kann Ich in Nicht-Ich übergehen? Wie kann Nicht-Ich in Ich übergehen? Wie kann Ich Nicht-Ich werden? Wie kann Nicht-Ich Ich werden?

Gegensätze, sagte ich vorhin, sagen nur Nichtverbindung aus. Wie kann also Ich und Nicht-Ich verbunden sein? Ich und Nicht-Ich sind Gegensätze, welche gemeinschaftlich aufgehoben werden müssen. Wie kann dies geschehen? Ich und Nicht-Ich sind Gegensätze, welche gemeinschaftlich aufgehoben werden müssen, also Gegensätze, die sich durch sich selbst aufheben. Wie kann dies geschehen? Ich und Nicht-Ich sind Gegensätze, die es sein müssen, um sich aufzuheben, die es sein müssen, um durch sich selbst sich aufzuheben. Wie kann dies geschehen? Ich und Nicht-Ich sind Gegensätze, die es sein müssen, um sich aufzuheben, die es sein müssen, um durch sich selbst sich aufzuheben, die es sein müssen, um durch sich selbst sich aufzuheben, weil sie es sind.

ter Weinstöcke auf im Anfange ihres Laufes, wo sie noch klein sind, und wenn sie Knoten, als ob sie neue Ranken machen wollten, so schneide man sie ab, damit sie ihre ungestümen Kräfte nicht verlieren, und so wird der Weinstock fruchtbarer werden. Ferner, wo Reben hingepflanzt sind, da sind sie von Nöthen Stützen, und so werden sie nicht nur fruchtbarer, sondern auch schöner sein, und die Trauben werden schneller ihren vollkommenen Wuchs erlangen. Auch ist es gut, wenn man sie, wo sie hoch sind, beschneidet, damit sie nicht Blätter und Holz, sondern Früchte treiben.

Endlich, ich schreibe an eine Pflanze, welche ich nicht gesehen habe, und ich weiß nicht, ob sie in Deutschland wächst. Einige sagen, sie sei Syrien, Andere, sie sei Persien, noch Andere, sie sei Indien, und Andere, sie sei Medien zu finden. Alle aber sagen, sie sei ein Baum, und sie nennen ihn Persea. Er ist groß und schön, und seine Blätter sind denen des Pfirsichbaumes ähnlich. Seine Frucht ist

fortgeführt, die Zuschauer zerstreuten sich, Herr Kleeborn schloß sorgfältig das Fenster, und das ganze Schauspiel hatte einstweilen sein Ende erreicht.

„Wie Du Dich nun einmal wieder blamirt hast mit Deinen Bereitern," sprach Babet jetzt zu Agathen; „das kommt davon, daß Du immer alles besser wissen willst als andre Leute." „Aber wer sagt uns denn gewiß, daß es keine sind," erwiederte ziemlich kleinlaut Agathe, „es können doch noch Bereiter seyn, aber recht vornehme, die gradezu aus London hergeritten kommen." „Quer über das mittelländische Meer zu Pferde? nun Du weißt es recht," rief spöttisch lächelnd Babet. „Stille, stille, um Gotteswillen," sprach Herr Kleeborn dazwischen, „euer Herr Kandidat möchte auch an Deinen geographischen Kenntnissen wenig Freude haben, wenn er so Dich reden hörte. So viel ist indessen gewiß, Bereiter sind das nun einmal nicht. Sollte einer von den englischen Prinzen? — Doch die sind ja alle viel älter. Ich weiß was ich thue, ich schicke den Johann hinüber."

Der von seinem Herrn auf's Recognosciren sogleich ausgesandte Bediente kehrte indessen erst

zurück, als Kleeborn und die Seinen sich schon eine ziemliche Weile um den reich besetzten Frühstücktisch versammelt hatten, den in großen Handelsstädten das bis in den späten Abend hinausgeschobene Mittagsmahl zu einer Stunde einführte, die in andern Orten schon längst dem Nachmittage angehört. Man hatte schon lange dem Abgesandten ungeduldig entgegen gesehen, denn die Neugier plagte eigentlich den guten Onkel nicht weniger stark als seine Nichten, doch die Nachrichten, welche Johann mitbrachte, waren bei weitem nicht befriedigend. Etwas sehr vornehmes müsse es seyn, so viel hatte der Wirth gesagt, weiter aber wußte dieser noch von nichts, als daß die ganze Bel-Etage seines Hauses auf mehrere Wochen in Beschlag genommen worden sey, und daß die in derselben bereits wohnenden Fremden alle über Hals und Kopf andere Zimmer beziehen müßten, was denn natürlicher Weise ohne großen Molest nicht abgehe. „Uebrigens," erzählte Johann weiter, „übrigens ginge alles im Hotel drunter und drüber, und Koch, Kellner und Stubenmädchen liefen insgesammt mit den Köpfen gegeneinander, um die Fremden nebst ihrer Dienerschaft

zu befriedigen, indem alle tausenderlei auf einmal verlangten, und jeder etwas anderes.

Agathe und Babet hatten sich indessen dem Fenster wieder genähert, denn der Affe saß drüben auch auf der Fensterbank, und eine Menge Leute war auf's neue vor dem Hause versammelt, um die Grimassen des possierlichen kleinen Thieres zu belachen. „Du!“ flüsterte Agathe, indem sie halb auf den Knien, halb auf einem umgestülpten Fußschemelchen sitzend, ihren Stickrahmen wieder in Ordnung zu bringen suchte, „Du! höre! vielleicht ist es der König von Heidi oder wie er heißt, der die sächsische Mamsell heurathen soll, wie man sagt, und der jetzt kommt, um seine Braut abzuholen. Ach, wenn er doch den Grafen Limonade oder Schokolade bei sich hätte!“ „Dummes Kind, die sind ja alle gestorben,“ belehrte sie Babet. „Ach, wie kann ich von allen Leuten wissen, ob sie leben oder todt sind,“ erwiederte Agathe, und setzte ergrimmt einer ihr entfliehenden Seidenrolle nach.

„So viel ist gewiß,“ sprach nun Babet mit großer Ueberlegung, nachdem Agathe sich wieder zu ihr gesetzt hatte, „so viel ist gewiß, der Fremde

hat zuverläſſig und auf jeden Fall Addreſſen an uns, und dann muß doch der Onkel ihm zu Ehren einen Ball geben, das iſt wohl das wenigſte, was er für einen ſolchen Herrn thun kann.“ „Nun Gottlob!“ rief Agathe und klopfte freudig in die kleinen Hände, „Gottlob, dann kommt doch wieder einmal Leben ins Haus.“ „Ja,“ ſprach Babet, „aber das ſage ich Dir, den roſenfarbnen Crepon zieh ich nicht an, die lange Schmidt hat wieder gerade ſo ein Kleid. Mein neuer Blonden-Tüll muß dazu fertig werden und Du mußt mir dabei helfen.“

„Wenn es ein Prinz wäre, ſo recht ein wirklicher Prinz!“ ſprach Agathe ſehr bedenklich; „mein Lebtage habe ich noch keinen ſo recht in der Nähe geſehen. Und wenn er nun gar mit mir tanzte!“ „Freilich muß er mit uns tanzen, wir ſind ja die Damen vom Hauſe,“ verbeſſerte Babet ſie. „Schade nur, daß mein Theodor nicht dabei iſt, der käme gewiß vor Eiferſucht von Sinnen, wenn er anſehen müßte, wie mir der Prinz die Cour macht!“ „Ich ängſtige mich todt, wenn er mit mir tanzt,“ rief Agathe, „der tanzt gewiß nichts als Françaiſen, wäre nur

Monsieur Michaud wieder da, daß man die Pas ein wenig einüben könnte.“ „Ist's ein Engländer, so tanzt er nur Eckossaisen, aber walzen wird er leider nicht können,“ setzte Babet hinzu.

„Pas de Zéphyr,“ rief jetzt Agathe, indem sie vor dem großen Spiegel mit hochaufgenommenen Röckchen ihre Pas einzuüben versuchte, „tour de bras, en avant! Tournez! rigadon,“ rief die sich zu ihr gesellende Babet, „allons, tour de poule.“

„Tour de Gans, die paßt für euch am besten,“ rief Herr Kleeborn lachend dazwischen, indem er den beiden Kindern mit Vergnügen zusah; denn sie waren in diesem Augenblick wirklich allerliebst. „Herr Gott, Onkel, der Fremde kommt gerade ins Haus!“ rief jetzt Agathe, die eben einen Blick auf's Fenster geworfen hatte. „Es ist ja der Rechte nicht,“ eiferte Babet. „Wie kannst Du das so genau wissen,“ erwiederte Agathe. „Allerliebstes, bestes Onkelchen,“ setzte sie schmeichelnd hinzu, „thun Sie mir den allereinzigsten Gefallen und lassen ihn hier hereinkommen, ich möchte ihn gar zu gerne in der Nähe sehen. Babet vereinigte ihr Bitten mit dem ihrer Schwester,

und der Onkel, der sich eben bei seltner guter Laune befand, that was die Kinder von ihm verlangten.

Herr Wilkinson aus London, so hatte der Fremde sich melden lassen, Herr Wilkinson trat herein, und alle erkannten in ihm sogleich einen der beiden Fremden, die in dem ersten Wagen angelangt waren. Es war ein hübscher nach der allerneuesten englischen Mode gekleideter junger Mann, der in der geöffneten Thüre sich sehr zierlich mit allen fünf Fingern der linken Hand in das Himmelansträubende Haar fuhr, während er mit der rechten den Hut abnahm, erst die Damen, dann den Herrn des Hauses mit einem sehr graziösen Kopfnicken begrüßte und zuletzt zwar mit etwas ausländischem Accent, aber doch in sehr verständlichem Deutsch seine Rede anhob.

„Sir Charles Wißmann trug mir auf ihn den Damen und Herrn Kleeborn hochachtungsvoll zu empfehlen.“ — „Wißmann,“ rief Kleeborn ganz entzückt, und schüttelte dem Neuangekommnen recht kräftig die Hand. — „Wißmann, ei lieber Herr Wilkinson, so seyn Sie mir doch tausendmal willkommen! Warum ist er denn nicht gleich bei mir

abgeſtiegen, ich habe ihn doch eingeladen und ſeine Zimmer ſtehen bereit. Babet, geh mein Kind, Mamſell Virnot ſoll aufſchließen und einheizen laſſen.“ — Babet ſtieß Agathen an, daß dieſe gehen ſolle, doch keine von beiden bewegte ſich von der Stelle, denn keine hatte Luſt den Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit aus den Augen zu verlieren.

„Bemühen Sie das Fräulein ja nicht,“ bat Wilkinſon indeſſen, „Sir Charles wünſcht die Familie nicht zu derangiren, und da wir ziemlich viel Platz brauchen“ — „Ich habe Raum genug für alles,“ erwiederte Kleeborn; „wahrſcheinlich ſind Sie des jungen Wißmanns Reiſegefährte. Nun auch für Sie iſt Platz genug da, und Sie ſollen mir ebenfalls ein recht werther Gaſt ſeyn, lieber Herr Wilkinſon. Vier Zimmer ſtehen bereit, damit werden die beiden jungen Herren ſchon auskommen. Alſo der junge Mann, der neben Ihnen ſaß — denn wir ſahen Sie vor dem Hotel ausſteigen, müſſen Sie wiſſen, — der junge Mann alſo iſt der Sohn meines alten Freundes? Ey, ey, wer hätte das denken können! Nun, nun, und Sie? wahrſcheinlich ebenfalls Kaufmann? Sie haben Recht, das iſt der erſte Stand der Welt.“

„Verzeihen Sie," erwiederte der Fremde mit sehr gemeßnem Ton, „verzeihen Sie, mein Herr, ich habe das Vergnügen, dem Sir Charles in der Qualität eines Sekretärs attachirt zu seyn, der junge Mensch aber, den ich neben mir im Wagen hatte, dient ihm als sein Homme de Chambre. Eigentlich gehörte auch er auf den Bock, doch auf Reisen, das wissen Sie gewiß, darf man dergleichen so genau nicht nehmen, und überdem ist Marcellin seinem Herrn so treu ergeben, daß ihm schon deshalb manches nachgesehen wird." Ein halb gepfiffnes, halb geseufztes sehr gedehntes So war Kleeborns erste Antwort, dann setzte er nach einer ziemlichen Pause mit etwas verlängertem Gesicht hinzu, „also ist Wißmann nicht da? komut auch vielleicht heute nicht?" „Verzeihen Sie," erwiederte Wilkinson abermals, „Sie erwähnten vorhin, daß Sie uns vor dem Hotel aussteigen gesehen haben, nun Sir Charles Landauer folgte dicht hinter meiner Batarde." „Wie? das also? hm hm," erwiederte Kleeborn mit steigender aber nicht sehr fröhlicher Verwunderung; „und die Pferde" — „Beim Himmel es sind herrliche Thiere!" fiel Wilkinson ein, „wie Sie gewiß

unerachtet der Decken bemerkt haben werden. Vor allem der Lichtbraune, Sir Charles eignes Leibpferd. Das muthige Thier läßt sich aber auch von keinem regieren, ausgenommen von seinem Herrn und unserm Stallmeister. Es stammt in gerader Linie von des Herzogs von Bedford berühmtem Hector ab. Orion war sein Vater, der fünfmal in Newmarket den Sieg davon trug; die Mutter war Lord Ashfords Molly, die beim letzten Pferderennen in Epsom" — „Sehen Sie einmal!" Mit diesem Ausruf unterbrach Kleeborn in ziemlicher Verwirrung den plötzlich beredt gewordnen Sekretär, der eben im besten Zuge war ihn auf das umständlichste mit den Stammbäumen und allen Heldenthaten der Perde seines künftigen Schwiegersohnes bekannt zu machen. „Ey, ey, sehen Sie einmal — nun und Herr Wißmann?" „Sir Charles," erwiederte Wilkinson, „Sir Charles hat mir aufgetragen Ihnen und der Familie seine glückliche Ankunft zu melden. Durch eine eigenhändige Note von ihm wäre dies freilich besser und schicklicher geschehen. Doch Domingo hat den Schlüssel zu seines Herrn Schreibekassette verlegt, und so sieht dieser sich genöthigt, Sie

durch mich zu bitten, daß Sie den ihm aufgezwungnen großen Verstoß gegen die Regel freundlich entschuldigen mögen; gewiß nur die Noth konnte ihn dazu veranlassen, denn die Schreibmaterialien, welche der Wirth herbeibrachte, wurden leider sämmtlich total unbrauchbar befunden.“

„Das wundert mich, der Mann ist doch sonst so ordentlich,“ erwiederte Kleeborn. „Total unbrauchbar, auf Ehre,“ wiederholte Wilkinson.

„Uebrigens,“ setzte er hinzu, „übrigens bittet Sir Charles um die Erlaubniß sich Ihnen und den Damen noch heute Abend nach dem Mittagsessen vorstellen zu dürfen. Er wünscht nur zuvor die Reisekleider abzuwerfen und sich von der Ermüdung ein wenig zu erholen. Denn wir sind gewohnt sehr schnell zu reisen und die Wege hier herum sind fürchterlich schlecht.“

Beladen mit Höflichkeitsbezeugungen aller Art verließ der Sekretär endlich das Zimmer und Herr Kleeborn gewann nun Zeit, sich von dem Erstaunen über alles was er vernommen ein wenig zu erholen. Sein Gesicht glich einem Apriltage; in diesem Augenblick glänzte es im hellsten Sonnenschein der Freude, im nächsten schwebten dunkle nahen Sturm

nothalten, Pflicht, der Gemeinde wenigstens 30 Jahre Bürger gewesen zu sein, und Pflicht, sich in der Regel in der Gemeinde, wenn es nicht Gründe der Gesundheit oder Geschäfte anders erfordern, aufzuhalten. Wer diesen Bedingungen nicht entspricht, kann nur durch Gesetz Bürger werden.

Die Bürgerrechte sind: Recht, in der Gemeinde Versammlung zu stimmen, Recht, Gemeindeämter zu bekleiden, Recht, Gemeindegüter zu nutzen, Recht, Gemeindeschulen zu besuchen, Recht, Gemeindeunterstützung zu genießen, Recht, Gemeindeschulden zu machen, Recht, Gemeindeeinrichtungen zu benutzen, Recht, Gemeindeverordnungen zu machen, Recht, Gemeindeabgaben zu verwilligen, Recht, Gemeindeämter zu vergeben, Recht, Gemeindeämter zu verwalten, Recht, Gemeindeämter zu verwalten, Recht, Gemeindeämter zu verwalten

torinen ſtehen als ob er etwas ſagen wollte, kehrte eben ſo plötzlich wieder um, und begann von neuem ſeine Promenade. Dabei herrſchte eine Todtenſtille, die niemand der Anweſenden zu unterbrechen wagen mochte.

„Hm, ja," fing Kleeborn endlich halb für ſich, halb zu den andern an, „hm, ja einen Sekretär braucht er als holländiſcher Konſul in London, obgleich auf Reiſen ſollte ich meynen — nun die Zeiten haben ſich ſehr geändert ſeit ich jung war. Freilich ich bin ſo nicht gereiſt, doch wie geſagt, andre Zeiten andre Sitten, und wer einen Rückhalt hat wie dieſer junge Mann, der kann — hm." Nun folgte wieder eine neue Pauſe und eine neue Promenade, dann blieb der Alte abermals vor ſeiner Tochter ſtehen. „Viktorine," begann er, „Du haſt vernommen, wer angekommen iſt, wen wir erwarten, wollte ich ſagen. Darum dächte ich, mein Kind, Du benutzteſt noch die Zeit vor Tiſche um Dich ein wenig zu putzen." „Onkelchen, das ſollten wir ja wohl auch," rief Babet mit ihrem hellen Stimmchen dazwiſchen. „Seyd Ihr auch noch da?" fuhr Kleeborn ſie an, „das könnt Ihr halten wie Ihr

wollt, wer denkt an Euch!“ Leise wie eine Maus schlich Babet jetzt über den Teppich weg der Thüre zu, winkte Agathen und beide Mädchen verschwanden. Auch Angelika folgte ihnen, zufolge einem von der Tante erhaltenen Wink sich ebenfalls zu entfernen.

„Fräulein Schwester,“ hob Kleeborn jetzt an, indem er sich zu der Tante setzte und ihre Hand ergriff, „liebes Fräulein Schwester, Sie sind eine sehr kluge Dame, das weiß ich, und Sie werden mich daher verstehen wie billig. Dieser junge Mann, den wir vor einer Stunde, freilich mit ziemlich auffallendem Prunk, dort drüben ankommen sahen, ist, wie ich nun weiß, der Sohn eines der ersten Häuser in Amsterdam, dessen Reichthümer ihn allerdings berechtigen mehr Aufwand zu machen als tausend andere nicht dürfen. Und ich muß es in einiger Hinsicht sogar loben, daß er beflissen ist gerade hier sich recht glänzend zu zeigen. Ihrer bekannten großen Einsicht wird es nicht entgehen, wie ich dieses meyne, doch zur Sache. Der alte Wißmann hat vor zehn Jahren, da alle Welt mich verließ, Freunde und Verwandte — ja Fräulein Schwester, Verwandte, auf

die ich rechnen zu dürfen wohl befugt war, mein Blut kocht noch wenn ich daran gedenke, doch Sie sind unschuldig daran, Sie können nichts dafür — Genug Fräulein Schwester, der Vater dieses jungen Mannes hat mir damals mehr als das Leben gerettet — selbst Du Viktorine verdankst ihm — doch Basta, es ist Gottlob alles vorüber und mit Ehren überstanden. So viel ist indessen gewiß, ohne meinen alten Amsterdammer Freund wären wir alle nicht wo wir sind, und ich selbst vielleicht längst — doch wie gesagt das ist vorbei. Was aber der Vater an mir that will ich dem Sohne vergelten, das steht so fest wie das Wort eines ehrlichen Mannes es stellen kann, und daß es die Pflicht meines einzigen Kindes sey mir dabei zu helfen, wird wohl niemand mir abstreiten — und darum geh, Viktorine, dich umzukleiden."

„Ich will es thun, wenn Sie durchaus es verlangen," erwiederte Viktorine, mit bewegterer Stimme als dieser Befehl ihres Vaters es zu erfordern schien, „ich will es thun, aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich die Ueberzeugung habe, gerade so wie ich hier bin jeden Besuch

ein Bild, das ihn ganz und gar beschäftigt, das ihn nicht losläßt, das ihn quält, das ihn verfolgt, das ihn nicht zur Ruhe kommen läßt. Ein Bild, das sich mit ihm verbindet, das ihn nicht mehr verläßt, das ihn nicht mehr losläßt, das ihn nicht mehr losläßt, das ihn nicht mehr losläßt. Ein Bild

beſchwichtigend zwiſchen Vater und Tochter. „Seyd Ihr nicht wunderliche Leute!“ rief ſie lächelnd. „Ich ſehe jetzt ſehr wohl ein, wovon unter Euch beiden eigentlich die Rede iſt; aber denkſt Du denn, Viktorine, daß ein junger Mann von Welt wie dieſer, ſich gleich in der erſten Stunde wie ein Hochzeitbitter vom Dorfe vor Dich hinſtellen und ſeinen Spruch anheben wird? Und Sie lieber Herr Bruder, Sie ſehen es wohl ein, daß Viktorine noch wie eine kaum vom Tode Geneſene betrachtet werden muß. Kranke Kinder werden überdem immer ein wenig verzogen und brauchen hinterher viele Nachſicht. Daher bitte ich, laſſen Sie der Zeit doch ihre Rechte, wir werden ja ſehen“ — „Ja, ja, Sie ſprechen ſehr vernünftig Fräulein Schweſter,“ erwiederte Kleeborn, augenſcheinlich von ihren Worten beruhigt, „Sie haben recht, die Zeit, die Zeit allein wirkt Wunder, und mit der Zeit giebt ſich alles, alles, alles findet ſich mit der Zeit.“

Mit dieſem ſeinem liebſten und gewöhnlichſten Troſt verließ der alte Herr das Zimmer, und eilte der Börſe zu, welche er über die Begeben-

heiten dieſes Vormittages zum erſten Mal in ſeinem Leben faſt vergeſſen hätte.

Schon war das ſpäte, diesmal ziemlich ſtumm eingenommene Mittagsmahl im Kleebornſchen Hauſe längſt vorüber, und der Abend rückte mit ſtarken Schritten der Nacht entgegen. Die lange Reihe der Fenſter des erſten Stocks im Hotel d'Angleterre ſchimmerte in faſt blendender Erleuchtung, als würde dort ein großes Feſt gefeiert, während Kleeborn in ſeinem Hauſe noch immer, und mit ſteigender Ungeduld, in dem zum Empfange der Fremden beſtimmten Zimmer auf und abgehend, den ihm angekündigten Beſuch vergebens erwartete. „So wollte ich doch!“ rief er mit dem Fuße ſtampfend, als die Glocke zehn ſchlug, doch in dieſem Augenblick ward die Thüre aufgeriſſen, Sir Charles, wie aus dem allerneueſten Modejournal heraus geſchnitten, trat ein und die Freude über ſeine Gegenwart, verſcheuchte blitzſchnell von der Stirn des alten Herrn jede Spur des vorigen Unmuthes.

Ein halbes Stündchen verging beiden unter

gegenseitigen Mittheilungen, ehe sie sich dessen versahen. Doch nun ergriff Herr Kleeborn den Arm seines jungen Freundes, um ihn in das Wohnzimmer seiner Familie zu führen. Schon waren sie oben auf dem Vorsaal angelangt, da stürmte der alte Müller hinter ihnen drein die Treppe hinauf, „Herr Kleeborn ein Wort!“ rief er athemlos, „eben kommt eine Stafette an Sie; vermuthlich die lange erwartete Nachricht von“ — „Ey der Tausend!“ rief Kleeborn ganz entzückt, indem er stille stand. „Bester Herr Wißmann,“ sprach er nach kurzem Bedenken, „Sie verzeihen mir gewiß; in zehn Minuten bin ich wieder bei Ihnen. Nur hier herein unterdessen, Sie finden hier meine Tochter.“ Mit diesen Worten öffnete er eine Thüre, schob ohne sich viel umzusehen den jungen Mann ins Wohnzimmer hinein, und eilte, den Kopf voll von dem ihn unten erwartenden Geschäft, zurück in sein Comptoir.

Ohnerachtet der möglichst großen, aus der vortheilhaftesten Meinung von sich selbst entspringenden Sicherheit, die ihm eigen war, fühlte Sir

Kapitän Ely, dem sich nachher noch mehrere, darunter auch Kapitän Wilkes, anschlossen, ging in Wilkes Boot in den Hafen von Honolulu. Dieser war gut gebaut, trug ein Segel, das, wie Wilkes sagte, ihn in den Stand setzte, gegen den Wind zu kreuzen, und hatte eine Mannschaft, die, wie Ely sagte, ihn durch die Riffe bringen würde. Wilkes Boot war mit Waffen versehen, und Wilkes selbst hatte seine Pistolen in den Gürtel gesteckt. Ely hatte nur seine Hände in den Taschen, und als Wilkes ihn fragte, ob er keine Waffen mitnehme, sagte er, er habe ja seine Hände, und wenn er sie nicht brauchen könne, so würden sie ihm gewiß auch nichts nützen. Wie ganz anders dachte Ely als Wilkes! Ely, der sich auf die Liebe der Kanaken verließ, und Wilkes, der in den Kanaken Feinde sah, die ihn ermorden wollten! Ely, der sich ihnen ganz vertraute, und Wilkes, der sie auf jede Weise

reiche Fülle der lichtbraunen glänzenden Zöpfe und Locken zusammenhielt, bis zu der Spitze des netten, verlegen spielenden Füßchens, das die Konturen der großen Rosen auf dem Fußteppich nachzuzeichnen versuchte. Die zwischen den frischen etwas aufgeworfnen Lippen hervorglänzenden Perlzähnchen, die schelmisch-lächelnden Augen, das allerliebste Stumpfnäschen, der schwanenweiße Hals, die runden Aermchen mit den kleinen Händen voller Grübchen, kurz das ganze runde, wie aus Rosen und Schnee zusammengesetzte, und dabei doch zierliche Figürchen, gefiel ihm ausnehmend wohl, und immer besser, je länger er hinsah. Endlich wagte es auch seine Nachbarin, den scheuen Blick dann und wann zu ihm zu erheben. Freilich ließ sie ihn Anfangs gleich wieder sinken, doch das gab sich allmählich; sie gewann sogar bald Muth genug, um mit naiver Koketterie alle ihre kleinen Künste vor ihm spielen zu lassen, und that alles mögliche, um sich ihm im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Da sie instinctartig fühlen mochte, daß dieses nicht ohne Erfolg geschah, so waren beide in kurzer Zeit, mit sich selbst sowohl als miteinander, auf das Vollkommenste zu-

Kaiser, daß Wallenstein wegen des Verdachtes der Treulosigkeit seines Amtes entsetzt sei, und daß er sich binnen acht Tagen vor dem Kaiser zu verantworten habe. Wallenstein hatte sich nach Prag begeben, wo er sich mit dem Kaiser Ferdinand II. und dem Kurfürsten Maximilian von Bayern zu Regensburg wegen der Absetzung Wallensteins beriet. Wallenstein hatte sich nämlich durch sein Benehmen gegen den Kaiser, durch seine Eigenmächtigkeit, durch seine Habsucht und durch seine Grausamkeit gegen die Bürger Prags, wo er sich mit Gewalt Geld zu erpressen suchte, den Haß der Kaiserlichen zugezogen. Wallenstein hatte sich nämlich durch sein Benehmen gegen den Kaiser, durch seine Eigenmächtigkeit, durch seine Habsucht und durch seine Grausamkeit gegen die Bürger Prags, wo er sich mit Gewalt Geld zu erpressen suchte, den Haß der Kaiserlichen zugezogen. Wallenstein hatte sich nämlich durch sein Benehmen gegen den Kaiser, durch seine Eigenmächtigkeit, durch seine Habsucht und durch seine Grausamkeit gegen die Bürger Prags, wo er sich mit Gewalt Geld zu erpressen suchte, den Haß der Kaiserlichen zugezogen.

ließ sein Nichtwiedererscheinen für diesen Abend durch unerwartete wichtige Geschäfte entschuldigen, die ihn bis tief in die Nacht hinein in seinem Comptoir festzuhalten drohten, und dies war nun freilich ein Zeichen zum Aufbruch, dem Sir Charles, wenn gleich ungern, dennoch Folge zu leisten, nicht umhin konnte.

Schön ist sie eigentlich nicht, meine Braut, aber verteufelt hübsch, murmelte er vor sich hin, als er höchst zufrieden, ohne eine Ahnung davon, daß er sich in der Person geirrt haben könne, quer über die Straße hinging, um sich in seine Wohnung zu begeben. Nach englischer Sitte hatte er im Laufe des Gesprächs Herrn Kleeborn stets nur bei seinem Namen genannt und ihn nie als den Vater der jungen Dame, zu der er sprach, näher bezeichnet. In Babets Plan — denn daß es diese und nicht Viktorine war, die er im Wohnzimmer antraf, hat man gewiß längst errathen — in Babets Plan also, konnte diese Verwechselung freilich nicht liegen, als sie ganz allein im Wohnzimmer blieb, nachdem Anna, Agathe und Viktorine des langen Wartens müde, sich aus demselben zurückzogen. Es war ihr nur verdrüßlich ge-

wollte, 1817 in einer noch weiter gehenden Weise geltend machte, und wie sie sich in der That in der Folge in der Gestaltung der Verhältnisse der Universität Bonn, der Akademie zu Münster, des Priesterseminars zu Bonn, der Gymnasien zu Koblenz, Trier, Münstereifel, Bonn, Köln, Aachen, Krefeld, Duisburg, Essen, Dortmund, Hamm, Paderborn, Münster, Minden, Bielefeld, Soest, Arnsberg, Siegen, Wetzlar, Ehrenbreitstein, Saarbrücken, Saarlouis, Trier, Prüm, Simmern, Kreuznach, Koblenz, Neuwied, Siegburg, Düsseldorf, Elberfeld, Barmen, Mörs, Geldern, Cleve, Recklinghausen, Wesel

ausgeführt und das Urtheil dieses gerichtlich in Kraft getreten ist, so ist der Beschuldigte, wenn er nicht bereits Staatsbürger ist, auf Ansuchen der Gemeinde, welche ihn aufgenommen hat, durch Verleihung des Gemeindebürgerrechtes, Staatsbürger zu machen.

Wenn ein Fremder, der nicht in Folge der Bestimmungen des Artikels 4 dieses Gesetzes Staatsbürger ist, sich in Folge einer Verurtheilung, die nach Artikel 3 dieses Gesetzes ausgesprochen wurde, in Haft befindet, so kann er, wenn er nicht bereits Staatsbürger ist, auf Ansuchen der Gemeinde, welche ihn aufgenommen hat, durch Verleihung des Gemeindebürgerrechtes, Staatsbürger gemacht werden.

Artikel 6. Wenn ein Fremder, der nicht in Folge der Bestimmungen des Artikels 4 dieses Gesetzes Staatsbürger ist, sich in Folge einer Verurtheilung, die nach Artikel 3 dieses Gesetzes ausgesprochen wurde, in Haft befindet, so kann er, wenn er nicht bereits Staatsbürger ist, auf Ansuchen der Gemeinde, welche ihn aufgenommen hat, durch Verleihung des Gemeindebürgerrechtes, Staatsbürger gemacht werden.

Stadt, auf den Marktplatz, wo jetzt die Bürgermeisterei steht, und ließ sie dort, wo sie bis Mitternacht verblieben, durch die Luft fliegen. Wenn jetzt die Bürgermeisterei, und dort der gedachte Marktplatz, Kopf stehen, so ist dieß nur ein Zeichen, daß sie dann wieder zurückgeflogen seyen. Auch hätten sie damals, als sie durch die Luft flogen, verschiedene Gebäude, unter die Häuser gestoßen, und dadurch die Fenster eingeschlagen. Als diese Hexen gestorben, seyen Schlösser, Riegel, Thüren, Fenster und Dächer, ja sogar Steine, Bäume und Sträucher, mit ihnen begraben worden.

Ein Bauer, der in Gesellschaft seiner Frau, und seiner Kinder, einen Spaziergang machte, sah, daß ihm, und seiner Familie, eine Hexe folgte, und sie verfolgte, bis sie in ihr Haus kam. Hier sah er, daß sie sich in ihre Katze verwandelte, und in dieselbe fuhr. Der Bauer ging nun in sein Haus, und sah, daß seine Magd sich auf dem Boden wälzte, und ihr Gesicht, und ihr Leib, ganz roth, und voll Blasen war. Er ging nun in den Stall, und sah, daß seine Kühe, Ochsen, und Pferde, ganz mit Schweiß bedeckt waren. Als Hexen, habe es, in Hessen

doch ein gutes Kind und auch verständig, vielleicht kann sie mir rathen, was ich morgen anfangen soll, um nicht vor allen Leuten gar zu beschämt da zu stehen. Doch die arme Babet war einmal dazu bestimmt, an diesem Abend durchaus keine Theilnahme finden zu können. Das blasse Gesicht auf die Harfe gelehnt, schien Angelika dem raschen Plaudern zwar mit ihrer gewohnten stillen Freundlichkeit zuzuhören; aber es ging beinahe ganz unverständlich an ihr vorüber. Mühsam und vergebens suchte sie ihren schwermüthigen Träumen sich zu entreißen, denen sie in der Einsamkeit der Nacht sich so gerne überließ; sie vermochte es nicht einmal, den Sinn von Babets Worten zu fassen, und antwortete ihr so unpassend und abgebrochen, daß diese die Geduld dabei verlor und endlich fortging, um mit ihrem Kopfkissen, dem einzigen Vertrauten, der ihr noch blieb, sich besser zu berathen.

Babet verband eigentlich mit einer sehr lebendigen Phantasie ein eiskaltes Gemüth, wie sich denn das im Leben oft genug zusammen findet. Noch nie war ein wahrhaft ernster Gedanke in ihr aufgekommen, aber sie hatte in ihrer Pensions-

wirkt über jene Verbrechen zugleich. Die Strafe ist nämlich ein Uebel, das dem Verbrecher zugefügt wird, weil er ein Uebel begangen hat. Wenn nun Jemand ein Uebel begangen hat, und es wird ihm ein Uebel zugefügt, so ist beides Uebel, und es ist gleichgültig, ob Jemand ein Uebel begangen, oder ob ihm ein Uebel zugefügt wird. Es ist also gleichgültig, ob Jemand ein Verbrechen begangen, oder ob ihm die Strafe

junge Mann, nach Art der Mehrsten seines Alters, um nicht ganz müssig zu seyn, sie während seines Aufenthaltes in ihrer Nähe zur Dame seines Herzens erwählt haben könne; sie dachte weiter gar nicht darüber nach, sondern begann im Gegentheil sogleich, einen Roman mit ihm zu spielen, der, so viel Redens sie davon auch gegen Agathen machte, dennoch nur in ihrem Köpfchen seine Existenz fand. Alles ging vortrefflich, so lange die Ferien dauerten, doch diese zogen vorüber, Theodor kehrte nach Göttingen zurück, und der Roman hatte ein Ende. Babet wußte nicht einmal, ob sie den Geliebten jemals wieder sehen würde, aber er hatte ihr eine noch aufgeregtere Phantasie und eine sehr fühlbare Oede in ihrem Leben hinterlassen, die sie mit jedem Tage mißmuthiger stimmten. Sie suchte zwar noch eine Zeit lang sich mit einer eingebildeten Trauer um den Entfernten hinzuhalten, doch dieses ermüdete sie sehr bald; sie bedurfte eines neuen Gegenstandes, um wieder zu einiger Zufriedenheit zu gelangen, und so war ihr Sir Charles in diesem Augenblick eine höchst willkommene Erscheinung. Auch trugen der ihn umgebende Glanz, und die

Hoffnung als Siegerin neben der ihr sonst überall weit vorgezognen Viktorine in die Schranken zu treten, nicht wenig dazu bei, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, indem zugleich das Fremdartige seiner Umgebungen sowohl, als seiner Persönlichkeit, ihre Phantasie auf alle Weise in Anspruch nahm.

Sir Charles Gestalt eignete sich übrigens ganz vortrefflich dazu, auf ein Mädchen wie Babet den angenehmsten Eindruck zu machen. Man konnte ihn eigentlich einen schönen Mann nennen, obgleich sein ganzes Wesen auf jenen Ueberdruß am Leben hindeutete, den wir in unsern Tagen aus dem frühen, keine Mäßigung kennenden Genuß aller Freuden desselben, nur zu oft in der blühendsten Jugendzeit entstehen sehen. Das Erschlaffte in den regelmäßigen Zügen seines wirklich angenehmen Gesichts, das unnatürlich-Matte in seiner Haltung, dem er durch angenommene modische Gleichgültigkeit gegen Alles außer sich noch nachzuhelfen strebte, gaben ihm in Babets Augen ein höchst interessantes Ansehen, und machten ihn den Helden aus ihren Romanen vollkommen ähnlich.

In dieser ersten schlaflosen Nacht ihres Lebens dachte sie so lange an ihn und wiederholte sich so

lange jedes seiner Worte, jeden seiner Blicke, deren Unbescheidenheit sie nicht gefühlt hatte, bis sie überzeugt war, nicht nur ihn zu lieben, sondern auch auf ihn den tiefsten günstigsten Eindruck gemacht zu haben. Daß er, nicht ohne ihr Zuthun, sie für Viktorinen gehalten habe, erschien ihr zuletzt in einem so romantischen Lichte, daß sie sich alle Bemerkungen der Tante darüber aus dem Sinne schlug, die sie kurz vorher so ängstlich gemacht hatten. Sie überzeugte sich zuletzt sogar, bei der morgen zu erwartenden Entdeckung in seinen Augen nur gewinnen zu können, und wandte sich nun ihrer Garderobe zu, die sie in Gedanken eine vollständige Revüe passiren ließ, um für den kommenden großen Tag das Schicklichste daraus zu wählen, bis sie endlich bei fast anbrechendem Morgen ruhig einschlief, um von Sir Charles und dem neuen Rosa-Kleide zu träumen.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Vierzehnter Band.

Die Tante.

Zweiter Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Die Leute.

Zweiter Theil.

Wien, bey Joseph Gerold, Buchhändler des Hofes und der Universität, 1781.

Digitized by Google

Schon seit wenigstens einer Stunde erwartete die zahlreich versammelte Gesellschaft, welche Herr Kleeborn am folgenden Tage zu einem glänzenden Mittagsmahle eingeladen, einzig nur noch den Helden des Festes, Sir Charles, der immer noch ausblieb. Die alte Birnot wandelte unablässig in jener, allen guten Hausfrauen bei ähnlichen Fällen wohlbekannten Verzweiflung, zwischen Speisesaal und Küche auf und ab, und war nahe daran, über das Mißlingen bittere Thränen zu vergießen, welches durch diese Verzögerung ihren herrlichsten Vorbereitungen drohte. Herr Kleeborn sah alle fünf Minuten nach der Uhr, und die Tante erschöpfte vergebens ihre Unterhaltungsgabe, um den Gästen dieses peinliche Warten minder auffallend zu machen. Endlich schlug es sieben Uhr, die Flügelthüren flogen auf und Sir Charles trat, gefolgt von seinem Secretär, mit so vornehm-nachlässigem Anstande in den Saal, daß

Herr Kleeborn wirklich den Muth verlor, ihm, wie er es ſich doch vorgenommen, ſeinen Verdruß über die verſpätete Erſcheinung merken zu laſſen. Sir Charles begrüßte den Herrn des Hauſes nur mit einer ſtummen Verbeugung, und ging dann, die ganze übrige Geſellſchaft überſehend, gerade auf Babet los, die, ſchön geputzt, aber doch ziemlich verlegen, am entgegengeſetzten Ende des Saales ſtand.

Doch Herr Kleeborn ergriff auf halbem Wege ſeinen Arm. „Hier, Herr Wißmann," ſprach er, „hier ſteht meine Tochter neben ihrer Tante, der hochwürdigen Frau Pröbſtin von Falkenhayn." Sir Charles ſtutzte, wie Jeder, dem etwas ganz Unerwartetes entgegenkommt; die würdige Geſtalt der Tante machte indeſſen auch auf ihn den Eindruck, den ſie Allen gab; er begrüßte ſie ehrerbietig, und wandte ſich dann zu Viktorinen, die im reichſten Schmucke, wie ihr Vater es verlangt hatte, ſtolz und hoch, gleich einer Königin, daſtand, und ihn vornehm kalt mit einer ſehr abgemeßnen Verneigung empfing. Sir Charles Verwunderung ſtieg ſichtbar.

„Ihr älteſtes Fräulein Tochter?" fragte er

endlich Herrn Kleeborn. „Meine einzige," war die Antwort. „Sie wissen es ja, ich habe nur dies eine Kind, und Sie haben ja auch meine Viktorine schon gestern Abend gesehen. Oder etwa nicht?"

Sir Charles war wirklich für den Augenblick um eine Antwort verlegen, doch ein Blick auf Babet, die sich indessen dicht hinter die Tante zu schleichen gewußt hatte, setzte den geübten Weltmann schnell in's Klare: denn Babet hob, wie in höchster Angst, ihr Auge bittend zu ihm auf, schlug es aber auch gleich wieder nieder, während die glühendste Purpurröthe ihr Hals und Gesicht übergoß.

Zwar glitt bei dieser Entdeckung ein leichtes, halb spöttisches Lächeln über Sir Charles Züge hin, aber er fühlte dennoch, daß er hier etwas zu schonen habe, und murmelte daher nur einige unverständliche Worte, die Herr Kleeborn zum Glück nicht beachtete, weil eben die Thüre des Speisesaals aufging, und die Gesellschaft sich hineinbegab.

„Ich vergaß es gestern, daß Aurora immer der Sonne voranzuschreiten pflegt," flüsterte Sir

Charles Viktorinen zu, indem er ihr den Arm bot; doch Viktorine erwiederte ihm keine Sylbe, stumm und kalt ließ sie sich von ihm an die Tafel führen, und so verlor auch er die Lust, das Gespräch fortzusetzen und schwieg halb beleidigt, während Babet Gott dankte, daß die Sache noch so leidlich abgelaufen war.

Bei festlichen Mahlzeiten, wie diese, pflegt gewöhnlich Anfangs in der Gesellschaft eine allgemeine Stille einzutreten, und Sir Charles benutzte diese Zeit, um die ihm wirklich bestimmte Braut, die in aller der graziösen Schroffheit, deren sie, sobald sie es wollte, fähig war, an seiner Seite saß, mit der gleich einer jungen Rose blühenden Babet zu vergleichen. Letztere hatte es künstlich genug so einzurichten gewußt, daß sie ihm schräg gegenüber ihren Platz fand. Er konnte es sich zwar nicht verhehlen, daß diese neben Viktorinens blendender Schönheit zu einem artigen Zöfchen herabsank, aber sie gefiel ihm darum nicht minder. Ja, es wandelte ihn sogar eine Art von innerlichem Aerger darüber an, daß sie die Rechte nicht sey, besonders da seine Nachbarin alles was er sagte nur mit höflicher, aber desto zurücksto-

Jede Ehe schließt, schient ihn oft an Bedeutung zu verlieren, einen Vertrag ein, der nicht nur auf die Verhältnisse der Ehegatten Einfluß ausübt, sondern auch dritten zu Gute kommt. Dieser Vertrag ist der Ehevertrag. Jeder Ehevertrag ist nicht blos ein Vertrag über Vermögensverhältnisse, sondern auch ein Vertrag über persönliche Verhältnisse, welche auf das Vermögen Einfluß haben. Jeder Ehevertrag ist ein Vertrag über Rechte und Pflichten, welche durch die Ehe begründet werden, und über Rechte, welche durch die Ehe aufgehoben werden. Jeder Ehevertrag ist ein Vertrag über Rechte

er mit einem Mal nicht minder lebendig, als gestern sein treuer Wilkinson bei der nämlichen Veranlassung es geworden war. Er unterhielt die ganze Tafel mit Erzählungen von englischen Wettrennen und von den bei diesen auf unglaubliche Weise gewonnenen oder verlornen bedeutenden Summen. Dazwischen berief er sich immer auf Wilkinson, der nie ermangelte, der Geschichte noch irgend etwas zuzusetzen, um sie noch wunderbarer und merkwürdiger erscheinen zu lassen. Von den Pferden ging er zu den Festen und Assembleen der vornehmen Welt in London über. Von diesen kam er auf die dortige italienische Oper, und den besondern Verdienst der berühmtesten Sängerinnen und Tänzerinnen. Ein unaufhaltsamer Strom von Beredsamkeit floß von seinen Lippen, indem er seiner vertrautesten Freunde in London dabei erwähnte, lauter Lords, Counts und Viscounts. Kein einziger plebejer Name entschlüpfte ihm, vor allem aber pries er die Herrlichkeiten von Brighton, und sprach mit wahrer Begeisterung von den Freuden, die er dort in der unmittelbaren Nähe des Prinz Regenten selbst wollte genossen haben.

Kleeborn's Unmuth ſtieg ſichtbarlich bei den Rotomontaden des jungen Mannes; man ſah es ihm an, daß er auf irgend eine Weiſe ihm Luft machen mußte, und ein eignes Gefühl von Unbehaglichkeit bemächtigte ſich dabei allmählich der ganzen Geſellſchaft. „Erlauben Sie mir eine Frage," fing er endlich an, „Sie ſprechen immer, als wären Sie ein geborner Engländer, und doch als der Sohn meines ſehr verehrten Freundes, Jan Peter Wißmann in Amſterdam, ſind Sie ſo viel ich weiß ein Holländer."

„Ei freilich, iſt der alte Herr mein Papa," fiel Sir Charles halb lachend ihm ein, denn das viele Reden und der dazwiſchen reichlich genoßne Burgunder ſchien ihn jetzt ungewöhnlich belebt zu haben, „freilich iſt der alte Herr mein Papa, den die halbe Welt als eine der bedeutendſten Figuren an der Amſterdamer Börſe kennt. Deshalb aber habe ich dennoch die Ehre, ein ſo ächter Britte zu ſeyn, als irgend einer, der innerhalb des Glockenſchalles von Bowchurch geboren ward. Ich könnte ſogar mit der Zeit Lordmajor von London werden, ſo gut als der Beſte in der City, wenn es mir nur möglich wäre, im Koh-

lendampfe dieſes ſchmutzigen, ſchachernden Theils von London zu leben. Aber ich ziehe es vor, unter meines Gleichen im Weſtende der Stadt zu wohnen, obgleich ich freilich mein Comptoir in der Nähe der Börſe haben muß. Ich ſcheue den weiten Weg nicht, wenn meine Gegenwart dort nöthig iſt. In ein paar Stunden läßt ſich bekanntlich vieles abthun, und meine braven Pferde bringen mich ſo ſchnell hin und zurück, daß ich oft ſchon wieder zu Hauſe bin, noch ehe es bei meinen eleganten Nachbarn Tag wird."

Des Alten Geſicht legte ſich in immer ernſtere Falten, ſo daß die Tante anfing, einen förmlichen Ausbruch des in ihm aufſteigenden Gewitters zu befürchten, was ihrem feinen Gefühl für Schicklichkeit unerträglich geweſen wäre, ſelbſt wenn dadurch Viktorine von Sir Charles Anſprüchen auf immer hätte befreit werden können. Denn Alles, was die feinſte Grenze des Anſtandes im mindeſten verletzen konnte, war ihr durch lange Gewohnheit ſo widerwärtig, daß ſie ſich oft wie von einem Fieber ergriffen fühlte, ſobald ſie nur ahnete, es könne ſo etwas, ſelbſt von ihr übrigens völlig gleichgültigen Perſonen, in ihrem

Beiſeyn geſchehen. Daher trat ſie auch hier gleich ins Mittel, und um nur den alten Herrn nicht zum Wort kommen zu laſſen, bat ſie Sir Charles, ihr doch zu erklären, wie man zugleich ein Engländer und ein Holländer ſeyn könne?

„Das kann in der That Niemand ſeyn, und ich bin es auch nicht,“ erwiederte Sir Charles, „denn wie geſagt, ich habe die Ehre einzig Großbrittanien anzugehören, und dieſes verdanke ich meiner Mutter, die aber dennoch auch nur eine ächte, in Rotterdam geborne Holländerin war. Die gute Dame hatte aber die Gefälligkeit, mich auf einem engliſchen Weſtindienfahrer das Licht der Welt zum erſten Mal erblicken zu laſſen; und Sie wiſſen gewiß alle, daß ich dadurch ſo vollkommen nationaliſirt bin, als wäre ich von engliſchen Eltern mitten in London geboren.“

„Das war ja für Sie ein ungemein günſtiger Zufall,“ erwiederte ein alter Herr aus der Geſellſchaft, den Sir Charles wunderſame Erſcheinung höchlich zu amuſiren ſchien.

„Freilich, freilich,“ erwiederte dieſer, „aber es hat auch ſeine melancholiſche Seite, denn meine Mutter mußte das Geſchenk, das ſie mir machte,

mit dem eignen Leben bezahlen. Sie war eben auf der Rückreise von Jamaika begriffen, wohin sie meinen Vater begleitet hatte, und diese war durch tausend ungünstige Zufälligkeiten beinah bis in's Unglaubliche verlängert worden. Seit sechs und zwanzig Jahren ruht sie nun unter Korallenfelsen im Grunde des atlantischen Meeres, und es war meinem Vater so schmerzlich, sie hinabsenken zu sehen, daß er mich in meiner Kindheit gar nicht um sich haben mochte, und mich deshalb in England ließ, als er nach Amsterdam zurückkehrte. Doch erlauben Sie mir, Madame," setzte Sir Charles zur Tante gewendet hinzu, „erlauben Sie mir nach englischer Sitte ein Glas Champagner mit Ihnen zu trinken, um diese trübseligen Erinnerungen wieder hinunterzuspülen, die man bei der Tafel am wenigsten aufkommen lassen sollte."

Die Tante versicherte sehr kalt, sie tränke niemals Champagner, Sir Charles leerte sein Glas, und nahm, noch aufgeregter als zuvor, abermals das Wort. „Der sicherste Beweis, daß ich in meinem Vaterlande als ächter Engländer anerkannt werde," sprach er, „ist der, daß ich im vorigen

Jahre in Brighton die Ehre hatte, die ritterliche Würde zu empfangen, deren in Altengland kein Ausländer fähig ist. And now, um mit Sir John Falstaff witzigen Andenkens zu reden, can make any Jane a Lady *), die ihre Hand mir reichen mag.“ Eine allgemeine Pause entstand jetzt, denn Viele mochten schon das Verhältniß ahnen, in welchem Sir Charles zu dem gastlichen Hause stand, das alle ehrten. Seine letzte Ungezogenheit, neben dem herzlosen Uebermuth, mit welchem er seiner verstorbenen Mutter erwähnt hatte, berührte Jedermann auf eine höchst unangenehme Weise, und diese allgemeine Verstimmung führte bald darauf das Aufheben der Tafel herbei.

Nur ein einziges Paar hatte nichts von allem Vorgegangenen bemerkt, und dies war Agathe und der neben ihr sitzende uns schon bekannte Schwarze. Ihr selbst kam seine ganz unverhoffte Gegenwart so unglaublich vor, daß sie oft zu träumen fürchtete. Sie hatte weder von seiner ebenfalls am gestrigen Abend erfolgten Ankunft, noch von der Visite, die er am Morgen dem On-

---

*) Ich kann jede Hanne zur Lady erheben.

kel abſtattete, das Mindeſte vernommen, und freute ſich nur, ungemein vernünftig geweſen zu ſeyn, da ſie ihn unter den Gäſten ihres Oheims fand, denn ſie hatte bei ſeinem Anblick nicht laut aufgeſchrien.

Der junge Mann war indeſſen vom Lieutenant zum Rittmeiſter emporgeſtiegen, und lag nun mit ſeiner Schwadron in einem nahen Städtchen in Garniſon. Er mußte ſeiner jungen Nachbarin unendlich viel zu berichten haben, denn während der ganzen Mahlzeit flüſterte er unaufhörlich mit ihr, doch führte er ganz allein nur das Wort, indem Agathe mit niedergeſchlagenen Augen und glühenden Wangen, ganz gegen ihre ſonſtige Gewohnheit, nur eine aufmerkſame Zuhörerin abgab. Zuweilen wagte ſie es ganz heimlich und ſchüchtern, zur Tante hinüberzuſehen, wandte ſich aber noch tiefer erröthend gleich wieder ab, wenn ſie dem klaren ſcharfſehenden Auge derſelben auf halbem Wege begegnete.

Während der Kaffee herumgereicht ward, wagte ſie es aber endlich doch, ſich in Anna's Nähe zu drängen. „Ach Tante!“ flüſterte ſie ihr zu, „ach Tante, was hab' ich Ihnen alles zu ſagen!“

„Wirklich?“ erwiederte diese lächelnd, „und wenn ich Dir nun sage, daß ich ohnehin schon alles weiß?“ „Herr Gott! Sie haben's gehört, und folglich die andern alle auch!“ rief Agathe gewaltig erschrocken. „Das habe ich wohl gedacht, das kommt von der Unbesonnenheit her.“ „Beruhige Dich, meine besonnene Agathe,“ erwiederte freundlich die Tante, und streichelte ihr die glühende Wange, „beruhige Dich, denn ich hörte mit den Augen und die Kunst versteht nicht Jedermann.“

Die Gesellschaft hatte sich zu spät versammelt, um nicht auch sehr spät wieder auseinander zu gehen, daher war für diesen Abend unter den Mitgliedern der Kleeborn'schen Familie an keine vertrauliche Mittheilung über alles Vorgegangene zu denken. Doch am folgenden Vormittage suchte der alte Kleeborn die Tante in ihrem eignen Zimmer auf, was seit dem Tage ihrer Ankunft nicht wieder der Fall gewesen war, und also auf Ungewöhnliches deutete. „Fräulein Schwester,“ rief er noch in der Thüre mit einem sehr heitern Ge-

ſicht ihr entgegen, „Fräulein Schweſter, wenn's Glück gut iſt, und Sie es ſo meinen wie ich, ſo haben wir zwei Bräute im Hauſe, und können an einem Tage zwei Hochzeiten ausrichten. So eben hat der Rittmeiſter Horſt um Agathen bei mir angehalten. Der junge Soldat geht raſch zu Werke, wie Sie ſehen, aber dabei auch rechtlich, nach der alten Art, wie ſich's gehört, und das muß ich loben. Er hat nicht erſt, wie ein gewiſſer Anderer, den ich nicht nennen mag, und von dem auch hoffentlich nie wieder die Rede ſeyn wird, mit dem Mädchen hinter meinem Rücken einen Liebeshandel angeſponnen, ſondern geht gleich vor die rechte Thüre. Ich liebe freilich das Militär eben nicht beſonders, ich würde auch Viktorinen an keine Uniform weggeben, und ſteckte ſelbſt ein General darin. Doch mit Agathen iſt das ein Anderes, obgleich das Kind ein hübſches Vermögen beſitzt."

Die Tante erwähnte Agathens große Jugend.

„Freilich iſt das Mädchen noch blutjung, kaum ſiebzehn Jahr alt, doch jung gefreit hat Keinem gereut," erwiederte Kleeborn. „Auch iſt der junge Horſt nichts weniger als arm, er

a. d. Mark eine ausgedehnte, mit Obst- und Weingärten bepflanzte Ebene, die sich bis an den Fuß des Gebirges hinzieht, das die Grenze gegen Böhmen bildet. Die Hauptstadt ist Znaim, die Residenz des Landeshauptmannes, Sitz des Landesgerichtes, Bezirksgerichtes und der Bezirkshauptmannschaft. Zählt 12.000 Einwohner. Znaim ist eine sehr alte, ehemals befestigte Stadt, die auf einer Anhöhe liegt, welche die Thaya umgürtet. Sie ist Sitz eines Bischofes, hat ein Gymnasium, eine Realschule, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Bezirksbibliothek, ein Theater, und ist eine Station der Kaiser Ferdinands-Nordbahn.

Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt verdienen Erwähnung: Das Rathhaus, in welchem der Kaiserliche Gesandte Wolf Freiherr von Starhemberg, der Vertheidiger Wiens gegen die Türken, 1683 geboren wurde, das Zeughaus, das ist ein alter, von mächtigen Mauern umgebener Thurm, in welchem die Waffen aufbewahrt werden, die zur Vertheidigung der Stadt dienen sollen, ferner die Kirche des heiligen

alle Aufsicht, mitten im Geräusche eines sehr glänzenden Lebens, tausend Gefahren ausgesetzt bleiben mußte. Dem alten Herrn zu rathen, unternahm sie aber deshalb doch nicht; denn sie wußte wohl, daß er, wie fast Alle, nur um Rath frug, um dennoch seiner eigenen Ansicht zu folgen; aber sie versprach, was er eigentlich nur von ihr gewollt hatte, nämlich Agathens Herz zu erforschen. Doch verlangte sie noch zuvor eine Unterredung unter vier Augen mit dem jungen Horst, die Herr Kleeborn auch einzuleiten suchen wollte. Sie hoffte in dieser doch den Mann etwas näher kennen zu lernen, an dessen Hand sie nicht ohne Bangen ein unverdorbenes, liebes Kind dem Ernste des Lebens in so früher Jugend entgegen gehen sehen sollte.

Kleeborn brachte das Gespräch jetzt auf den jungen Wißmann, und zu Anna's Erstaunen schien seine gestrige Unzufriedenheit mit diesem über Nacht völlig verschwunden zu seyn. „Freilich ist er nicht ganz so, wie ich es erwartete, und es wäre mir auch recht lieb, wenn manches anders wäre," sprach er. „Das fürstliche Ansehen, das er sich zu geben sucht, gefällt mir eben so wenig,

als ich einige Bücher in einander fand, die
ich nicht kannte. Ich nahm sie heraus, und
fand, daß es Bücher waren, die mir
Herr Wilhelm, der Bruder, so oft
ich ihn darum bat, nicht geben wollte.
Ich dachte, was er sich weg, und Wilhelm
wieder, was er haben wollte. Ich war schon
ziemlich weit in dem Buche, als ich mich
besann, daß ich es nicht lesen sollte, und
wollte es wieder hinein thun, als mir
Herr Wilhelm, der Bruder, sagte, ich
sollte es lesen.

Ich fing an, mich anzuziehen, und
wollte mich nicht lange aufhalten, weil
ich wußte, daß mich Herr Wilhelm, der
Bruder, erwartete, um mir die Bücher
zu geben. Ich ging also in sein Zimmer,
und er gab mir sie, und ich ging wieder
in mein Zimmer, und fing an, sie zu
lesen. Ich lernte Herrn Wilhelm, den
Bruder, nicht kennen, und wußte nicht,
was ich von ihm denken sollte.

erwähnen, gebe ich zu. Sie sehen, ich bin billig, was wahr ist, lasse ich gelten. Das ist aber Jugendart und vergeht wenn man älter wird, besonders bei den Holländern, denn ein solcher ist er doch, trotz seines englischen Ritterthums. In Holland frägt man sogar sprichwörtlich von jedem jungen Manne: „„hat er geraset oder will er erst rasen?““ Das wird dort wie die Kinderblattern angesehen, die auch ein jeder gehabt haben muß, und ein verständiger Vater wählt immer lieber Einen, der schon einige tolle Streiche gemacht hat, als Einen, der von Jugend auf still und vernünftig war; denn bei letzterem steht zu befürchten, daß der Paroxismus in der Ehe nachkommen könnte. Wißmann ist jetzt mitten in demselben begriffen, wir wollen das abwarten. Ich will darum auch auf keine Weise die Erklärung zwischen ihm und Viktorinen zu beschleunigen suchen; mag er sich erst die Hörner noch ein wenig ablaufen. Sie bleiben einander doch gewiß, das läßt sich nicht ändern, denn die Parthie ist für beide zu vortheilhaft, und wir Väter gaben einander unser Wort darauf, das noch keiner von uns jemals gebrochen hat.“

In diesem Augenblick trat Viktorine ins Zimmer, und ihr Vater wandte sich sogleich an sie. „Höre, Viktorinchen," sprach er, „thue mir den Gefallen und laß das Gesichterschneiden, es hilft Dir zu nichts, und Du weißt, ich kann es nicht leiden. Du thust am besten, wenn Du Dich mit guter Art in Dinge fügst, die sich nicht abändern lassen. Ich frage nicht einmal, ob Wißmann Dir gefällt? aber ich rathe Dir freundschaftlich, ihn Dir gefallen zu lassen, denn er wird Dein Mann, das ist nun einmal gewiß. Wir Väter werden unser Wort nicht brechen, weil unsere Kinder beide, jedes auf seine Weise, vor der Hand noch ein Paar Narren sind, die nicht wissen was sie wollen." „Lieber Vater," fing Viktorine bittend an; doch dieser ließ sie nicht weiter reden.

„Hilft nichts! hilft nichts!" rief er, „was seyn muß, muß seyn, und Du bist deshalb doch Wißmanns Braut. Indessen braucht das vor der Hand noch Niemand zu wissen als wir. Daher verlange ich einstweilen auch nur, daß Du es bloß im Herzen seyn sollst, ohne den äußern Schein davon anzunehmen, der kommt zeitig genug. Für jetzt betrage Dich nur freundlich und anständig

gegen Deinen Bräutigam, das kommt Dir hernach in der Ehe zu gut. Uebrigens warte alles in Gelassenheit ab, gib Dir weder durch zu große Freundlichkeit, noch auf andere Weise das Ansehen, als ob Du Dir von ihm eine Erklärung vermutheteſt, denn das ſchickt ſich nicht für eine Tochter von mir. Die Erklärung wird nicht ausbleiben, das verſichre ich Dir. Nun, bis auf einen Punkt, der hoffentlich jetzt auf ewig vergeſſen ſeyn ſoll, bin ich ja immer mit Dir zufrieden geweſen, Du haſt Dich ja ſtets ſo betragen, daß ich Ehre und Freude davon hatte, Du wirſt auch jetzt Deinen alten Vater nicht kränken wollen; ich habe ja ſonſt nichts in der Welt, das mir recht am Herzen läge als Dich. Glaube mir, mein Kind, ich bin nur auf Dein Glück bedacht und Du wirſt es mir gewiß noch einmal danken, wenn Du dies jetzt auch noch nicht einſiehſt. Die Jugend iſt blind, aber wir Alten ſind dafür da, um ſie zum Beſten zu leiten. Und nicht wahr, Du wirſt nicht ferner widerſtreben? Meine gute dankbare Viktorine wird mir auf meine alten Tage dafür Freude machen wollen, daß ich in meinen jungen Tagen ſtets

nur für sie arbeitete und sorgte?“ Der plötzlich ganz ungewöhnlich weich gewordne Alte streichelte bei diesen Worten Viktorinens erbleichende Wange, und verließ dann in sichtbarer Bewegung das Zimmer, während Viktorine in Thränen ausbrach.

„Tante!“ rief sie, „gütige liebe Tante, dieses ist härter als alles! Ich kann, ich kann in der Treue nie wanken noch weichen, aber wie soll ich fest bleiben wenn mein Vater so zu mir spricht! Wohin ich auch blicken mag, ich sehe nur meinen Untergang.

„Raimund erliegt vielleicht in diesem Augenblick dem Kampf mit dem wilden Elemente, auf dem er schwebt, um einem Lande entgegen zu eilen, in welchem der Tod, in Blumenduft verhüllt, ihn erwartet! einem Lande, wo Tausende vor ihm schon beim ersten Schritte Vernichtung einathmeten! Doch bewahrt ihn auch sein Engel mitten in allen Gefahren und führt ihn sicher in die Heimath zurück, mich findet er nicht mehr, dies sagt mir ein Gefühl, dem ich umsonst zu widerstreben versuche.“

„Viktorine, wie bist Du plötzlich so muthlos, und gerade jetzt, wo alles sich vereint, um Deinem

Hoffen neues Leben zu gewähren?“ sprach Tante Anna.

„Ach liebe, liebe Tante,“ erwiederte Viktorine, „meine Kraft ist erschöpft, und mir wäre wahrlich am besten, wenn ich zur Ruhe ging, wo aller Kampf ein Ende hat. So lange mein Vater mich hart und streng seinem Willen beugen wollte, so lange hatte ich den Muth, ihm zu widerstehen und der Stimme meines Herzens zu folgen, die hier laut über Recht und Unrecht entscheidet. Und wahrlich, seit ich den herzlosen, kindisch eitlen, eingebildeten Thoren sah, dem ich bestimmt bin, seitdem fühle ich noch tiefer als zuvor, daß ich sogar um meines Vaters willen hier nicht nachgeben darf; ich dürfte es nicht, selbst wenn ich Raimund nie zuvor erblickt hätte, denn mein Vater müßte ja seine grauen Haare in Kummer und Reue dereinst zu Grabe tragen, wenn er späterhin das unausbleibliche Elend mit ansäh', das er jetzt, freilich in der besten Absicht, seinem Kinde an der Seite dieses Mannes bereiten möchte. Tante, ich flehe Sie an, reizen Sie den Vater wieder zum Zorne gegen mich auf, so entsetzlich mir dieser auch einst erschien, er allein

hat mich aufrecht erhalten, das fühle ich jetzt. Dem gütigen, dem bittenden Vater kann ich nur mit verschlossener, auf ewig verstummter Lippe widerstreben.“

Anna fühlte unaussprechliches Mitleid für die arme Viktorine, deren gegenwärtige Stimmung ihr bei diesem Charakter sehr begreiflich war. Sie wandte alles an, um die Klagende wieder zu beruhigen. „Glaube mir,“ sprach sie, „Dein Zustand ist nicht halb so hoffnungslos, als er es in Deiner jetzigen trüben Stimmung Dir erscheint. Halte Dich nur aufrecht, und erschöpfe nicht Deine Kraft in nutzloser Klage und ungestümer Heftigkeit. Der letzte Befehl Deines Vaters stellt es Dir ja frei, die zu erwartende Erklärung des Dir bestimmten Bräutigams durch kluges Benehmen so lange als möglich zu verzögern, denn Dein Vater selbst wünscht nicht sie für jetzt zu beschleunigen. Du kannst es, ohne dabei im mindesten den äußern Anstand gegen Sir Charles zu verletzen, wenn Du nur klug und vorsichtig zu Werke gehst, und ich wette, daß der Eigendünkel des wunderlichen Menschen Dir die Rolle, die Du zu spielen hast, noch obendrein sehr er-

leichtern wird. Mich hat lange nichts so herzlich gefreut als seine abgeschmackte Erscheinung, die so ganz das Widerspiel von dem ist, was Dein Vater erwartete. Ich will Dein Hoffen von der Zukunft nicht zu hoch steigern, ich will für jetzt Dich nur darauf aufmerksam machen, daß Du Zeit gewonnen hast, und daß es nur von Dir abhängen wird, diese mit Verstand zu benutzen. Laß Dich von ihrem Strome treiben, mein Kind, er führt Dich sicher zum Hafen."

„Zum Hafen! zum Hafen der ewige Ruhe!" rief Viktorine mit überströmenden Augen.

„Dort landen wir einst Alle!" erwiederte die Tante und trocknete ihr liebkosend die Thränen ab. „Dort landen wir einst Alle, aber bis dahin, meine Viktorine, sollen wir dem Beispiele des erfahrnen Schiffers folgen, der beim Wüthen des Sturmes nicht klagend den tobenden Abgrund anstarrt, welcher ihn zu verschlingen droht, sondern mit frommem Muth und weiser Thätigkeit sich an das Steuerruder stellt, jeden günstigen Umstand mit Klugheit benutzt, um sich durch Klippen und Brandung zu winden, und so zuletzt dennoch die Fahrt glücklich beendet. Darum bitte

ich Dich, meine Viktorine, grüble nicht über das, was Du Dein Unglück nennst; wende lieber den Blick davon ab, denn es wächst vor unsern Augen beängstigend zur Riesengestalt an, je länger wir es betrachten."

„Ich weiß es wohl," setzte die Tante lächelnd hinzu, als Viktorine durch ihr mildes Zureden wieder ruhiger ward, „ich weiß es wohl, so lange wir jung sind, lieben wir alle den Schmerz und geben uns gern mit einer Art von Wollust ihm hin. Aber das sollten wir nicht, denn er gewinnt dadurch die Macht, seine jede Lebenskraft lähmende Gewalt an uns zu üben. Ihr aber, weit davon entfernt, ihm widerstehen zu wollen, Ihr habt ja nicht einmal an der großen oder kleinen Plage genug, die ohnehin jeder Tag mit sich bringt, sondern Ihr bewahrt Euch sogar das Andenken alter verjährter Schmerzen haushälterisch auf, um es zu bestimmten Zeiten wieder hervorzuholen, und Euch an solch' ein marinirtes Unglück zu halten, wenn eben kein frisches vorhanden ist."

Der wunderliche Vergleich zwang Viktorinen, ohnerachtet ihrer nassen Augen, ein Lächeln ab, doch wandte sie nichts dagegen ein, und die Tante

fuhr fort zu reden. „Wenn wir älter werden,“ sprach sie, „geben wir gewöhnlich dieses gefährliche Spiel mit unserm innern Frieden von selbst auf. Darum aber sind wir Alten auch heut zu Tage gewöhnlich weit heiterer als unsere jungen Töchter. Wir ertragen Schmerz und Verlust mit einer ruhigen Ergebung, welche die Jugend sich gewöhnt hat als eine durch die Jahre herbeigeführte Stumpfheit des Gefühles zu verschmähen. Doch auch hierin pflegt sie oft zu irren. Was Ihr an uns Gefühllosigkeit scheltet, ist meistens die Frucht gereifter Erfahrung. Diese lehrt uns glauben und hoffen, daß wir alle nur verlieren, um Höheres zu gewinnen, und daß jedes, auch das bitterste Scheiden auf Wiederfinden deutet, sey es nun hier oder dort.“

Viktorine und die Tante wurden bald darauf in das Wohnzimmer abgerufen, wo Sir Charles den Damen einen Morgenbesuch abzustatten wünschte und so wenig sie auch in diesem Augenblicke zur Fröhlichkeit gestimmt seyn mochten, so konnten sie sich dennoch kaum enthalten, laut aufzulachen,

§ 5 Es werden neue Artikel 46 bis 51 beigefügt.

Artikel 46. Die Bestimmungen dieses Gesetzes finden auf Personen, die vor dem 1. Januar 1900 geboren sind, keine Anwendung.

Artikel 47. Wer sich in Preußen niederlassen will, hat sich spätestens binnen einer Woche nach seinem Eintreffen bei der Ortspolizeibehörde zu melden.

Artikel 48. Wer sich in Preußen niederlassen will, hat sich über seine Person durch einen Heimatschein oder durch einen Geburtsschein auszuweisen.

Artikel 49. Wer sich in Preußen niederlassen will, hat sich über seine Mittel zum Unterhalt für sich und seine Angehörigen auszuweisen.

Artikel 50. Wer sich in Preußen niederlassen will, hat sich über seine Unbescholtenheit auszuweisen.

Artikel 51. Wer sich in Preußen niederlassen will, hat sich über seine Gesundheit auszuweisen.

Dicht vor Sir Charles stand Babet und reichte mit gezierter Aengstlichkeit dem Affen einzelne in Papier gewickelte Bonbons, die dieser unter tausend Grimassen verzehrte, und jedesmal der Geberin, zum Dank dafür, das Papier an den Kopf warf, worüber diese, laut kichernd, sich halb todt lachen zu müssen versicherte. Sir Charles sah dem kindischen Spiel mit ungemeiner Leutseligkeit gelassen zu, doch nicht so Herr Kleeborn. Dieser stand mit dem Rücken an das Fenster gelehnt, und blickte mit einem sehr finstern Gesicht, auf welchem Aerger und Höflichkeit sichtbar miteinander im Kampfe lagen, auf das seltsame Trio, während die neben ihm sitzende Agathe, ganz verschüchtert und kleinlaut, es kaum wagen mochte, die Augen von ihrer Arbeit aufzuschlagen. Man sah deutlich, sie hatte etwas auf dem Herzen, das sie verhinderte Babets und Kokos lustigem Treiben die Theilnahme zu schenken, die sie in einer andern Stimmung gewiß nicht ermangelt hätte dabei zu bezeigen.

„Verzeihung," sprach Sir Charles, indem er die Tante und Viktorinen hereintreten sah, und sich langsam von seinem Armstuhl erhob, „Verzeihung meine Damen, daß ich es wagte diese

meine Reisegefährten hier einzuführen, aber Fräulein Babet äußerte gestern den lebhaften Wunsch, deren nähere Bekanntschaft zu machen.“ „Ach und Koko ist so allerliebst!“ rief Babet dazwischen, und versuchte es, den noch immer auf der Schulter seines Herrn sitzenden Affen zu streicheln. Doch dieser war eben nicht aufgelegt Spaß zu verstehen, er wieß ihr Nägel und Zähne, und stieß dabei ein so unangenehmes gellendes Geschrei aus, daß Babet sehr erschrocken zurückfuhr.

„Fi-donc, Koko,“ lallte lächelnd Sir Charles mit großer Gelassenheit. „Domingo, bringe den unartigen Kleinen nach Hause.“ Doch der Kleine hatte noch keine Lust hiezu, er biß um sich, zerraufte seinem Herrn die Haare und sprang zuletzt auf Kleeborn los, so schnell, daß Domingo kaum Zeit gewann, ihn von diesem abzuhalten, indem er die Kette kürzer faßte. Der arme Neger hatte wirklich viel Mühe, sich des aufgebrachten Thieres zu bemächtigen, und mußte es sich gefallen lassen, tüchtig zerkratzt zu werden, während er es in einem sehr zierlichen Pelzmantel von blauem Sammet einwickelte, um es darin über die Straße zu tragen. Der große Hund folgte auf Sir

Charles Wink ihm von selbst aus dem Zimmer, und dieser sank nun, als wäre er von der kleinen Anstrengung höchst ermüdet, in seine vorige bequeme Stellung zurück. „Solche wilde Bestien!“ rief jetzt Herr Kleeborn, sehr erfreut dem so lange mühsam verhaltenen Aerger endlich Luft machen zu können, „solche wilde Bestien! den Hals sollte man ihnen umdrehen. Was für Freude kann man davon haben, sie nm sich zu dulden! Hunde laß ich allenfalls noch gelten, Pferde auch, denn die sind doch nützlich, aber wilde Thiere aus den afrikanischen Wäldern“ —

„Ach, die Welt ist so zahm!“ fiel Sir Charles ihm sehr gelassen ein; „das Leben ist so einschläfernd!“ setzte er mit gedehntem, halb gähnenden Tone hinzu, „wahrhaftig, ohne meinen kleinen Freund aus den afrikanischen Wäldern, wie Sie ihn nennen, wüßte ich kaum, wie ich es ertragen sollte. Was man sieht, was man hört, was man genießt, hat man schon so viele Tausendmal gehört, gesehen und genossen! Koko ist noch der Einzige unter allen meinen Bekannten, der mich zuweilen durch seine Genialität überrascht; denn er thut gewöhnlich, was ich nicht will, oder

wenigſtens doch nicht von ihm erwarte. Mungo, mein Hund, iſt ſchon ein halber Menſch und daher viel langweiliger; er iſt ehrlich, niederträchtig, und nach ſeiner Art auch höflich; ich dulde ihn nur wegen ſeiner Anhänglichkeit und weil ich mich nicht damit bemühen mag, ihn wegzugeben. Ich wollte, er würde mir einmal geſtohlen, aber er käme doch wieder."

Die Tante ſah deutlich, wie Kleeborn durch dieſes Geſchwätz immer verdrüßlicher gemacht wurde, und um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, ſuchte ſie es auf des jungen Mannes Reiſen, beſonders in Frankreich und Italien zu leiten. Dieſer, von ihr dazu aufgemuntert, begann jetzt zu erzählen, und zwar nicht ohne Geiſt, aber er gähnte dabei oft durch die Naſe, machte lange Pauſen, verlor den Faden, ſo daß er nicht mehr wußte, wovon er zuletzt geſprochen hatte und betrug ſich vollkommen wie einer, der nur ſpricht, um nicht vollends einzuſchlafen. Alles Sehenswerthe, alles bedeutend Merkwürdige hatte er in den Ländern geſehen, die er durchreiſ't war. Nichts war ihm entgangen, aber auch nichts hatte ſeine Erwartung befriedigt, am wenigſten das, was alle

andere Reiſende mit Bewunderung erfüllte. Dabei ſprach er viel von antiken und anderen Kunſtwerken, die er in Italien an ſich gekauft hatte; vieles, das den Transport nicht gar zu ſehr erſchwerte, verſicherte er mit ſich zu führen, und erbat ſich zugleich die Erlaubniß, es den Damen gelegentlich zeigen zu dürfen.

„Es wird mir einigermaßen ſelbſt lieb ſeyn, alle dieſe Dinge einmal wieder zu ſehen, denn ſeit ich ſie acquirirte, habe ich mich nicht wieder darum bekümmert,“ ſprach er; „mein Secretär hat ſie unter ſeiner Aufſicht. Mich intereſſirten ſie nur, ſo lange ich ſie nicht beſaß, wegen der Freude, ſie andern wegkaufen zu können, die ebenfalls nach ihrem Beſitze ſtrebten. Ich betrachte das wie eine Art von Entſchädigung für die Freuden der Jagd, die ich in jenem Lande entbehren mußte und die langnaſigen römiſchen Ciceroncs kamen mir dabei wie treffliche Spürhunde vor. Uebrigens mögen dieſe Herren mich wohl mitunter ziemlich ruchlos betrogen haben, aber ich ſcheute die Mühe dieſes zu merken, und ließ ſie lieber machen was ſie wollten. Im Grunde iſt es doch ein thörigtes Beginnen, ſein ſchönes Geld für altes roſtiges

Eisenwerk und zerbrochenen Marmor wegzugeben, doch was thut man nicht aus Langeweile! und die athmet man in Italien, besonders in Rom, mit der Luft ein.“

Das Gespräch wandte sich zufälligerweise auf Manufakturen und ihre Erzeugnisse. Sir Charles gab auch hier, wie überall, seinem angeblichen Vaterlande, England, den Vorzug, aber er wußte doch auch über manches von dieser Art, was er in andern Ländern gesehen, ziemlich bestimmte Auskunft zu geben und beantwortete einige Fragen des alten Kleeborn zu dessen großer Zufriedenheit, so daß dieser allmählich wieder völlig mit ihm ausgesöhnt schien, und die afrikanischen Thiere darüber vergaß. Unter andern rühmte er die Korallenschleiferei in Marseille, und zog dabei ein Schmuckkästchen unter seinem Kittel hervor, welches er als Beweis der hohen Vollkommenheit ihrer Produkte Viktorinen überreichte, die bis jetzt an dem Gespräch nur schweigenden Antheil genommen hatte. Es enthielt einen sehr vollständigen Damenschmuck von ausgesucht schönen geschliffenen Korallen, dessen größter Werth aber in der ausserordentlich eleganten Fassung derselben bestand.

Viktorine und die Tante betrachteten und lobten den schimmernden Putz mehr aus Höflichkeit, als aus wirklichem Wohlgefallen daran, doch Babet, die sich gleich sehr geschäftig herbeidrängte, wurde nicht müde, jedes einzelne Stück desselben überlaut bis in die Wolken zu erheben. „Der herrliche Kamm!“ rief sie, „ach und das ganz einzige allerliebste Jeannetten-Kreuz! und nun vollends die köstlichen Ohrringe! Nein, darüber geht doch nichts in der Welt!“ Sie trieb dieses so lange und so laut, bis Viktorine sich ihrer schämte und alles wieder in das Kästchen hineinpackte.

Sir Charles ergriff gerade diesen Moment um aufzustehen, und Viktorine, da sie ihn im Begriffe sah sich fortzubewegen, bat ihn seinen Schmuck nicht zu vergessen. „Meinen Schmuck?“ fragte er mit dem unbefangensten Gesichte von der Welt, und da sie ihm das jetzt wieder geordnete Kästchen hinreichte, ging er so weit, zu behaupten, es sey nicht das seine, sondern Viktorinens.

„Nun, in der That,“ erwiederte Viktorine mit etwas spöttischem Lächeln, „Sie sind für einen so jungen Herrn entweder sehr zerstreut, oder Sie verstehen die schwere Kunst aus dem Grunde mit

einem ſehr ernſthaften Geſicht zu ſcherzen, indem Sie ſich ſtellen, als ob Sie Ihr Eigenthum nicht anerkennen wollen.“ —

„Ich verſichre Sie mein Fräulein —“ fing Sir Charles an, doch Viktorine unterbrach ihn.

„Ich bitte,“ ſprach ſie ſehr ſtolz, ſehr ernſt, aber zugleich auch ſehr höflich, „ich bitte Sie, geben Sie ſich nicht weiter Mühe, das kleine Verſehen zu entſchuldigen; ich bin ohnehin vollkommen überzeugt, daß Sie nur zerſtreut waren, denn es kann mir doch unmöglich in den Sinn kommen, daß Sie fähig wären, in dieſem Hauſe, auf dieſe Art Scherz treiben zu wollen, und noch weniger, daß es Ihnen einfallen könnte, einem Mädchen wie ich bin, ein Geſchenk anzubieten.“

Sir Charles nahm jetzt anſcheinend gleichgültig ſein Käſtchen zurück, doch innerlich kochte der Zorn, den Viktorinens ſtolzes Benehmen in ihm aufregte.

„Vater, ich berufe mich auf Sie ſelbſt, konnte ich anders? ich, Ihre Tochter?“ ſprach Viktorine, ſobald Sir Charles zur Thüre hinaus war, und ehe noch Kleeborn das zornige Wort ausſprechen konnte, das auf ſeinen Lippen ſchwebte.

Der Alte mochte auf diese Frage nicht gefaßt seyn, die ihn an die Verhaltungsregeln erinnerte, welche er selbst Viktorinen eben gegeben, und wußte daher nicht gleich, was er ihr antworten solle; er schüttelte daher nur den Kopf und begab sich fort, ohne eine Silbe zu erwiedern; aber zufrieden war er weder mit Viktorinen, noch mit Sir Charles.

Sir Charles lief indessen gleich einem Wüthenden in seinem eignen Zimmer auf und ab, und zwar weit schneller, als man es ihm zutrauen konnte, wenn man ihn nur im gewöhnlichen Leben sah. „Die stolze Thörin!“ rief er aus, „geberdet sie sich nicht als wäre sie Königin von Spanien, und es thäte Noth, daß man auf den Knien zu ihr heranrutschte? Wäre sie nur nicht Kleeborns Tochter!“ Der Kammerdiener Marcellin, sein Vertrauter, versuchte es zwar, seinen Herrn zu besänftigen, doch lange umsonst. Endlich gab er ihm zu bedenken, ob es denn zur Abwechselung so übel wäre auch einmal eine Spröde zur Vernunft zu bringen, besonders wenn man sie zu

heirathen denke, und Sir Charles, der indeſſen ausgetobt hatte, fing an, ſeinen Gründen Gehör zu geben.

„Freilich,“ erwiederte er, „es liegt etwas pikantes in ihrem Benehmen und überdem iſt ſie wunderſchön, und der Hochmuth ſteht ihr nicht übel, das muß ich ihr laſſen. Nun, wir wollen unſer Heil verſuchen, es wäre ſchade wenn die Weisheit unſrer Papas bei dieſer Gelegenheit zur Thorheit würde; die alten Knaben haben diesmal zu klug ſpeculirt. Es ſey! Dieſe Donna Diana verlangt einen Don Ceſar, wie ich merke. Va! ſie ſoll ihn in mir finden. Wir wollen ſehen, ob das Trotzköpfchen ſich nicht bändigen läßt.“

Um dieſen Plan ſogleich zur Ausführung zu bringen, ging er noch am nämlichen Abende um die Theezeit in das Kleebornſche Haus hinüber und betrug ſich gegen Viktorinen und gegen Alle, als wäre gar nichts vorgefallen, das ihn unangenehm berührt hätte. Er war ſogar ungewöhnlich aufmerkſam und geſprächig, beſonders gegen Babet, und ſuchte auf eine recht angenehme Art zur Unterhaltung des zahlreichen Kreiſes junger Mädchen beizutragen, welche als Babets und Agathens

Zweifelsohne hat Herr Schriftsteller Schulz-Gerstäcker recht, wenn er sagt, daß Deutschland, das Land der Dichter und Denker, auch das Land der Bücherwürmer ist. Wir Deutschen sind ein Volk der Leser, und wir lesen gern und viel. Wenn wir nicht gerade Bücherwürmer sind, so sind wir doch Zeitungswürmer. Wir lesen Bücher, wir lesen Zeitungen, wir lesen Reklame. Wir sind verschlungen in Lesestoff, wir sind ganz Auge, wir sind ganz Ohr. Wir sind ganz Leser. Wir sind ganz Lesen. Wir sind ganz Lesen. Wir sind ganz Lesen

Doch da die Tante und Viktorine ihren Gewinnst weglegten, ohne ihn näher zu unterſuchen, ſo folgten auch die Uebrigen dieſem Beiſpiel, weil ſie meynten es ſchicke ſich nicht anders. Nur Babet konnte ihre Neubegier nicht zähmen, und verſuchte es den großen Ananas, der ihr zu Theil worden war, ein klein wenig zu öffnen; ein faſt unſichtbarer Wink von Seiten des Sir Charles, der ihr bei ihrer ſteten Aufmerkſamkeit auf dieſen nicht entgehen konnte, bewog ſie indeſſen, ſogleich wieder davon abzuſtehen.

Der ganze Korallenſchmuck nebſt einer beträchtlichen Anzahl ähnlicher, zum Theil koſtbarer Kleinigkeiten, war auf dieſe Weiſe ganz unmerklich in der Geſellſchaft vertheilt worden; nur Viktorine fand das Käſtchen ſo ſie gewonnen mit Bonbons gefüllt, was ſie als einen Vorzug betrachtete, obgleich Sir Charles ſie dadurch zu kränken gemeint hatte; der Tante aber war eine kleine, von einem italieniſchen Künſtler ſehr brav in Waſſerfarben gemalte Anſicht des Veſuvs zugetheilt, mit der ſie ebenfalls vollkommen zufrieden war, und dabei bemerkte, daß Sir Charles es ſehr wohl verſtände die Linie des Schicklichen nicht zu verletzen, ſo-

bald er ſich nur die Mühe geben wollte ſie zu berückſichtigen.

Doch nichts glich Babets ſtürmiſchem Entzücken, als ſie Abends in ihrem Zimmer nicht nur den Kamm, ſondern auch die Ohrringe und ſogar auch das Kreuzchen, die ſie am Morgen ſo ſehnſüchtig betrachtet hatte, in ihrer Ananas fand. Sie ſchrie vor Freude laut auf, und holte dann ſogleich alle Lichter herbei deren ſie habhaft werden konnte, um ſich im Spiegel, mit dieſen Herrlichkeiten geſchmückt, von allen Seiten und nach allen Richtungen hin zu bewundern. Sie erzählte dabei ſo ausführlich und mit ſo großem Triumph, wie geſchickt Sir Charles es angefangen habe, um ihr abſichtlich dieſen gewiß größten Gewinnſt in die Hände zu ſpielen, daß Agathe ſie zuletzt bitten mußte, doch endlich einmal davon aufzuhören.

„Ich habe ganz andere wichtigere Dinge zu überlegen," ſeufzte die Kleine, und ſtützte dabei ſehr nachdenklich das ſorgenſchwere Lockenköpfchen auf die runde weiße Hand; „ich mag nicht einmal nachſehen was in dem Spargelbunde ſteckt, das ich gewonnen habe, da liegt es noch unberührt, denn ach! Babet, denke Dir um Gottes-

wollen, morgen um diese Zeit soll ich schon eine Braut seyn!“

„Du?“ fragte Babet voller Erstaunen, „Du schläfst wohl schon und sprichst halb im Traum?“

„Ach nein, bewahre,“ erwiederte Agathe, „ich denke nicht an Schlafen. Stell' Dir nur vor, Horst hat heute früh beim Onkel ordentlich um mich angehalten, er hat es mir gestern über Tisch schon gesagt, daß er es wollte, und er hat auch dem Onkel recht wohl gefallen. Hernach ist er wohl anderthalb Stunden lang mit der Tante allein in ihrem Zimmer geblieben, und er hat auch ihr recht wohl gefallen, besonders, sagt sie, wegen seines ehrlichen und aufrichtigen Wesens, und weil er mich so lieb hat. Nun und hernach hat die Tante auch mich ins Verhör genommen, und dabei ging es scharf her, das kannst Du nur glauben, nun und hernach — ach Gott!“ rief sie halbweinend, „und hernach soll ich morgen früh das Jawort geben; der Onkel will es nicht anders, und der Schwarze will auch nicht länger warten, und ich habe noch in meinem Leben keinem Menschen ein Jawort gegeben, und ich weiß gar nicht wie ich das anfangen werde. Ach

wäre morgen doch erst vorüber; ich ängstige mich so, Du kannst es gar nicht glauben!“

„Höre,“ erwiederte Babet mit einem sehr altklugen Gesicht, „wäre ich wie Du, und fürchtete ich mich so, ich gäbe das Jawort nicht und ließe ihn ohne solches abziehen. Solch' eine förmliche Heirathsgeschichte könnte mir nun gar nicht gefallen. Das ist ja wie, als der Großvater die Großmutter nahm. Es ist viel hübscher, wenn die Leute sagen, die ist noch so jung, und hat doch schon einem Rittmeister den Korb gegeben, denn bekannt muß so etwas doch werden —“

„Das wäre doch recht schlecht von mir,“ fiel Agathe ein, „und ich müßte mich doch schämen, wenn ich ihn dafür, daß er mich lieb hat, ins Gerede bringen wollte. Und dann, Du weißt es ja, mir hat der Schwarze schon lange viel besser als alle Andere gefallen. Wenn ich nur das Jawort nicht geben müßte! Nun, der liebe Gott wird mir helfen, und der Mensch kann viel überstehen.“

„Meinetwegen thu' was Du willst,“ erwiederte jetzt Babet, etwas pikirt, „und denke nur nicht etwa, daß ich mich ärgre, weil Du eher

Braut wirſt als ich, obgleich ich dreizehn und einen halben Monat älter bin als Du. Glück zu, Frau Rittmeiſterin, ich denke höher hinaus, und wer weiß, ob ich Dich dennoch nicht einhole. Man kann zwar nicht im Voraus ſo genau beſtimmen, wie alle Dinge kommen werden, aber ich weiß was ich weiß, und gib nur Acht, es wird ſich noch alles ganz anders machen, als die Leute es ſich jetzt denken."

Dem mit altreichsſtädtiſcher Förmlichkeit in Gegenwart des Onkels und der Tante ausgeſprochnen Jawort, mit welchem am folgenden Morgen Agathe unter gewaltigem Herzklopfen den Rittmeiſter beglückte, folgte bald die feierliche Verlobung des jungen Paares, und Agathe ward die allerreizendſte kleine Braut die man ſich denken kann. Anfangs war ſie freilich noch ſehr ſchüchtern und ängſtlich, ſie kam ſogar ganz von ſelbſt auf den Gedanken, daß ſie den Mann doch eigentlich ſehr wenig kenne, mit dem ſie ihr ganzes Leben hindurch Freude und Leid theilen wollte. Doch Horſts treue herzliche Liebe gab ihr bald

die jugendliche Fröhlichkeit wieder, die ihr zuerst das Herz des jungen Kriegers gewonnen hatte. Der ihr angeborne Muthwille kam wieder auf, und sie verstand es in kurzer Zeit vortrefflich, ihren Rittmeister, der sich dies mit tausend Freuden gefallen ließ, auf gut militärisch zu kommandiren. Nebenher trieb sie den ganzen Tag über ihre gewohnten Kinderpossen, obgleich sie auch wieder dazwischen, die zahlreichen Gratulationsvisiten von Freunden und Verwandten, mit unendlicher Gravität anzunehmen wußte. Das ganze Kleebornsche Haus erhielt durch sie einen Anstrich von heiterer Fröhlichkeit, die sonst nicht immer darin einheimisch gewesen war, aber die Nähe einer jungen glücklichen Braut besitzt eine eigne alles belebende Kraft, und selbst die Aeltesten fühlen sich in ihr gleichsam verjüngt; sie gleicht dem Frühlinge, bei dessen erstem Erscheinen sogar die alte halb abgestorbne Eiche mit jugendlichem Grün sich kleidet, und sich ihren Sprößlingen gleichstellt.

Von nun an wandte die Tante alle Liebe und Sorge, deren sie in so hohem Grade fähig war, der jungen Braut in verdoppeltem Maaße zu, in-

dem ſie in dieſer bei tauſend Anläſſen, welche ihr neues Verhältniß herbeiführte, ein höchſt glückliches Naturell entdeckte, das nur geringer Nachhülfe und einiger Leitung bedurfte, um ſich ſchnell recht erfreulich zu entwickeln. Horſt war in ſeinen Anforderungen an die künftige Gefährtin ſeines Lebens ſehr mäßig; er ſelbſt machte bei einem geſunden hellen Verſtande dennoch nur wenig Anſprüche an höhere geiſtige Bildung, und forderte deshalb auch nichts weiter von ſeiner jungen Braut, als ein treues liebendes Gemüth, heitern Sinn und nie wankendes Vertrauen. Dieſes alles fand er in ihr, er war der Mann dazu, es ſich zu erhalten, und ſo ſchien denn die glückliche Zukunft des neuverlobten Paares ſich mit jedem Tage feſter zu ſtellen.

In dem alten Kleeborn war indeſſen die Luſt an dem ehemaligen Glanz ſeines gaſtfreien Hauſes von neuem erwacht, und die weiten Säle deſſelben mußten faſt täglich von rauſchenden Feſten widerhallen, denen das junge Brautpaar zum Vorwande diente, obgleich es dabei eigentlich darauf abgeſehen war, Viktorinen und Sir Charles einander näher zu bringen.

Horſts einfacher Sinn hätte ihn dem allen zwar gern aus dem Wege geführt; doch da man ihn jetzt ſchon als einen nahen Verwandten betrachten konnte, ſo entdeckte ihm Herr Kleeborn das Verhältniß, in welchem ſeiner Meinung nach jene Beiden zu einander ſtanden, und er war dafür gefällig genug ſich einſtweilen eine Lebensweiſe gefallen zu laſſen, die ihm eigentlich wenig zuſagte. Zum Glück gewann er dabei ſeine Agathe nur um ſo lieber, da er ſah, wie ſie mitten im glänzendſten Gewühle dennoch mit ganzer Seele nur an ihm hing, und ſobald ſich die Gelegenheit dazu bot, für eine einſame Stunde an ſeiner Seite gern andern Freuden entſagte.

In dieſem nur ſelten unterbrochenen Taumel des Vergnügens verging der größte Theil des Winters, und der Frühling nahte bereits, ohne daß dennoch Kleeborn ſich durch alle ſeine koſtbaren Anſtalten, der Vollendung ſeiner Wünſche nur um einen Schritt näher gebracht ſah. Obendrein ward mit der Zeit die halbe Stadt in ſeine Pläne eingeweiht, ſo gern er dieſe noch eine Weile verborgen gehalten hätte, und es fehlte nicht an Anſpielung darauf, die er freilich nur

schweigend, höchstens durch ein schlaues Lächeln beantwortete, die ihm aber doch eigentlich sehr unangenehm waren.

In bedeutenden Handelsstädten wird freilich das Leben etwas liberaler betrieben, als selbst in mancher großen Residenz; denn in letzterer sind gewöhnlich die Stände viel strenger von einander gesondert, und die große Stadt zerfällt dadurch in unzählige kleine. In großen Handelsstädten hingegen, wo Alle einander mehr oder weniger gleich stehen, und nur der größere oder geringere Reichthum der Familien einigen Unterschied bildet, ist dieses weit weniger der Fall, besonders wenn sie zugleich Seestädte sind. Selbst das ganz vom Gewöhnlichen Abweichende fällt dort schon darum weit weniger auf, weil die aus allen Ecken der Welt zuströmenden Fremden den Augenpunkt der Bewohner einer solchen Stadt erweitern, und das Fremdartige ihnen dadurch zum Bekannten wird, weil es beinahe täglich vorkommt. Da es indessen aber wohl keinen Ort in der Welt gibt, aus welchem die Lust, über Andere zu reden völlig verbannt wäre, so machte auch Viktorinens Geburtsstadt von dieser Regel keine

Ausnahme, und man muß gestehen, daß Sir Charles ihren Bewohnern überreichen Stoff zur Unterhaltung freiwillig lieferte.

Sein langer Aufenthalt im theuersten Gasthofe, in welchem er mit seiner zahlreichen Dienerschaft fürstlichen Aufwand trieb, konnte schon an und für sich unmöglich ganz unbemerkt bleiben; er wandte aber auch überdem geflissentlich alle Mittel an, die ihm zu Gebote standen, um die allgemeine Aufmerksamkeit täglich von neuem auf sich zu richten; nicht nur durch seine und seiner Dienerschaft auffallende Kleidung, sondern auch durch sein ganzes übriges Betragen.

Bald stellte er mit seinen schönen Pferden ein öffentliches Wettrennen nach englischer Art an, welches die halbe Stadt herbeizog; bald regierte er als ein ächter Pferdebändiger, mit eigener Hand, und auch im Aeußern einem Kutscher ähnlich gekleidet, seine vier muthigen Rosse vom Kutschbock aus, und fuhr so seinen im Wagen sitzenden Kammerdiener auf den besuchtesten Promenaden spazieren. Ein Paar Mal ließ sogar Babet sich von ihm auf diese Weise im Triumph herumfahren, und neben ihr saß denn in Todes-

angſt, mit kaum zu unterdrückendem Angſtgeſchrei, die arme alte Virnot. Denn Viktorine weigerte ſich, unter dem Vorwande unüberwindlicher Furcht, Babet auf ſolchen Fahrten zu begleiten, und ihr Vater, dem ſelbſt bei dem wilden Treiben nicht wohl zu Muthe war, mochte ſie nicht zwingen, dieſe Furcht zu beſiegen. Ein andermal lud Sir Charles alle Welt zu einem Tanz-Frühſtück ein, das um drei Uhr Nachmittags anfing und gegen Mitternacht endete, oder gab um acht Uhr Abends ein großes Mittagseſſen, zu welchem die ſeltenſten Leckerbiſſen aus fernen Landen verſchrieben, und alle Treibhäuſer mehrere Meilen in der Runde geplündert werden mußten, um den Speiſeſaal mitten im Winter zu einem blühenden Frühlingsgarten umzuſchaffen. So brachte faſt jeder Tag etwas Neues, und bot zur Unterhaltung auf Koſten des Fremden friſchen Stoff dar. Am wenigſten war man aber geneigt, ihm ſein Benehmen in der Geſellſchaft zu verzeihen. Die Trägheit und Gleichgültigkeit, die er ſo gern zur Schau trug, die anſcheinend gefliſſentliche Verletzung der allergewöhnlichſten Regeln der Höflichkeit, die er ſich gelegentlich zu Schulden kommen

ließ, machten ihn durchaus nicht beliebt, oft aber zum Gegenstand des Spottes, ohne daß seine gewohnte Apathie ihm erlaubt hätte, Notiz davon zu nehmen. So sah man ihn zum Beispiel einst in einem sehr besuchten öffentlichen Concert, wo es durchaus an Platz fehlte, in einer der vordersten Reihen seine gewohnte Lieblingsstellung über zwei Stühle hingelehnt beibehalten, obgleich mehrere Damen um und neben ihn standen, bis es ihm endlich nach einer halben Stunde beliebte, mitten in einer Cadenz des Virtuosen, während man bei der allgemeinen Stille eine Stecknadel hätte fallen hören können, sich mit ziemlichem Geräusche in die Höhe zu richten, den Damen seine Plätze zu überlassen, und dabei auszusehen als erwache er eben aus einem tiefen Traume.

Alles dieses mißfiel dem alten Kleeborn gar sehr und machte ihn zuweilen recht mißmuthig, vor allem aber verdroß es ihn, daß es noch immer zwischen Sir Charles und Viktorinen zu keiner förmlichen Erklärung kommen wollte. Es sah sogar zuweilen aus, als erwarte jener, daß der erste Antrag zu einer nähern Verbindung von Seiten des Vaters seiner Braut an ihn gelangen

Alter. Alle wenigen Jahre Reisen. Als solche Reise, Pilgerfahrt, Alle Jahre Pilgerfahrt. Alle Jahre Pilgerfahrt. Alle Jahre Pilgerfahrt.

und die Nachgiebigkeit, mit der dieser die Launen seines erwählten Schwiegersohnes ertrug, war in der That nicht weniger zu bewundern, als seine Verblendung gegen Dinge, die dicht unter seinen Augen vorgingen.

Babet's Einbildung war freilich sehr geschäftig, doch muß man auch gestehen, daß Sir Charles sich gegen sie auf eine Weise betrug, welche sich ganz dazu eignete, in dem eitlen, unerfahrenen Mädchen die schmeichelhaftesten Erwartungen zu erregen; besanders war dies der Fall, wenn er sich von Andern unbemerkt glauben konnte. Der Eindruck, den ihre frische Jugendblüthe im ersten Augenblick ihres Zusammentreffens auf ihn gemacht hatte, war nicht so ganz oberflächlich, daß nicht ihre zuvorkommende Freundlichkeit und ihre, ihm oft ganz unbegreifliche Naivetät diesen täglich hätten erneuern und ihn bewegen sollen, ihr gegenüber alle jene kleinen Künste männlicher Koketterie zu üben, die seinesgleichen stets zu Gebote stehen. Er bildete sich sogar ein, nach einem sehr wohldurchdachten Plane dabei zu handeln, indem er glaubte, Viktorinens Eifersucht erregen, und die Stolze demüthigen zu wollen, während es

doch eigentlich Langeweile und das Bedürfniß einer kleinen Intrike war, die ihn zu diesem Benehmen bewogen. Demohngeachtet stand aber der Vorsatz in ihm fest, sich hier auf keinen Fall zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen zu lassen, die für ihn die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen konnte. Daher suchte er vor allem sich stets so unbestimmt als möglich gegen Babet zu äußern, und trachtete hauptsächlich darnach, das Spiel so in seiner Hand zu behalten, daß er es aufgeben könne, sobald er wolle. Er sprach sich daher selten in Worten aus, weit öfter durch Blicke, und hütete sich sorgsam vor allem, was ihn vor der Welt ernstlich kompromittiren könnte. Babet hingegen benahm sich auf ganz entgegengesetzte Weise, und setzte ihn dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Ihr lag vor allen Dingen daran, der Welt zu zeigen, welch' eine Eroberung sie auf Viktorinens Kosten gemacht habe. Der stille Triumph war ihr nicht genug, sie verlangte einen öffentlichen, und beging dabei unzählige, oft recht künstlich berechnete Unvorsichtigkeiten, durch die sie weit mehr errathen ließ, als sie eigentlich zu verbergen hatte. Denn sie strebte hauptsächlich nur

nach dem Vergnügen, sich von ihren zahlreichen Freundinnen necken, mitunter auch wohl ein wenig beneiden zu lassen, und beides gelang ihr. Bei solchen Gelegenheiten pflegte sie dann Viktorinen mit wirklich beleidigendem Mitleide zu betrachten, während diese nichts sehnlicher wünschte, als das Spiel sich in Ernst verwandeln zu sehen. Ihre edlere, aller Hinterlist abgeneigte Natur und auch Babet's mitunter recht unartiges Betragen, hielten sie freilich davon zurück, hier die Mittlerin machen zu wollen, aber sie that wenigstens alles, was in ihren Kräften stand, um nichts von dem zu sehen, worauf Babet sie aufmerksam machen wollte, und so wenigstens auf keine Weise dem anscheinenden Verständnisse jener Beiden in den Weg zu treten.

Uebrigens war Babet so überzeugt, daß Sir Charles bis zum Sterben in sie verliebt sey, daß sein bisheriges Vermeiden einer förmlichen Erklärung dieser Leidenschaft ihr auch nicht die mindeste Unruhe verursachte; sie war im Gegentheil unerschöpflich im Bemühen, täglich neue Gründe dafür zu ersinnen. Hatte er ihr doch gesagt, daß sie unbeschreiblich schön und reizend sey, und was

noch mehr war, hatte er sie sogar nicht einige Mal seine bezaubernde Lady Betty genannt? was konnte das anders heißen, als daß er sie liebe, und sie folglich durch eine Heirath mit ihm zu einer englischen Lady erheben wolle. Eine Lady! sie wußte selbst nicht, was sie sich darunter dachte, aber es kam ihr doch über alle Maßen romantisch vor, eine englische Lady zu seyn.

Daß dem im langen Leben mit der Welt geübten Scharfblick der Tante von allem diesen nichts entgehen konnte, war wohl natürlich, aber sie kannte auch Babet genau genug, um zu wissen, daß hier jede, selbst eine mit der größten Schonung ausgesprochene Warnung, wohl Manches verschlimmern, jedoch nichts verbessern könnte. Deshalb begnügte sie sich damit, jeden ihrer Schritte treulich zu beobachten, und sie übrigens ihren Weg gehen zu lassen. Sie stellte sie einer Nachtwandlerin gleich, die man nicht anrufen darf, wenn man sie nicht dem Abgrunde zu treiben will, aber sie versäumte es deshalb dennoch nicht, den Abgrund sorgsam zu umstellen, um sie im Falle der Noth gewaltsam zurückhalten zu können. Daß übrigens der Schmerz getäuschter Liebe der fünf-

tigen Ruhe eines Mädchens, wie Babet, nie gefährlich werden könne, davon war sie ebenfalls auf das vollkommenste überzeugt; indessen hoffte sie viel für sie von der heilsamen Erschütterung des gewiß nicht fernen Moments ihres Erwachens aus dem selbst geschaffnen Traume, und nahm sich fest vor, diesen alsdann recht kräftig zum Besten des verblendeten eitlen Kindes zu benutzen.

In diesem von mehreren Seiten höchst gespannten Verhältnisse war schon eine ziemliche Zeit vergangen, während welcher Allen, die nur die äußere Seite des Lebens in dieser Familie kannten, sie für höchst glücklich halten mußten, als Viktorine eines Morgens die Tante in einem ganz ungewohnten Zustande in ihrem Zimmer allein fand. Ihre Hand hielt einen Brief oder vielmehr ein Paket, dessen noch versiegelter Umschlag sie mit tiefem Schmerz, ja fast mit dem Ausdruck geheimen Grauens betrachtete, und alles an ihr deutete auf eine gewaltsame Bewegung in ihrem Innern, über welche sie nicht Herr zu werden vermochte. Erschrocken eilte Viktorine auf sie

zu, doch der erste Blick auf den Brief in Anna's Händen machte auch auf sie den tiefsten Eindruck.

„Tante!“ rief sie fast athemlos, „öffnen Sie den Brief, öffnen Sie ihn schnell, mein Gott! wie konnte sein Anblick Sie so erschrecken! er ist ja von ihm.“

„Von ihm!“ wiederholte Anna mit bebender klangloser Stimme und immer noch hielt sie den Brief fest in ihrer Hand und starrte ihn regungslos mit erloschnen Augen an, bis Viktorine ihn ihr sanft entzog, das Siegel erbrach und ihn offen wieder in ihre Hände zurück gab.

„Der Brief ist von Raimund!“ rief sie, „kennen Sie denn seine Schriftzüge nicht mehr? er ist von ihm, ich darf ihn nicht lesen, doch Sie — um Gottes willen, welche schwarze, furchtbare Ahnung hat bei seinem Anblicke sich Ihrer bemeistert! sie ergreift auch mich; mir bebt das Herz in unbestimmter, entsetzlicher Angst. Lesen Sie, o lesen Sie! damit ich nur dieser bangen Qual entrissen werde. Lassen Sie das Unheil über mich hereinbrechen, es kann in der Nähe so furchtbar nicht seyn, als es jetzt schwarz und drohend vor meiner Seele steht. Denn Raimund lebt ja —

oder wäre dieser Brief nach seinem —" Viktorine erbleichte vor dem Gedanken, der sich jetzt ihr aufdrang, und den sie auszusprechen nicht wagte.

Anna hatte sich indessen mit sichtbarer Anstrengung in so weit wieder gefaßt, um den Inhalt des aus mehreren engbeschriebnen Bögen bestehenden Pakets flüchtig überschauen zu können, und jetzt war es an ihr die bleiche, zitternde Viktorine zu beruhigen.

„Der Brief ist von Raimund," sprach sie hochaufathmend, „jetzt erkenne ich die Hand. Auf der Adresse konnte ich es nicht, die ist französisch geschrieben, das sah ich von ihm nie. Sieh her Viktorine schrieb er auch das?" setzte sie hinzu, indem sie Viktorinen den Umschlag hinreichte, „und ist auch dieses sein gewohntes Siegel?"

„Gewiß! gewiß!" rief Viktorine, „aber der Brief? lebt Raimund? ist er gesund?"

Die Tante las jetzt die letzte Seite des Briefes mit mehr Aufmerksamkeit, als die gewaltsame Bewegung in der sie sich befunden, es ihr vorhin erlaubt hatte, während Viktorine, neben ihr hinknieend, den starren Blick auf sie richtete, als wollte sie den Abglanz von Raimund's Worten

in ihren Zügen lesen. „Er lebt, er ist gesund, er war im Begriff, sich zu seiner fernen Reise einzuschiffen; der Brief ward von ihm vor etwa vierzehn Tagen in Toulon auf die Post gegeben. Jetzt schwimmt Raimund wahrscheinlich schon dem Ziele seiner Bestimmung zu. Darf ich mehr Dir sagen?“ fragte Anna, indem sie die Blätter des Briefs wieder ordnete.

„Nein, o nein!“ rief Viktorine, von den Knieen sich erhebend, „nein, das Wort, welches Raimund in meinem Namen meinem Vater gab, ist mir heilig, ich darf es auf keine Weise umgehen. Auch nicht mittelbar will ich mich mit ihm in schriftliche Verbindung setzen. Und was brauch ich mehr zu wissen, als daß er lebt. Dieses kleine Wort sagt mir ja alles. Tante! ich lasse Sie mit seinem Briefe allein, ich gehe, um jeder Versuchung zu entfliehen. Ach, Tante! mir ist jetzt wie damals, wenn er am frühen Morgen zu Ihnen ging; wissen Sie es noch? Wie horchte ich dann auf seine Schritte; unter tausenden hätte ich sie wieder erkannt. Ich horchte und horchte, bis am Ende der langen Gallerie Ihre Thüre sich ihm öffnete. Wie sehnlich trieb es mich dann

oft auch die meinige nur einmal zu öffnen, nur einmal einen kurzen Augenblick ihn zu sehen! aber ich widerstand der Versuchung, wie ich auch jetzt ihr widerstehe. Ich gehe, liebe Tante," sprach sie, indem sie der Thüre sich zuwandte, „ich gehe und lasse Sie mit ihm allein. Doch in Ihren lieben Augen darf ich hernach doch lesen?" setzte sie wieder umkehrend hinzu, „das darf ich doch? Fragen erlaube ich mir nicht, aber das darf ich doch? und mich freuen, wenn ich lauter Gutes und Liebes darin lese? Ich kann ja nicht anders, liebe Tante. Und nun nehmen Sie Ihren Brief, lesen Sie ihn ja recht, alles was darin steht, er ist so lang, aber ich bitte, lesen Sie ihn zweimal, zweimal wenigstens. Ach ich lernte ihn so gern auswendig."

Die Tante mußte endlich die Schwätzerin mit sanfter Gewalt von sich treiben, die immer gehen zu wollen versicherte, und immer blieb. Dann schloß sie sich in ihrem Zimmer ein, ließ Niemanden vor sich, und, was noch nie geschehen war, sie erschien sogar Mittags nicht bei Tische. So blieb sie den größten Theil des Tages für sich allein, den sie mit emsigem Durchsuchen und

Ordnen vieler Briefe und Papiere hinbrachte, bis sie gegen Abend Viktorinen und Angelika zu sich beschied.

Heftig, wie immer, mit nicht zu unterdrükkender Angst, stürzte Viktorine auf den ersten Ruf in das Zimmer der Tante, und da ihr diese mit freundlichem Blick entgegenlächelte, so ging sie auch eben so lebhaft von der bängsten Sorge, welche sie den ganzen Tag über gequält hatte, zur berauschendsten Freude über.

Wie ein glückliches Kind sich an den Busen der Mutter wirft, wenn es am Weihnachtsabend durch die noch verschlossene Thüre schon die Lichterchen des lang ersehnten Baumes blinken sieht, so warf sich Viktorine in die Arme der Tante.

„Nicht wahr?“ flüsterte sie schmeichelnd, „alles ist gut, alles ist recht gut, und Ihre bange Ahnung beim ersten Anblick des Briefs bestätigt sich nicht?“

„Alles ist gut!“ erwiederte die Tante merklich bewegt, „alles ist gut, und wird hoffentlich noch sehr gut werden.“ Damit drückte sie das ge-

liebte Kind feſt an ihr Herz, und zog auch Angelika in ihre Arme, die jetzt ebenfalls dicht neben ihr ſtand und ſie mit leuchtendem Blicke betrachtete.

„Anna!“ rief Angelika aus, „Anna, wie ſchön ſind Sie in dieſem Augenblick! es iſt als ob ein eigner Strahl himmliſcher Verklärung Sie umleuchtete; Sie ſehen aus wie an jenem unvergeßlichen Abend, da Sie zuerſt den Namen Bernhard uns nannten. Sieh' ſie doch nur an, Viktorine, iſt es nicht, als ob unſer Schutzengel in ſichtbarer Geſtalt vor uns ſtände?“

„Es iſt ſo,“ erwiederte Viktorine, indem ſie tief und forſchend in Anna's helle Augen ſah, „es iſt ſo, aber ich ſehe hier eine große Thräne blinken, ich ſehe um ihren Mund das Zucken innerer Rührung, die ſie umſonſt hinwegzulächeln ſich bemüht. Angelika, unſer Schutzengel trauert über uns! und ſo iſt denn doch nicht alles gut. Liebe, liebe Tante, o reden Sie, was wollen Sie uns verkünden?“

„Nichts Unglückliches, wahrlich nicht!“ erwiederte Anna, „es wird ſogar hoffentlich zum Guten führen, doch für den Augenblick wird es auch Euch

betrüben, wie es mich betrübt, denn ich muß Euch verlassen, wenn gleich nicht auf lange.“

Die Mädchen starrten sie erbleichend an, und vermochten keine Sylbe zu erwiedern. „Ungern, sehr ungern, meine Viktorine, lasse ich Dich in der drückenden Lage allein, in der Du so sehr meines Trostes bedarfst,“ fuhr Anna fort, „und auch von Dir, meine Angelika,“ setzte sie, noch weicher werdend, hinzu, „auch von Dir mich zu trennen, ist mir sehr schmerzlich; ich werde Deine gewohnte liebe Nähe sehr, sehr vermissen, mein Kind, mein Liebes!“ Sie schloß Angelika in ihre Arme, und die Thräne, die schon lange in ihrem Auge gezittert hatte, schimmerte jetzt wie ein Diamant in den blonden Locken des immer bleicher werdenden Mädchens. Alle schwiegen.

„Nein! es ist nicht, es darf nicht seyn!“ rief endlich Viktorine. „Es ist so, es muß so seyn!“ erwiederte Anna sanft, aber bestimmt. „Doch fragt mich nicht, warum? denn diese Frage darf ich Euch noch nicht beantworten, ergebt Euch drein, wie ich mich drein ergebe, in wenigen Monaten, vielleicht in wenigen Wochen schon, kehre ich wieder.“

„Und ich bleibe verlaſſen zurück und mag untergehen; wen kümmert das?„ rief faſt zürnend Viktorine.

„Dir bleibt Raimund's Angedenken und Deine Liebe; iſt das nicht genug? Dir bleibt auch Angelika, wie Du ihr bleibſt,“ erwiederte die Tante mit mildem Ernſt. „Und bliebe ſie Dir auch nicht; nur der iſt verlaſſen, der ſich ſelbſt verläßt. Die Bahn liegt klar und beſtimmt vor Dir, die Du zu gehen haſt, es iſt Deine Schuld, wenn Du von ihr abweichſt. Mich ruft ein wichtiges Geſchäft, das Niemand ausführen kann, als ich allein. Ich kehre mit gewohnter Liebe zu Euch zurück, ſobald ich vollendet habe, was mir jetzt oblieget, und unſer Wiederſehen wird freudig und glücklich ſeyn, dies ſagt mir eine innere Stimme, die im Laufe meines Lebens mich selten irre führte.“

„Und ſo darf ich denn nicht wiſſen, was Sie abruft, in einer Zeit, da nur Ihre Gegenwart mich aufrecht erhält! Es muß durchaus auch mir verborgen bleiben!“ rief die immer noch ſehr aufgeregte Viktorine. „Liebe Tante, ich bin kein Kind mehr, dem man die bittere Arznei in Zucker

einwickeln muß, ich kann das Herbste mit Fassung tragen, ich habe dies bewiesen, aber wenn ich es soll, so muß ich auch überzeugt seyn, daß —"

„Und welcher Ueberzeugung bedarfst Du denn noch, um mir zu vertrauen?" erwiederte Anna jetzt sehr ernsthaft; „bin ich noch nicht weiter mit Dir? bedarf es, damit Du mir Glauben schenkst, noch weitläuftiger Erklärungen unter uns, da ich sie vermeiden will, wie Du siehst? Glaubst Du, ich handle nur aus Eigensinn so, und nicht weil ich überzeugt bin, so handeln zu müssen?"

„O Tante! Sie sind strenge aber auch gerecht!" rief jetzt Viktorine mit überströmenden Augen. „Ja, theure Frau, ich will, ich muß unbedingt Ihnen vertrauen, ich thue es mit reinem festen Glauben. Doch ist es meine Schuld, wenn eine finstere Ahnung mich empfinden läßt, wie tief Raimund in alles dieses verflochten ist? Nur jener Brief, der auch Sie diesen Morgen durch seinen bloßen Anblick schaudern machte, nur er kann Sie zu diesem unerwarteten Entschlusse bewogen haben. Raimund droht irgend ein Unheil,

das Sie abwehren wollen, oder er ist vielleicht dem Unglück schon verfallen, und Sie wollen retten, wo vielleicht keine Rettung mehr ist.“

„Viktorine!“ rief wehmüthig lächelnd die Tante, und drohte ihr mit aufgehobenen Fingern.

Viktorine verstummte erröthend.

„Nicht wahr, Du und Raimund und Eure Liebe sind alles,“ fuhr Anna fort, „und Niemand als Euch Beiden kann etwas begegnen, das der Rede werth wäre? Gutes, liebes Kind, ich möchte nie Dir wehe thun, am wenigsten in dieser Stunde; doch den Jugend-Dünkel, der Dich, wie alle Deinesgleichen, verleitet, Euch weit entfernt von allen Uebrigen auf eine ganz besondere Stufe zu stellen, und alles auf Euch zu beziehen, kann ich selbst jetzt nicht loben; es zieht ja zu traurige Folgen nach sich für Euer künftiges Leben. Du weinst, Viktorine? weine nicht, und nimm wenigstens den Trost von mir an, den einzigen, den ich Dir geben kann, daß, täuschte ich mich auch in der Hoffnung des glücklichen Erfolgs dessen, was ich jetzt zu unternehmen im Begriffe bin, dennoch Deine und Raimund's Lage dadurch nicht im mindesten anders gestellt werden kann, als sie jetzt

ſteht. Und nun laß Dir meine Angelika noch einmal empfohlen ſeyn; Du liebſt ſie wie eine Schweſter, pflege und ſchone ihrer, wie Du ſie liebſt. Auch Dir, meine Angelika, empfehle ich meine Viktorine, bleibe ihr mit Deinem ſtill ergebenen frommen Sinn ſtets zur Seite, verlaſſe ſie nie. Und wenn der Geiſt des Unmuths ſich in ihr zu regen beginnt, was, während ich nicht da bin, ihn zu bannen, wohl öfters noch als ſonſt geſchehen möchte, dann, meine Angelika, dann ſuche Deine milde Liebe ihn zu beſänftigen. Laßt mich ſo Euch wiederfinden," ſetzte ſie mit in Thränen glänzenden Augen hinzu, indem ſie beide Mädchen eines in des andern Arme legte. „Denkt meiner in Liebe, doch nicht in Sorge. Schreiben werde ich ſelten, nur wenn es nöthig werden ſollte. Eure Briefe ſendet unter meiner Adreſſe mir in mein Stift, ich werde ſie ſicher erhalten, aber ich bitte Euch, ſchreibt auch Ihr mir nur, wenn Ihr mir wirklich etwas zu ſagen habt, das ich wiſſen muß. Wenn ich nichts von Euch höre, werde ich denken, es gehe Euch gut, thut Ihr ein Gleiches, wenn Ihr von mir nichts vernehmt." Viktorine ſchwamm in Thränen bei

diesem feierlichen Abschiede, doch Angelika's Auge blieb trocken, denn sie weinte schon lange nicht mehr. Sie warf sich nur mit flehender Geberde an den Busen der Tante, und hob schüchtern den bittenden Blick zu ihr empor.

„Mein theures Kind, mein geliebtes, holdes Leben," sprach Anna sehr gerührt, „ich verstehe Deine stumme Sprache, sie trifft mir schmerzlich in das Herz. Aber ich kann auch Dir nur erwiedern, was ich auf Viktorinens laute Klagen antwortete; es muß so seyn, ich muß auch von Dir auf einige Zeit mich trennen. Ich darf Dich nicht mit mir nehmen. Wollen wir denn Beide zugleich die arme Viktorine verlassen?"

Angelika richtete sich auf und reichte in schweigender Wehmuth, mit einem unendlich schmerzlichen Lächeln, Viktorinen die Hand.

„Ich werde schnell reisen, weit schneller als Deine der ungestörtesten Ruhe bedürfende Gesundheit es ertragen könnte," setzte Anna jetzt gefaßter hinzu, „ich werde sogar die mondhellen Nächte benutzen. Das Geschäft, dem ich zueile, wird alle meine Zeit in Anspruch nehmen, Deine mir sonst so liebe Gegenwart, meine Angelika, würde

und an jedem Sonntage um 10 Uhr Vormittags Gottesdienst statt. An jedem dritten Sonntage wird das heil. Abendmahl gefeiert. Die Kinder werden in der Regel am Sonntage Judica getauft. Jeden Freitag Abends ist Passion, und Mittwochs Betstunde.

Die Kirche ist im Jahre 1824 neu gebaut worden. Sie enthält 1000 Sitzplätze und hat 2 Glocken.

Schule ist Montag bis Samstag früh, Montag, Dienstag, Donnerstag und Samstag auch Nachmittags. Die Schule hat 3 Lehrer und 3 Klassen. Die Kinder werden in der Regel mit dem vollendeten 6. Jahre in die Schule aufgenommen. Sie müssen bis zum vollendeten 14. Jahre die Schule besuchen. Wer nicht in die Schule geht, muß Schulgeld bezahlen. Dasselbe beträgt für jedes Kind 1 Gulden 12 Kreuzer jährlich. Wer 3 Kinder in die Schule hat, bezahlt nur für 2 Kinder. Wer 4 Kinder in die Schule hat, bezahlt nur für 3 Kinder. Wer 5 Kinder in die Schule hat, bezahlt nur für 4 Kinder. Wer

an ihrer Stelle über die Unvorsichtige wachte, um sie vor großen Fehltritten zu bewahren.

Die Nachricht von der Tante nahen Abreise betrübte auch den wackern jungen Mann, der nicht minder, als Alle, die ihr nahten, sie liebte und ehrte. Er hörte sehr aufmerksam, was sie in Hinsicht auf Sir Charles und Babet ihm zu sagen für gut fand, gab ihr aber zugleich zu erkennen, daß auch ihm das Betragen dieser Beiden längst sehr unangenehm aufgefallen sey, und daß er, wiewohl vergebens, es sogar versucht habe, Babet zu warnen.

„Ich mochte wohl freilich dabei," sprach er, „meine Worte nicht ganz genau abgewogen haben, denn das ist nun einmal nicht meine Sache, aber ich bin dafür auch schlecht genug angekommen. Herr Gott! wie hat Sie mich abgeführt! Am liebsten hätte ich den jungen Herrn in die Lehre genommen, doch aus Schonung für eine Familie, deren Güte ich so viel verdanke, wollte ich es vermeiden, Zwiespalt zu stiften; denn ich weiß ja, auf welchem Fuße der Fremde hier im Hause eigentlich steht. Ich verließ mich deshalb lieber auf Sie, gnädige Tante! denn ich sah wohl, wie

Sie überall ein wachsames Auge hielten. Jetzt aber wollen Sie leider fort; nun reisen Sie mit Gott, hochwürdige Frau! wenn es denn nicht anders seyn kann. Ich will Ihr Gebot erfüllen, so gut ich es vermag, und was mir vielleicht an welterfahrner Klugheit dazu abgeht, soll meine treue Wachsamkeit ersetzen. Warnen werde ich nicht mehr, das bestärkt Babet nur in ihrem Eigensinne und wäre auf jeden Fall in den Wind gesprochen, aber finden soll sie mich überall, wo sie mich nicht gern sehen wird, und sie müßte es weit klüger anfangen, als es in ihren Kräften stehen mag, wenn sie mich hinter das Licht führen wollte."

„Babet ist sehr schlau," erwiederte die Tante.

„Thut nichts, sie findet in mir ihren Mann," fiel der Rittmeister ihr lächelnd ein. „Sie haben mir da freilich einen etwas gefährlichen Vorposten anvertraut, hochwürdige Frau, aber das ist nun einmal Husarendienst, und ich will ihn schon mit Ehren behaupten, sorgen Sie nicht."

„Ich traue Ihnen das Beste zu," sprach Anna, „aber Eines bitte ich nur nicht zu vergessen; Sie dürfen weder drein hauen noch drein schießen nach Husarenart."

„Ei Gott bewahre, wo denken die gnädige Tante hin," erwiederte Horst, recht herzlich lachend, „ich werde ja nicht. Dem Sir Charles soll kein einziges seiner parfümirten Härchen gekrümmt werden, wenn er es nicht selbst mit Gewalt an mich bringt, und darnach [illegible] er mir nicht aus. Aber, gnädige Tante, da wir doch nun einmal so vertraulich mit einander sprechen, so möchte ich nur eines noch Sie fragen, was mir schon lange recht schwer auf dem Herzen liegt. Ist es denn wahr, und ist es denn wirklich Herrn Kleeborns und auch Ihr Wille, daß unsre engelschöne und engelgute Viktorine diesem Strohmanne, diesem englisirten Seekalbe, das mir im Grunde der Seele so zuwider ist, wie ich es auszudrücken nicht vermag, daß sie, sage ich, diesem Menschen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert werden soll? Und können Sie es vor Gott und Ihrem Gewissen verantworten, wenn Sie das leiden?

Horst war während dieser Rede ganz roth im Gesichte geworden, und die Tante freute sich herzlich an dem wohlgemeinten Eifer des jungen Mannes, dessen redliches Gemüth sie längst erkannte, und den sie gern als ein sehr achtbares Mitglied

La Quinta Avellana. Una vida y un rey. Memorias Reynaldo y Amadeo, 1st ed. Barcelona: Editorial Juventud, 1951. 1 vol. 8vo. 1 p.l., 5-[6], 7-[8], 9-[10], 11-[12], 13-[14], 15-[16], 17-[18], 19-[20], 21-[22], 23-[24], 25-[26], 27-[28], 29-[30], 31-[32], 33-[34], 35-[36], 37-[38], 39-[40], 41-[42], 43-[44], 45-[46], 47-[48], 49-[50], 51-[52], 53-[54], 55-[56], 57-[58], 59-[60], 61-[62], 63-[64], 65-[66], 67-[68], 69-[70], 71-[72], 73-[74], 75-[76], 77-[78], 79-[80], 81-[82], 83-[84],

eigenes Intereſſe dabei mit in's Spiel kommt, wie eben hier. Er liebt ſeine Tochter von Herzen, doch Reichthum iſt in ſeinen Augen das Höchſte auf Erden, und ſo könnte er wohl dahin kommen, Viktorinens wahres Glück ohne Schonung zu vernichten, und dabei dennoch überzeugt zu bleiben, er handle als ein redlicher Vater, der ſein verblendetes, widerſpenſtiges Kind ſogar mit Gewalt glücklich zu machen ſuche."

„Laſſen Sie mich vor allen Dingen Ihre liebe ſchöne Hand küſſen, daß Sie mich jetzt durch Ihr Vertrauen erſt recht zu Ihrem Verwandten eingeweiht haben," erwiederte der Rittmeiſter, „und ſeyn Sie übrigens unbeſorgt, Viktorine iſt von heute an meine Schweſter. Mir iſt das Herz jetzt federleicht, denn nun weiß ich gewiß und möchte mit Leib und Leben mich dafür verbürgen, daß der Hans Haſenfuß mein Vetter nicht wird und hoffentlich auch nicht mein Schwager. Laſſen Sie mich nur machen, ich will erſt meiner Sache ganz ſicher ſeyn, ehe ich etwas verrathe, aber Sie ſollen Freude an mir erleben."

„Horſt, wenn Sie eine Unvorſichtigkeit begingen!" rief die einigermaßen ängſtlich gewordene

Tante. „Ei bewahre," erwiederte dieser, „doch eine honette Kriegslist ist nicht verboten, und die verlangt ja an und für sich schon, daß man Vorsicht übt. Verlassen Sie sich in Gottes Namen auf einen ehrlichen Husaren, der Ihr Zutrauen zu schätzen weiß, und es deshalb auch verdienen will, und reisen Sie ohne weitere Sorge. Victorine hat in jedem Fall einen Beistand an mir, der selbst in Noth und Tod zur Seite bleibt, das Uebrige findet sich. Geben Sie Acht, sie wird erlöst und ich bin ihr Ritter."

„So?" sprach Agathe, welche in diesem Augenblick den Kopf zur Thür hineinsteckte, um sich nach ihrem Rittmeister umzusehen, den sie ungern lange vermißte. „Nun, da muß ich mich ja auch wohl nach einem andern Ritter umsehen?" setzte sie hinzu, indem sie vollends hineintrat. „Denn Niemand kann, wie bekannt, zweien Herren dienen, und vollends zweien Damen, das geht nun gar nicht an."

Die Lustigkeit, mit der sie diese Worte sprach, ging indessen sehr bald in tiefe Betrübniß über, als sie von der nahen Abreise der Tante Kunde erhielt. „Ach laß mich," sprach sie zu Horst,

der es verſuchen wollte, ſie zu tröſten, „laß mich, Du weißt nicht, was wir alle Beide an ihr verlieren. Mich verläßt mein guter Engel, wenn ſie von mir geht. Wer ſoll mir dann nun zum Guten rathen, und wer mich ſchelten, wenn ich dummes Zeug mache? Ach! und wer wird mich nun am Hochzeitstage ſo hübſch anziehen, wie ſie allein es nur kann. Sehen Sie, Tante, Sie haben es mir vom Anfang an verſprochen, und nun laſſen Sie mich doch im Stich; und das ſage ich Ihnen, wenn Sie mir den Brautkranz nicht aufſetzen, ſo mag ich lieber gar nicht getraut werden.“ Die hellen Thränen liefen ihr bei dieſen Worten über das kindlich-roſige Geſicht.

Anna tröſtete ſie liebkoſend, ſo gut ſie es vermochte. „Ich laſſe Dich auf keinen Fall im Stich, liebe Agathe,“ ſprach ſie lächelnd, „trockne nur Deine Thränen. Ich verſpreche es Dir, ich putze Dich auf das ſchönſte am Hochzeitstage, ich ſetze Dir mit eigener Hand den Kranz auf, und ſollte ich in der letzten Stund vor der Trauung erſt ankommen, ich komme, darauf gebe ich Dir mein Wort, Du kennſt mich ja, und weißt, ich pflege es nicht zu brechen.“ Doch alles Zureden

half nur wenig, Agathe küßte zwar ſchmeichelnd die Hände der Tante, aber ſie ward den ganzen Abend über nicht wieder froh, und die Thränen traten ihr in die Augen, ſo wie ſie die geliebte Frau nur anſah.

Kleeborn wendete wenig ein, als die nahe Abreiſe der Tante auch ihm angekündigt ward, obgleich er ſie nicht gern ſah, denn das Wort „wichtige Geſchäfte" war eine Zauberformel für ihn, die unwiderſtehliche Gewalt an ihm übte, daher ließ er ſie willig gehen, und bat ſie, nur recht bald wieder zu kommen.

Anna hatte ſich jeden weitern Abſchied ernſtlich verboten, und ſo regte ſich, außer den Bedienten, Niemand im Hauſe, als am folgenden Morgen ihr Reiſewagen in der früheſten Dämmerung vorfuhr, den ſie allein mit ihrer Kammerjungfer beſtieg. Viktorine barg laut weinend ihr Geſicht in ihre Decke, als ſie ihn fortrollen hörte, und fühlte mit unnennbarer Angſt ſich ſo einſam und verlaſſen, wie nie zuvor in ihrem Leben. Auch Angelika ehrte das Gebot ihrer Wohlthäterin und blieb in der letzten Stunde von ihr entfernt, aber ſie war doch aufgeſtanden, und

Lieder und Gedichte.

Lieder und Gedichte.

Lieder und Gedichte.

ihr, wie er in London nur wenige Wochen verweilte und dann von Dover nach Calais überschiffte. Das ganze schöne Frankreich, das wohl mit Recht der Garten von Europa genannt zu werden verdient, durchzog er beinah der Länge nach, um von dort nach Marseille zu gelangen.

In den bedeutendsten französischen Städten, durch welche ihn sein Weg führte, mußte er bald längere, bald kürzere Zeit verweilen, um manches verworrene, mitunter auch wohl bedeutenden Verlust drohende Geschäft seines Hauses zu ordnen. Das Glück war ihm dabei günstig gewesen, er hatte zugleich einige neue, seinem Hause Vortheil versprechende Verbindungen anzuknüpfen gewußt, und so war der, unter diesem glücklichen Himmelsstrich ohnehin so kurze Winter an ihm endlich vorübergezogen.

„Stille, stille mein Herz," schrieb Raimund weiter, „stille mein Herz, sprach ich oft ganz leise zu mir selbst, wenn die Ungeduld über das unruhige, mitunter auch ziemlich schlechte Treiben der Leute um mich her sich gar zu ungestüm in mir regen wollte; warte nur bis es Nacht wird und die Welt zur Ruhe geht, dann kömmt deine

Zeit. Und war nun endlich mein mühseliges Tagewerk vollbracht, dann, hochwürdige Frau, dann eilte ich meinen einsamen vier Wänden mit einer Sehnsucht zu, als erwarte ich dort mit Gewißheit einen recht lieben Besuch zu finden, der mich für den ganzen langen Tag entschädigen sollte.

„Ich kann Ihnen das freudige Gefühl nicht beschreiben, mit dem ich an meinen Schreibtisch flog, wenn es nun endlich still um mich geworden war, wenn ich nun Ihnen und Viktorinen alles erzählte, was mich den Tag über erfreut, alles was ich gedacht, alles was ich gesehen hatte. Die schönen Gegenden, durch die mein Weg mich führte, die großen Ueberbleibsel einer gigantischen Vorwelt, deren man in dem südlichen Theile von Frankreich so viele noch antrifft; alles zeichnete ich auf, regellos, ungeordnet, aber treu; und wenn ich endlich aus Ermüdung die Feder niederlegen mußte, so war mir zu Muthe, als sey ich bei Ihnen gewesen, bei Ihnen und bei dem Leben meines Lebens, das ich an Ihrer Seite so sicher mir denke, als es das Kind im Arme der Mutter ist.

„Und doch, warum sollte ich es Ihnen verheh-

len wollen? es ergreift mich zuweilen ein Gefühl des Verlaſſenſeyns, wie es nur der arme Verbannte empfinden mag, der in Sibiriens eiſigen Wüſten ſein troſtloſes Daſeyn zwiſchen Leben und Erſtarren kümmerlich friſten muß, weit geſchieden von der ſchönen Sonne, die in beſſern Tagen und glücklichern Zonen ihm leuchtete. Warum ſoll ich Ihnen nicht bekennen, es ſteht oft ſo ſchmerzlich klar und lebendig vor meinem Geiſte, daß ich es kaum zu ertragen weiß, wie unbegreiflich lange ich nun ſchon von Ihnen und Viktorinen geſchieden bin; ſo ganz getrennt, daß auch nicht das leiſeſte Zeichen Ihres Andenkens, kaum Ihres Daſeyns mich erreicht. Und dennoch kann ich es nicht laſſen, immer von Neuem den trüben Blick der noch trübern Zukunft zuzuwenden, und, zerriſſen von Sehnſucht und Ungeduld, zur Erhöhung meiner eignen Qual, die Zahl der langen, unabſehbar langen Reihe von Tagen im Voraus zu berechnen, die ich alle noch in dieſer fürchterlichen Abgeſchiedenheit werde durchleben müſſen.

„Sie ſind ſo mild, Sie zürnen gewiß Keinem, der Ihnen vertrauend naht, und ſo will

ich diesem Geständnisse auch noch das hinzufügen: es gesellt sich zu jenen Qualen oft ein sehr herbes Gefühl der Reue, der bittersten Reue darüber, daß ich es nie wagte eine Bitte auszusprechen, welche mir in Ihrer Nähe stets auf den Lippen schwebte, die heiße, innige Bitte: doch zuweilen, sey es auch noch so selten, in noch so wenigen Zeilen, mir von Sich und Viktorinen Nachricht zu ertheilen. Ich durfte diese Bitte nicht wagen, weil ich Viktorinens erzürnten Vater einst versprach, jeder Mittheilung zwischen uns Beiden auf unbestimmte Zeit zu entsagen. Die Ueberzeugung, daß auch Viktorine mich ermahnen würde, dieses Versprechen in keiner Art zu verletzen, bestärkte mich in meinem Schweigen. Denn sind wir nicht Eins? Muß nicht jedes Gefühl, das in mir laut wird, auch in ihrem Herzen wiederhallen? Wenn ich aber indessen wieder bedachte, daß mich dennoch in Hinsicht auf Sie, hochwürdige Frau! kein Versprechen binde, dann freilich, dann verlor ich doch zuweilen die fein gezogene Linie aus dem Gesichte, die einzig bestimmen konnte, was hier erlaubt sey? was nicht? Sie soll entscheiden, beschloß ich endlich, sie selbst, Anna von Falken-

hayn. Hält ſie es für erlaubt, ſo wird ſie gewiß aus eigenem Antriebe mich auffordern, ihr zu ſchreiben, und ſich auch erbieten, mir von Viktorinen Nachricht zu geben.

„Wie oft, hochwürdige Frau, wie oft lauſchte ich damals, als ich noch an jedem Morgen Ihrer wohlthuenden Nähe mich erfreuen durfte, der Erfüllung dieſes ſehnlichſten Wunſches mit bangbewegtem Herzensſchlag entgegen! Wie oft glaubte ich ihr ganz nahe zu ſeyn, wenn Sie ſo mütterlich theilnehmend über die nahe lange Trennung mit mir ſprachen! Irrte ich wirklich, wenn ich in jener Zeit auch in Ihren Augen zuweilen den Wunſch zu leſen glaubte, dem armen Scheidenden, der all' ſein Hoffen einzig auf Sie geſtellt hatte, auch aus der Ferne ein Wort des Troſtes ſagen zu dürfen? Doch Sie ſchwiegen immer, unabänderlich! Und ſo ergab ich mich endlich nicht nur darein, den einzigen Troſt zu entbehren, welchen nur Sie mir gewähren konnten, ſondern ich beſchloß auch ſogar, Ihnen ſelbſt nie zu ſchreiben, um mir die hoffnungsloſe Qual des Erwartens einer Antwort zu erſparen.

„Ohnerachtet dieſes feſten Entſchluſſes wage

ich es aber doch heute nicht nur freien Muthes Ihnen zu schreiben, sondern auch schon jetzt mein Tagebuch Ihren Händen zu übergeben, was ich eigentlich erst später in einer glücklichern Zeit zu thun gedachte, denn ein über allen Ausdruck erhabenes, aber zugleich auch höchst schauerliches Ereigniß hat vor kurzem mich von der Nothwendigkeit überzeugt vorher mein Haus zu bestellen, ehe ich den Weg betrete den ich zu wandeln habe. Und so übergebe ich denn, hochwürdige Frau, im reinsten Vertrauen auf Ihre nachsichtige Milde meinen letzten Willen Ihren Händen, ehe ich Europa verlasse; oder vielmehr, ich gestehe es Ihnen, daß ich dieses zum Theil schon früher gethan habe, ohne daß Sie darum wußten.

„Sie erinnern sich unstreitig einer kleinen Schatulle die ich kurz vor meiner Abreise Ihnen mit der Bitte übergab, sie mir aufzubewahren; ich füge diesem Briefe den Schlüssel zu derselben bei, den ich, überwältigt vom Schmerze der Abschiedsstunde, Ihnen zu überreichen vergaß. Das kleine Behältniß verschließt in sicheren Papieren mein ganzes väterliches Erbtheil und zugleich auch eine Abschrift meines gerichtlich niedergelegten

Teſtamentes, durch welches alles, was ich beſitze, nach meinem Tode Viktorinens Eigenthum wird. Gegen die Reichthümer, welche das theure Weſen dereinſt von ſeinem Vater zu erwarten hat, muß zwar alles, was ich geben kann, nur als höchſt unbedeutend erſcheinen, aber es iſt dennoch genug, um Viktorinen über den Zwang des Lebens zu erheben, der auf ihrem Geſchlechte weit ſchwerer laſtet als auf dem unſern. Mein kleines Vermächtniß kann ſie vielleicht einſt von der harten Nothwendigkeit retten, ihre Neigung jenem Zwange opfern, ſich Pflichten aufbürden laſſen zu müſſen, deren Erfüllung ſie ſtets als ein ſtilles Unrecht empfinden würde, und der Gedanke iſt mir unbeſchreiblich tröſtlich, der Geliebten, ſelbſt wenn ich nicht mehr bin, das höchſte Gut, die Freiheit ihres Gemüths, auf dieſe Weiſe ſichern zu können. Meine letzte Bitte, bis wir uns wiederſehen, iſt für jetzt, daß Sie, hochwürdige Frau, dieſes Käſtchen eröffnen und mein Tagebuch denen darin ſchon befindlichen Papieren beilegen.

„Sollte ich nicht wieder kehren, ſo wird Herr Kleeborn hoffentlich nichts dagegen haben, daß dieſes letzte Denkmal des trüben Daſeyns eines

Menſchen, der dann ſeinen Plänen nicht weiter hinderlich ſeyn kann, in Viktorinens Hände komme. Ich war bei ihr, als ich es niederſchrieb, und vielleicht wird es mir vergönnt, ſie tröſtend zu umſchweben, wenn ſie einſam, oder an Ihrer Seite mit trübem Blicke dieſe Ergießungen des treuliebenden Herzens überſchaut, das nur ihr zu eigen war, ſo lange der warme Strom des Lebens Regung ihm lieh.

„Auch das Käſtchen, in welchem ich meine ganze Habe niederlegte, gehört Viktorinen, wenn ich nicht mehr bin, und ich bitte die Geliebte, es hochzuhalten, um meines Vaters willen, denn es war ihm werth. So lange der theure Greis noch unter uns wandelte, durfte keine fremde Hand es berühren und ſein brechendes Auge erſtarrte in deſſen Anblick. Noch denke ich mit tiefem Schmerze daran, wie ich es ihm zum letzten Mal hinreichen mußte; ich ſah deutlich, wie er mit ſichtbar peinlicher Anſtrengung ſich bemühte, mir etwas darüber zu ſagen, doch der Schlagfluß, deſſen Wiederholung ihm tödtlich ward, hatte gleich im erſten Anfange ſeines plötzlichen Erkrankens

ihn der Sprache und zugleich der Kraft zum Schreiben beraubt.

„Nach seinem Ableben fand ich bei der sorgfältigsten Untersuchung nichts weiter in der Schatulle, als die, unser Vermögen betreffenden Dokumente, welche bis diesen Augenblick noch darin aufbewahrt liegen. Und so muß ich denn glauben, daß nur das Kästchen selbst für ihn als Andenken einer früheren Zeit hohen Werth hatte, denn der Gedanke an Gold und irdische Habe konnte unmöglich diesen reinen edlen Geist noch in der letzten Scheidestunde bis zu diesem Grade beunruhigen. So lange ich denken kann, sah ich den geliebten Vater sehr oft im schmerzlichen Kampfe mit wahrscheinlich recht trüben Erinnerungen aus seinem früheren Leben, und dieses bestärkt mich in meinen Muthmaßungen von dem Kästchen. Indessen mochte ich es nie wagen, die seltnen Augenblicke, in denen er eines kurzen Vergessens sich erfreute, durch unzeitiges Forschen zu unterbrechen, und so ist mir alles fremd geblieben, was auf seine Jugendgeschichte Bezug haben mochte. Mein eignes Daseyn ist mir sogar gewissermaßen ein Räthsel, dessen Auflösung mir indessen wenig

Ehrung erwies. Mit dem Tode endete auch die Herrschaft der Ptolemäer über Kypros. Nach dem Tode des Königs Ptolemäos Philometor (181) hatte sein Bruder Ptolemäos Euergetes II. (Physkon) die Regierung in Alexandria übernommen, die ältere Schwester Kleopatra, Philometors Witwe, behielt Kypros. Als Physkon 173 Kypros für sich forderte, kam es zum Krieg, in dem Kleopatra unterlag. Sie mußte Kypros räumen und ging nach Syrien, wo sie sich mit ihrem Gemahl Alexander Balas aussöhnte. Physkon hatte Kypros seinem Sohn Ptolemäos Eupator übergeben, der es bis 155 verwaltete. Dann kam es wieder an Physkon, der es bis zu seinem Tode (116) behielt. Seine Witwe Kleopatra III. und sein Sohn Ptolemäos Soter II. (Lathyros) regierten Kypros bis 107. Dann mußte Lathyros Kypros seiner Mutter überlassen, die es bis zu ihrem Tode (101) behielt. Ihr Sohn Ptolemäos Alexander I. regierte Kypros bis 88. Dann kam es wieder an Lathyros, der es bis zu seinem Tode (81) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Apion regierte Kypros bis 78. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander I., der es bis zu seinem Tode (65) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander II. regierte Kypros bis 58. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (57) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander III. regierte Kypros bis 48. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (47) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander IV. regierte Kypros bis 44. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (43) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander V. regierte Kypros bis 30. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (29) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander VI. regierte Kypros bis 28. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (27) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander VII. regierte Kypros bis 26. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (25) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander VIII. regierte Kypros bis 24. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (23) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander IX. regierte Kypros bis 22. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (21) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander X. regierte Kypros bis 20. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (19) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XI. regierte Kypros bis 18. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (17) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XII. regierte Kypros bis 16. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (15) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XIII. regierte Kypros bis 14. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (13) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XIV. regierte Kypros bis 12. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (11) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XV. regierte Kypros bis 10. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (9) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XVI. regierte Kypros bis 8. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (7) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XVII. regierte Kypros bis 6. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (5) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XVIII. regierte Kypros bis 4. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (3) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XIX. regierte Kypros bis 2. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (1) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XX. regierte Kypros bis 0. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (1) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXI. regierte Kypros bis 2. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (3) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXII. regierte Kypros bis 4. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (5) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXIII. regierte Kypros bis 6. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (7) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXIV. regierte Kypros bis 8. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (9) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXV. regierte Kypros bis 10. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (11) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXVI. regierte Kypros bis 12. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (13) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXVII. regierte Kypros bis 14. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (15) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXVIII. regierte Kypros bis 16. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (17) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXIX. regierte Kypros bis 18. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (19) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXX. regierte Kypros bis 20. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (21) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXXI. regierte Kypros bis 22. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (23) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXXII. regierte Kypros bis 24. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (25) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXXIII. regierte Kypros bis 26. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (27) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXXIV. regierte Kypros bis 28. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (29) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXXV. regierte Kypros bis 30. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (31) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXXVI. regierte Kypros bis 32. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (33) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXXVII. regierte Kypros bis 34. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (35) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXXVIII. regierte Kypros bis 36. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (37) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XXXIX. regierte Kypros bis 38. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (39) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XL. regierte Kypros bis 40. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (41) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XLI. regierte Kypros bis 42. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (43) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XLII. regierte Kypros bis 44. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (45) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XLIII. regierte Kypros bis 46. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (47) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XLIV. regierte Kypros bis 48. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (49) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XLV. regierte Kypros bis 50. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (51) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XLVI. regierte Kypros bis 52. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (53) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XLVII. regierte Kypros bis 54. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (55) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XLVIII. regierte Kypros bis 56. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (57) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XLIX. regierte Kypros bis 58. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (59) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander L. regierte Kypros bis 60. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (61) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LI. regierte Kypros bis 62. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (63) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LII. regierte Kypros bis 64. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (65) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LIII. regierte Kypros bis 66. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (67) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LIV. regierte Kypros bis 68. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (69) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LV. regierte Kypros bis 70. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (71) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LVI. regierte Kypros bis 72. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (73) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LVII. regierte Kypros bis 74. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (75) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LVIII. regierte Kypros bis 76. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (77) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LIX. regierte Kypros bis 78. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (79) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LX. regierte Kypros bis 80. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (81) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXI. regierte Kypros bis 82. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (83) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXII. regierte Kypros bis 84. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (85) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXIII. regierte Kypros bis 86. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (87) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXIV. regierte Kypros bis 88. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (89) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXV. regierte Kypros bis 90. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (91) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXVI. regierte Kypros bis 92. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (93) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXVII. regierte Kypros bis 94. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (95) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXVIII. regierte Kypros bis 96. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (97) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXIX. regierte Kypros bis 98. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (99) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXX. regierte Kypros bis 100. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (101) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXI. regierte Kypros bis 102. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (103) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXII. regierte Kypros bis 104. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (105) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXIII. regierte Kypros bis 106. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (107) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXIV. regierte Kypros bis 108. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (109) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXV. regierte Kypros bis 110. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (111) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXVI. regierte Kypros bis 112. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (113) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXVII. regierte Kypros bis 114. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (115) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXVIII. regierte Kypros bis 116. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (117) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXIX. regierte Kypros bis 118. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (119) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXX. regierte Kypros bis 120. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (121) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXXI. regierte Kypros bis 122. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (123) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXXII. regierte Kypros bis 124. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (125) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXXIII. regierte Kypros bis 126. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (127) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXXIV. regierte Kypros bis 128. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (129) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXXV. regierte Kypros bis 130. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (131) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXXVI. regierte Kypros bis 132. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (133) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXXVII. regierte Kypros bis 134. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (135) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXXVIII. regierte Kypros bis 136. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (137) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander LXXXIX. regierte Kypros bis 138. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (139) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XC. regierte Kypros bis 140. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (141) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XCI. regierte Kypros bis 142. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (143) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XCII. regierte Kypros bis 144. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (145) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XCIII. regierte Kypros bis 146. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (147) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XCIV. regierte Kypros bis 148. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (149) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XCV. regierte Kypros bis 150. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (151) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XCVI. regierte Kypros bis 152. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (153) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XCVII. regierte Kypros bis 154. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (155) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XCVIII. regierte Kypros bis 156. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (157) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander XCIX. regierte Kypros bis 158. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (159) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander C. regierte Kypros bis 160. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (161) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CI. regierte Kypros bis 162. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (163) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CII. regierte Kypros bis 164. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (165) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CIII. regierte Kypros bis 166. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (167) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CIV. regierte Kypros bis 168. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (169) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CV. regierte Kypros bis 170. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (171) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CVI. regierte Kypros bis 172. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (173) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CVII. regierte Kypros bis 174. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (175) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CVIII. regierte Kypros bis 176. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (177) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CIX. regierte Kypros bis 178. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (179) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CX. regierte Kypros bis 180. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (181) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXI. regierte Kypros bis 182. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (183) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXII. regierte Kypros bis 184. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (185) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXIII. regierte Kypros bis 186. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (187) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXIV. regierte Kypros bis 188. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (189) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXV. regierte Kypros bis 190. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (191) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXVI. regierte Kypros bis 192. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (193) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXVII. regierte Kypros bis 194. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (195) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXVIII. regierte Kypros bis 196. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (197) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXIX. regierte Kypros bis 198. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (199) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXX. regierte Kypros bis 200. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (201) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXI. regierte Kypros bis 202. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (203) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXII. regierte Kypros bis 204. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (205) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXIII. regierte Kypros bis 206. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (207) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXIV. regierte Kypros bis 208. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (209) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXV. regierte Kypros bis 210. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (211) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXVI. regierte Kypros bis 212. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (213) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXVII. regierte Kypros bis 214. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (215) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXVIII. regierte Kypros bis 216. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (217) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXIX. regierte Kypros bis 218. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (219) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXX. regierte Kypros bis 220. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (221) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXXI. regierte Kypros bis 222. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (223) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXXII. regierte Kypros bis 224. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (225) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXXIII. regierte Kypros bis 226. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (227) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXXIV. regierte Kypros bis 228. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (229) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXXV. regierte Kypros bis 230. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (231) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXXVI. regierte Kypros bis 232. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (233) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXXVII. regierte Kypros bis 234. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (235) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXXVIII. regierte Kypros bis 236. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (237) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXXXIX. regierte Kypros bis 238. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (239) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXL. regierte Kypros bis 240. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (241) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXLI. regierte Kypros bis 242. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (243) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXLII. regierte Kypros bis 244. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (245) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXLIII. regierte Kypros bis 246. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (247) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXLIV. regierte Kypros bis 248. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (249) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXLV. regierte Kypros bis 250. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (251) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXLVI. regierte Kypros bis 252. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (253) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXLVII. regierte Kypros bis 254. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (255) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXLVIII. regierte Kypros bis 256. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (257) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXLIX. regierte Kypros bis 258. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (259) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CL. regierte Kypros bis 260. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (261) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLI. regierte Kypros bis 262. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (263) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLII. regierte Kypros bis 264. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (265) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLIII. regierte Kypros bis 266. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (267) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLIV. regierte Kypros bis 268. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (269) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLV. regierte Kypros bis 270. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (271) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLVI. regierte Kypros bis 272. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (273) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLVII. regierte Kypros bis 274. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (275) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLVIII. regierte Kypros bis 276. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (277) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLIX. regierte Kypros bis 278. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (279) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLX. regierte Kypros bis 280. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (281) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXI. regierte Kypros bis 282. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (283) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXII. regierte Kypros bis 284. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (285) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXIII. regierte Kypros bis 286. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (287) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXIV. regierte Kypros bis 288. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (289) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXV. regierte Kypros bis 290. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (291) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXVI. regierte Kypros bis 292. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (293) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXVII. regierte Kypros bis 294. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (295) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXVIII. regierte Kypros bis 296. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (297) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXIX. regierte Kypros bis 298. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (299) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXX. regierte Kypros bis 300. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (301) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXI. regierte Kypros bis 302. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (303) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXII. regierte Kypros bis 304. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (305) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXIII. regierte Kypros bis 306. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (307) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXIV. regierte Kypros bis 308. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (309) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXV. regierte Kypros bis 310. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (311) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXVI. regierte Kypros bis 312. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (313) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXVII. regierte Kypros bis 314. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (315) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXVIII. regierte Kypros bis 316. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (317) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXIX. regierte Kypros bis 318. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (319) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXX. regierte Kypros bis 320. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (321) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXXI. regierte Kypros bis 322. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (323) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXXII. regierte Kypros bis 324. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (325) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXXIII. regierte Kypros bis 326. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (327) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXXIV. regierte Kypros bis 328. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (329) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXXV. regierte Kypros bis 330. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (331) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXXVI. regierte Kypros bis 332. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (333) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXXVII. regierte Kypros bis 334. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (335) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXXVIII. regierte Kypros bis 336. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (337) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CLXXXIX. regierte Kypros bis 338. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (339) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXC. regierte Kypros bis 340. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (341) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXCI. regierte Kypros bis 342. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (343) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXCII. regierte Kypros bis 344. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (345) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXCIII. regierte Kypros bis 346. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (347) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXCIV. regierte Kypros bis 348. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (349) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXCV. regierte Kypros bis 350. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (351) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXCVI. regierte Kypros bis 352. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (353) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXCVII. regierte Kypros bis 354. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (355) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXCVIII. regierte Kypros bis 356. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (357) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CXCIX. regierte Kypros bis 358. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (359) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CC. regierte Kypros bis 360. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (361) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CCI. regierte Kypros bis 362. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (363) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CCII. regierte Kypros bis 364. Dann kam es wieder an Ptolemäos Apion, der es bis zu seinem Tode (365) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CCIII. regierte Kypros bis 366. Dann kam es wieder an Ptolemäos Alexander II., der es bis zu seinem Tode (367) behielt. Sein Sohn Ptolemäos Alexander CCIV

Schreiben und meiner früher ausgesprochenen Bitte liegt.

„Ich will mich, hochwürdige Frau! nicht weitläuftig darüber verbreiten, wie wenig erfreulich und unter welchem Drange, mitunter recht unangenehmer Geschäfte, ich meine Zeit in Marseille hinbringen mußte. Meine einzige Erholung nach jedem mühsam durchkämpften Tagewerk war Abends ein Spaziergang, sobald die Sonne sich dem Untergange zuneigte, und am liebsten wallfahrtete ich dann auf ziemlich steilem Pfade dem Gipfel eines nicht zu weit von der Stadt entfernten Berges zu, um mich dort an der um diese Stunde vom Meer herüberwehenden Kühle, und der herrlichen Aussicht zu erquicken. Gleich einer Mauerkrone schmückte hier eine alte Zitadelle mit ihren von Wind und Wetter gebräunten Zinnen und Thürmen den nackten Scheitel des fünfhundert Fuß hoch über dem Meer stolz und kühn sich erhebenden Felsens, und bildet mit dem dunkeln Blau des darüber sich hinwölbenden Himmels den wunderbarsten Contrast, den ich täglich mit neuer Lust betrachtete. Ganz in der Nähe hat frommer Glaube schon seit undenklicher Zeit eine

Mayer Lambert, der jüdische Vorsteher Rabbi Meyer Lambert, Rabbiner von Colmar, ist in Paris gestorben. Er war 1819 in Colmar geboren und hatte seine Studien in der Talmudschule seiner Vaterstadt gemacht. Später wurde er Professor der hebräischen Sprache und Literatur an der Talmudschule zu Metz, wo er 1846 zum Rabbiner ernannt wurde. Nach 1870 wurde er Rabbiner von Colmar. Er hat zahlreiche Werke über jüdische Religion und Geschichte geschrieben, die sich durch Gründlichkeit auszeichnen. Mit ihm ist der Rabbi Dr. Schwabacher, der 1870 in Metz geboren wurde, Rabbiner geworden. Er ist ein Sohn des Rabbiners Schwabacher in Metz, der 1870 nach Frankfurt a. M. übersiedelte.

Mannheim, 10. Januar. (Offizielle Amtliche Bekanntmachung.) Der Großherzog hat den Rechtsanwalt Dr. Ludwig Marum in Karlsruhe zum Amtsrichter in Mannheim ernannt. Dr. Marum ist der erste Jude, der in Baden zum Richter ernannt wird. Er ist 1882 geboren und hat seine Studien in Heidelberg gemacht.

an den Wänden hängen zahllose Dankopfer von denen, die ihrem Beistande Errettung aus der Sklaverei der Barbaren, oder Erhaltung mitten in der drohendsten Gefahr schuldig zu seyn glauben. Morgens und Abends eilen aus der Umgegend Frauen und Mädchen hieher, die für ein geliebtes Leben zittern, das im Kampf mit dem wilden Elemente begriffen ist, welches sich hier unabsehbar wie die Ewigkeit vor dem geblendeten Auge ausbreitet. Sie schmücken den kleinen Altar mit frischen Blumen und geweihten Kerzen, und kehren hoffnungsvoll und beruhigt zu ihrem Tagewerk zurück, wenn sie im brünstigen Gebet den geliebten Mann der mächtigen notre Dame de la Garde empfohlen haben. Wie oft stand ich da, gedachte Viktorinens, und suchte in den ländlichen Gestalten irgend eine Aehnlichkeit mit dem geliebten Wesen aufzufinden, dessen reines inniges Gebet vielleicht in der nämlichen Stunde für mich zum Himmel aufstieg, bis auch mich mein Gefühl neben die Beterinnen am Fuße des kleinen ärmlichen Altares hinzog; wenn gleich mein Glaube keiner heiligen Vermittler zwischen mir und Gott bedarf.

Am längſten und liebſten aber pflegte ich hier auf der Terraſſe dicht vor der kleinen Zitadelle zu verweilen, von welcher aus ſich eine wahrhaft unermeßliche Ausſicht vor mir ausbreitete, die ich bis jetzt noch keiner andern zu vergleichen weiß. Land und Meer, die große lebensreiche Stadt mit ihrem Gewühl, von dem kein Ton bis hier hinauf= gelangt, die maleriſch geformten Felſen, der Hafen mit ſeinen vielen fremdartigen, in ihrer Bauart ſo verſchiedenen Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die viel tauſend kleinen Baſtiden ringsumher, welche gleich leuchtenden weißen Punkten hervor= glänzen aus ihrem Myrthengeſträuch, ihren Oliven= bäumen, ihren Pinien; alles dieſes zuſammen ge= währt hier beim Untergange der Sonne ein Bild, deſſen Darſtellung weder Pinſel noch Feder un= ternehmen darf. Und doch fühlt ſich Jeder zu dem Verſuche hingeriſſen und ich ſelbſt muß jetzt gewaltſam mich davon abwenden.

„Hieher, hochwürdige Frau! wallfahrtete ich auch noch am letzten Abende, den ich vor meiner Abreiſe nach Toulon in Marſeille zuzubringen ge= dachte. Arbeitsmüde, geiſtig erſchöpft von tau= ſend kleinen neckenden Widerwärtigkeiten, die ich

des Tages über zu bekämpfen gehabt hatte, machte ich mich etwas später als gewöhnlich auf den Weg. Die Sonne war schon dem Untergange nahe, und ich bemerkte es kaum, daß ein dünner durchsichtiger Schleier den sonst ewig heitern Himmel wie mit einem Flor zu bedecken begann. Der Weg kam mir ungewöhnlich lang vor, der Felsen schien mir steiler als je, kein Lüftchen wehte mir Kühlung zu, wie sonst immer um diese Stunde, wo der Seewind sich aus dem Meere erhebt; eine für diese Jahreszeit sehr drükkende Schwüle erschwerte mir das Athmen, und ich empfand eine so ungewohnte lähmende Mattigkeit, daß ich recht froh war, den Felsen endlich erstiegen zu haben.

„Ich eilte sogleich der Terrasse zu, um noch einmal an der köstlichen Aussicht mich zu erfreuen, ehe es dunkel ward, denn unter diesem Himmelsstrich ist die Zeit der Dämmerung so kurz, daß die Nacht gleich nach dem Sinken der Sonne ihre Rechte geltend zu machen beginnt. Zugleich wollte ich von dem alten Invaliden Abschied nehmen, der hier oben als Wächter angestellt ist und so lange der Tag währt, jedes am Horizonte auf-

tauchende Segel vermittelst eines großen Fernrohrs beobachtet, um dessen Ankunft sogleich der Stadt durch Signale kund zu thun, sobald sich nur die Flagge des ankommenden Schiffes erkennen läßt.

„Zwischen mir und dem alten wackern Graukopfe war während meiner öftern Besuche hier oben eine Art freundlichen Verkehrs entstanden, von dem ich ihm ein kleines Andenken zurückzulassen wünschte. Ich hatte gewissermaßen sein Herz gewonnen, weil ich ihm freundlich zuhörte, wenn er mir mit der, alten Franzosen so eignen Redseligkeit, von seiner Jugendzeit erzählte, die er gleich allen Greisen der jetzigen weit vorzog; von der vormals unter dem unglücklichen Ludwig in Versailles herrschenden Pracht, und von der Schönheit und Huld seiner noch unglücklicheren Königin, die er sogar einmal gesprochen zu haben versicherte, als er eben im Park von Versailles Schildwache stand.

„Der gute Alte pflegte mich sonst immer mit so lauter Freude zu empfangen, als es die alt französische Höflichkeit ihm nur erlauben mochte, doch heute war auch dieses anders wie sonst. „Kehrt um Herr!“ rief er mir schon von weitem

zu, sobald er mich ansichtig ward, „geht zurück, um Gotteswillen was wollt Ihr heute hier oben? Ein fürchterliches Unwetter zieht herauf, und Ihr habt von Glück zu sagen, wenn Ihr noch vor dessen völligem Ausbruche die Stadt erreicht.

„Ich begriff den alten Regnaud Anfangs nicht, die Luft war vollkommen still, kein Hälmchen regte sich; nur der Schleier, der jetzt den ganzen Himmel bedeckte, verdichtete sich unmerklich aber schnell, und über dem Meere hin stiegen weißgraue, zackige Wolkengebilde auf. Doch plötzlich veränderte sich alles. Mit wildem ängstlichem Geschrei flog jetzt auf einmal ein unzählbares Heer großer und kleiner Wasservögel von allen Seiten dem Ufer zu, und suchte mit bangem Geflatter sich in die Höhlen und Spalten der Felsen zu verbergen. Nahe am Strande war das Meer noch still, es war, als ob seine helle, jetzt blaßgraue Fläche nur innerlich erzitterte, ohne jedoch eigentlich Wellen zu bilden, doch weiterhin in der offnen See thürmte es sich schon Haus hoch, und ein dumpfes schauerliches Getöse stieg immer lauter und grausenvoller aus der entsetzlichen Tiefe zu uns herauf.

„Wie kurz vorher die Möven und das übrige Geflügel dem schützenden Strande zugeeilt waren, so sah ich jetzt auf den Wogen unzählige kleine schwarze Punkte in ängstlicher Eile ihm zustreben, lauter Fischernachen, die mit Anstrengung aller Kräfte das Land zu erreichen suchten. Einer davon schlug nahe am Ufer um, aber die rüstigen Fischer retteten sich schwimmend. In einiger Entfernung wandten sich ein Paar große Schiffe mit vollen Segeln durch die kleinen Nachen durch; wie ein Paar Schwäne theilten sie in stiller Majestät die schäumenden Wogen und erreichten glücklich den nahen Hafen, ehe der Sturm mit seinem vernichtenden Fittig sie ereilen konnte.

„Die Luft war am Ufer still, aber das bange Grausen, das auf der ganzen Natur ruhte, hatte auch mich ergriffen, und ich stand da und blickte, unfähig mich abzuwenden, den kommenden Schrekken entgegen. Mein alter Freund saß indessen unbeweglich, wie fest gebannt, vor seinem Fernrohr, und obgleich die hereinbrechende Dunkelheit ihm nicht mehr erlauben mochte weit zu sehen, so starrte er dennoch mit unverkennbarer Angst in die Wasserwüste hinaus, wo der Kampf der Ele-

mente ſich immer wilder erhob. Von mir nahm er dabei keine Notiz, nur daß er, ohne es vielleicht ſelbſt zu wiſſen, daß er es that, mich dann und wann ermahnte, heimzukehren ſo lange es noch Zeit ſey.

„Heulend, pfeifend, brüllend, mit gräßlichem Toſen brach jetzt der Sturm los, und das Meer antwortete ihm. Bergehoch, mit weißem, hell durch die Dämmerung leuchtenden Perlenſchaume gekrönt, thürmte ſich am Ufer die Brandung auf, brach am Felſen in ſich zuſammen, erhob im Momente ſich von neuem, und unabſehbar tief gähnte der ſchwarze furchtbare Abgrund zwiſchen den immer von neuem wieder erſtehenden Wogen. So weit das Auge reichte, ſiedete das Meer in unbeſchreiblicher Wuth, ſtürzten auf der unermeßlichen Fläche Berge über Berge ineinander. Blitze fuhren daher und die ganze Atmoſphäre ſtand in Flammen, Donner und Meer brüllten um die Wette. Der jetzt ganz ſchwarze Himmel ſchien ſich in das Meer verſenken zu wollen, die gewaltigen Wogen thürmten gegen ihn ſich an, als wollten ſie, gleich ergrimmten Titanen, mit ihm kämpfen, und der

Fels, auf dem ich ſtand, ſchien in ſeiner Grundfeſte zu erbeben.

„Dichte Finſterniß bedeckte die grauſenvolle Scene und erhöhte ihre Schrecken. Jetzt zerriſſen Blitze von allen Seiten die ſchwarze Wolkendecke, und bei der einige Sekunden lang anhaltenden, und nach jedesmaligem Verſchwinden ſchnell wiederkehrenden blendenden Helle, entdeckte mein ſcharfes Auge in nicht zu großer Entfernung einen dunklern Gegenſtand, den eine Woge der andern im gräßlichen Spiele zuwarf, der uns bald näher gerollt ward, bald weiter ſich entfernte, bald auf drohender Höhe ſchwebte, bald tief hinab dem entſetzlichen Abgrund zugeſchleudert wurde. Es war ein Schiff, allmächtiger Gott! ein Schiff! Wie klein iſt alles Menſchenwerk gegen die unermeßliche Natur! Und was ſind wir, die wir uns rühmen, die Elemente unſerem Dienſte zu unterjochen!

„Jetzt begann der Regen in großen ſchweren einzelnen Tropfen niederzufallen; beim Scheine der Blitze glänzten dieſe wie Feuerfunken. Mir kam es nicht in den Sinn, ein ſchützendes Dach aufzuſuchen, es war mir als gäbe es keinen Schutz

mehr in der Welt vor dieser vernichtenden Gewalt der Natur. In den tiefsten Tiefen meines Gemüthes von Ehrfurcht durchschauert, fühlte ich mich in der unmittelbaren Gegenwart des Herrn der Welt, und vermochte nicht einen andern Gedanken zu fassen, als seine unbegreifliche Größe und die arme Endlichkeit alles irdischen Beginnens.

„Kommt herein, Herr, verschmäht meine arme Hütte nicht, Ihr werdet unter meinem Dache wenigstens im Trocknen seyn," sprach jetzt mein alter Invalide, und zog mich mit höflicher Gewalt seiner kleinen, ganz in der Nähe befindlichen Wohnung zu. „Ich sagte es Euch vorher, ich habe Euch gewarnt, Herr, aber da war kein Gehör," schalt er recht väterlich, während er in seinem ärmlichen Stübchen den durchnäßten Rock mir auszog und ihn an das Kamin hing, in welchem er mit einigen Bündeln trockner Weinreben und ein Paar dicht belaubten Zweige der immergrünen Eiche, die hier einheimisch ist, ein hellauflodernedes Feuer anzündete.

„Ich bin das gewohnt," brummte er während dieser Beschäftigung nach seiner gutmüthigen Weise

fort; „einem alten Soldaten ſchadet ſo etwas nicht leicht, aber Ihr, junger Herr, ich ſage Euch, ihr könnt eine Bruſtentzündung davon tragen. Folgt mir nur wenigſtens diesmal, und nehmt einen Tropfen von meinem guten Curaçao, das wird Euch wohl thun.“

„Ich that alles, was der Alte wollte, ließ ihn ungeſtört um mich herum ſein Weſen treiben, und horchte nur auf den Sturm, der immer furchtbarer die Hütte umtobte. Plötzlich vernahm ich, mitten durch den wilden Aufruhr der Elemente, einen von dieſem ſich unterſcheidenden Schall wie von einer, in nicht gar zu weiter Entfernung gelöſten Kanone, gleich darauf noch einen, und wieder einen, „Notre Dame de la Garde nehme der armen Seelen ſich in Gnaden an! die werden den Morgen ſchwerlich wiederſehen,“ ſeufzte, recht innerlich betrübt, der Alte. „Habt Ihr es gehört, Herr? das waren Nothſchüſſe. Wohl mag das arme Schiff in großer Noth ſchweben, aber da iſt bei Menſchen keine Hülfe. Bei dieſem Wetter wagt kein Lootſe ſich hinaus.“

„Ich will hin! rief ich, und griff nach meinem am Feuer hängenden Rock, ich will hinunter,

ſagt mir wo finde ich die Lootſen, ich will ihnen Gold bieten, vielleicht —

„Bleibt, ſage ich Euch, bleibt!“ erwiederte der Greis, indem er mich feſt hielt, „ich ſage Euch, bötet Ihr auch Millionen, hier iſt nichts zu thun. Die Lootſen wohnen weit von hier, nahe am Hafen, es ſind brave Leute darunter, die ihr Leben nicht achten wenn Hülfe möglich iſt. In dieſer Nacht aber wäre jeder Verſuch an das Schiff zu gelangen wirklich Tollheit, und könnte nur zum Untergange führen. Solchen Sturm hat niemand ſeit Menſchengedenken erlebt! Ich kenne das Schiff wohl, ich glaube, daß es ſogar Lootſen am Bord hat, denn ſeit mehreren Stunden ſah ich unter großer Beſorgniß zu, wie es auf der Höhe lavirte. Es iſt der Phönix, ein braves Schiff, eines der ſchönſten und größten von Marſeille. Aber, ſo viel ich durch das Fernrohr ſehen konnte, hat es während dieſer Reiſe durch frühere Stürme ſchweren Schaden erlitten, denn es konnte ſich nicht recht regieren. Sonſt hätte es wohl eben ſo gut noch den Hafen erreicht, wie die Syrene und der Merkur, die Ihr vorhin kurz vor dem vollen Ausbruche des Un-

wetters einlaufen saht. Horch! sie schießen wieder — und wieder — arme Leute! arme Leute! mögen Gott und die Heiligen sie trösten. So dicht vor dem Hafen! es ist ein grausames Geschick.“

„Die Thüre flog jetzt weit auf, und hereinstürzte mit der Geberde einer Verzweiflenden ein junges Mädchen, von dem ich mich erinnerte, es sehr oft in der Kapelle beten gesehen zu haben. Wild flog ihr langes rabenschwarzes Haar um das todtenbleiche Gesicht, ihre Kleider waren durchnäßt, sie wollte reden, aber der Athem fehlte ihr.

„Suzon, Mamsell Suzon, barmherziger Gott wo kommt Ihr her in dieser Schreckensnacht!“ rief der Alte und schlug voller Entsetzen beide Hände zusammen.

„Die Lampe, die Leuchte, Eure Laterne Vater Regnaud —“ stammelte das arme Mädchen, „ich muß hinab an den Strand, hört Ihr das ängstliche Nothschießen denn nicht? — ich will hin, ihnen muß Hülfe werden — sie müssen gerettet —“ ihre Knie brachen bei diesen Worten unter ihr zusammen. Vater Regnaud hielt sie im Fallen auf, sie zitterte konvulsivisch, aber sie verlor nicht das

Bewußtseyn. Wir standen ihr bei, so gut wir es vermochten, der Alte trug sie in seinen gepolsterten Sorgstuhl neben dem Kamin, rieb ihr die Schläfe mit gebranntem Wasser, und versuchte es ihr ein Paar Tropfen davon einzuflößen. „Armes, armes Kind!“ seufzte er dazwischen, und eine Thräne zitterte in seinen grauen Wimpern. „Die Unglückselige! in dieser Nacht den Felsen zu erklimmen, es ist unglaublich! Betet, Mamsell Suzon, betet zu Gott und unsrer lieben Frau für die armen Leute, sie sind in Gotteshand, hofft auf ihn.“

„Gebt mir die Laterne, erwiederte Suzon mit wildem, fast wahnsinnigem Blick, ich sage Euch, ich muß hinab an den Strand! Sie wollte aufstehen, doch sie vermochte es nicht, sie sank halb ohnmächtig zurück in den Stuhl, und ihre Augen fielen von selbst zu, wie die einer Todtmüden. „Ich habe gebetet, so betet niemand wieder,“ sprach sie leise und immer leiser, „notre Dame de la Garde — ich wußte, er käme heut, Euer Signal — sie sagtens mir in der Stadt — sechs Stunden lag ich am Fuße ihres Altars, sie hat mein Gelübde angenommen, sie winkte

mir — ich muß hinab, ich rette ihn, notre Dame de la Garde —“

„Die arme Suzon sprach die letzten Worte halb im Traume, ihr Köpfchen sank zurück, ein eignes Lächeln glitt über das bleiche Gesicht hin, die an das Stuhlkissen gedrückte Wange röthete sich ein wenig, sie athmete leiser, und ohnerachtet der innern furchtbaren Angst machte die erschöpfte Natur ihre Rechte geltend, indem sie dem armen Kinde kurzes Vergessen aller Noth gewährte.

„Sie schläft,“ flüsterte der Alte, und schlug ein Kreuz über die Schlummernde, dann wollte er auf die Terrasse hinaus, sich umzusehen und ich begleitete ihn. Der Regen hatte aufgehört, der Sturm tobte fürchterlicher als zuvor, kaum daß ich seiner Macht widerstehen konnte und mich aufrecht erhielt. Unaufhörliche Blitze gossen noch immer Ströme von Feuer über das siedende Meer aus, und noch deutlicher als zuvor erblickten wir bei ihrem Leuchten das unglückliche Schiff, ringend mit dem Untergange. Dunkle undurchdringliche Grabesnacht umgab uns gleich darauf wieder, und durch die dichte Finsterniß leuchteten einzelne kleine schnell wieder verschwindende Funken

zu uns auf; es war das Aufblitzen der Kanonen, durch deren unaufhörliches Abfeuern die verzweifelnde Mannschaft des Phönix noch immer menschliche Hülfe herbeizurufen strebte, aber der Schall verschwand unhörbar und ungehört in dem furchtbaren Aufruhr der Natur.

„Ich konnte mich nicht entschließen, zurück in die Hütte zu gehen, und auch der Alte blieb draußen, wahrscheinlich um Suzons herzzerreißendem Anblick auszuweichen. Noch immer bestürmte ich ihn mit Bitten und Fragen, um Mittel und Wege dem augenscheinlich dem Untergange geweihten Schiffe zur Hülfe zu kommen, aber er wies mich unabänderlich ab, wie man ein Kind abweist, das Unmögliches verlangt, obschon das Herz des mit allen diesen Schrecken längst vertrauten Greises für die unglückliche Suzon blutete.

„Er sagte mir, sie sey seine Pathe, die Tochter eines armen Fischers, aus einem kleinen Dörfchen nahe am Fuße des Felsens von notre Dame de la Garde; das schönste, sittsamste, anmuthigste Mädchen weit und breit umher, von Jugend auf bei Alt und Jung beliebt. Antoine, seit langer Zeit ihr Verlobter, war als Matrose

mit dem Phönix ausgegangen, sobald er heimkehrte, sollte die Hochzeit seyn und nun --- dem alten Mann brach die Stimme vor innerer Bewegung, er vermochte nichts weiter hinzuzusetzen.

„Ich dachte an Viktorinen und — ach! hochwürdige Frau! lassen Sie mich was ferner sich mit der Unglücklichen begab, was mir das Herz zerriß, indem es mit einem Entsetzen mich erfüllte, das immer von neuem wiederkehrt so oft ich daran denke — lassen Sie mich das alles nur noch mit wenigen kurzen Worten andeuten, um Ihrer und meiner zu schonen.

„Wir kehrten in die Hütte zurück und — fanden Suzon nicht mehr. Sie war erwacht, und hatte sich hinter unserem Rücken hinausgeschlichen. Das furchtbare Brausen des Sturms, das wilde Toben der Wogen, bei dem wir nur mühsam, dicht zusammen gedrängt, uns einander verständlich machen konnten — wir hatten ihr Fortgehn nicht bemerkt!

„Wir riefen Hülfe herbei, die wenigen Invaliden, welche die Zitadelle bewohnen, vereinten sich mit uns; der Fels, der Weg zur Stadt, die Kapelle, alles ward durchsucht, obgleich die

Schreckniſſe dieſer entſetzlichen Nacht die Nachforſchungen eben ſo gefährlich als mühſam machten, — alles war umſonſt und Suzon blieb verloren!

„Der Morgen graute, das Gewitter verzog, der Sturm legte ſich, doch das erzürnte Meer ſiedete noch immer in innerlicher entſetzlicher Wuth, und die ſchäumende Brandung tobte weit über ihre ſonſt gewohnte Gränze am Ufer hin. Da ging endlich die Sonne auf, hell und heiter, als leuchte ihr Strahl nur Glücklichen, die ſmaragdnen Wellen erglänzten, ſie hoben wie im feierlichen Tanz die ſchaumgekrönten Häupter in unbeſchreiblicher Pracht, und warfen im wilden Spiele die dunkeln Trümmer des geſcheiterten Schiffes einander zu, ein trauriges Zeichen ihres Triumphs über zerbrechliches Menſchenwerk.

„Wie ich zurück nach Marſeille und in meine Wohnung gelangt bin, weiß ich kaum. Das in allen ſeinem Schrecken über allen Ausdruck erhaben große Schauſpiel dieſer unvergeßlichen Nacht, Suzon, Viktorine, alles dieſes vereint, drängte ſich auf dem Wege in meiner Phantaſie zu einem einzigen gewaltigen Bilde zuſammen.

„Es war mir unmöglich, Marseille, wie ich es mir früher vorgenommen hatte, schon an diesem Tage zu verlassen, ohne vorher über das Geschick der armen Suzon, und der Mannschaft des so nah' am Hafen gescheiterten Schiffes, zu einiger Gewißheit gelangt zu seyn. Alle, alle hatten wahrscheinlich im Zorn des empörten Elementes den Untergang gefunden.

„Als am zweiten Morgen nach jener Schrekkensnacht das wieder beruhigte Meer sich in seine alten Schranken zurückzog, und die wilde Brandung sich legte, fanden die Fischer mehrere Todte, welche die Wogen dem mütterlichen Boden wieder zugeworfen hatten. Antoine war der erste unter diesen; unfern dem Wohnorte seiner Braut lag er auf einer kleinen Erhöhung, halb bedeckt noch von den Wellen, die einzeln über ihn hinschlugen, und neben ihm seine bis in den Tod getreue Suzon. Kalt, erstarrt, durchnäßt, als hätte sie mit ihm die Gefahren des Schiffbruchs getheilt, hielt sie ihn noch immer fest umschlungen, und keine Gewalt vermochte die Liebenden im Tode zu trennen, denen Vereinigung im Leben nicht beschieden war.

„Die Unglückliche! Nachdem sie aus der Hütte des guten Regnaud entfloh, stieg sie, wie man jetzt vermuthet, einen Fußpfad hinab, der schnurgerade an's Ufer führt. Niemand begreift, wie dieses Wagestück ihr in dieser entsetzlichen Nacht gelungen seyn kann, denn nur selten mag einer der kühnsten Bewohner dieser Küste den fast senkrecht steilen Weg bei hellem Sonnenscheine erklimmen. Wahrscheinlich fand sie zuerst bei'm grauenden Morgen den geliebten Todten, noch umspült von der Brandung, die ihn an's Ufer warf, und ihn wieder mit hinabzureißen drohete. Die erschöpften Kräfte der Armen vermochten nicht, ihn vollends an das Ufer zu ziehen, und so sank sie neben ihm hin und fand in dem Bestreben, ihren Geliebten wieder in's Leben zurückzurufen, selbst den Tod. Es ist ein Geschick, über das sich weiter nichts sagen läßt; hier bleibt nichts übrig, als schweigend in Ehrfurcht zu verstummen.

„Am zweiten Tage, ehe ich den Weg nach Toulon antrat, ging ich hinaus, um das Meer noch einmal zu sehen, doch den Felsen von notre Dame de la Garde mochte ich nicht wieder

Schluß. Wiederholung des Gelernten. Wenn ich Ihnen heute — wie schon gesagt — noch keine neuen Lehrstoffe bringe, so geschieht es deshalb, weil ich Ihnen Gelegenheit geben will, das Gelernte zu wiederholen und zu befestigen. Ich will Ihnen auch Gelegenheit geben, Ihre Kenntnisse zu prüfen, damit Sie sehen, was Sie wissen und was Sie noch nicht wissen. Ich will Ihnen auch Gelegenheit geben, Ihre Kenntnisse zu prüfen, damit Sie sehen, was Sie wissen und was Sie noch nicht wissen.

Schluß. Wiederholung des Gelernten. Wenn ich Ihnen heute — wie schon gesagt — noch keine neuen Lehrstoffe bringe, so geschieht es deshalb, weil ich Ihnen Gelegenheit geben will, das Gelernte zu wiederholen und zu befestigen. Ich will Ihnen auch Gelegenheit geben, Ihre Kenntnisse zu prüfen, damit Sie sehen, was Sie wissen und was Sie noch nicht wissen. Ich will Ihnen auch Gelegenheit geben, Ihre Kenntnisse zu prüfen, damit Sie sehen, was Sie wissen und was Sie noch nicht wissen.

immer verzagen, oder immer vertrauen, und ich wähle mir das Letztere.

„Am nämlichen Tage noch trat ich meine kleine Reise nach Toulon an; ich suchte und fand neue Lebenskraft im Betrachten dieser, von allem mir Gewohnten so ganz abweichenden Pracht der Natur, und es gelang mir nach und nach, mich von den düstern Bildern loszureißen, die noch immer auf meine Phantasie eindrangen.

„Alles ist hier anders, wie bei uns und doch unendlich reizend; keine Spur jener anmuthigen Frische, die in den schönen Thälern am Ufer der Elbe, des Rheins, der Donau uns mit so unbeschreiblichem Wohlbehagen erfüllt. Weit und breit ist nur wenig Grünes zu entdecken, die Olivenbäume, die in den Steinklüften wurzeln, der Thymian, der Lavendel, alle die vielen tausend Kräuter, die wie ein Teppich sich über die Felsen hinbreiten, zeigen meistens nur ein einförmiges Graublau, welches das dunkle, an's Schwarze gränzende Grün der malerischen Pinie nur selten unterbricht, aber ein süßberauschender Duft steigt Abends und Morgens aus ihnen auf. Der Oleander, der Rosmarin wachsen hier, mit der Myrthe

wärts, der Hilfe Suchenden Herold, dem Ritter Ehr, Lieb, Treu, Herold, der in seine Ehr, Lieb, Treu, Ritter, der Ehr, Lieb, Treu, Ritter, der in seine Ehr, Lieb, Treu, Herold

Reben zwischen dem Gestein; unzählige Blumen biegen sich neugierig vor, als wollten sie in dem klaren Gewässer sich spiegeln, und alles grünt und blüht in üppiger Frühlingskraft. Doch dieses währte nicht lange, die Felsen erhoben sich kühner, das klare Strömchen verwandelte sich in einen scheltend und stürmend zwischen engen Ufern daher rollenden Giesbach, und Alles um uns gewann einen düsteren, wilderen Charakter, bis zuletzt jede Spur von Vegetation hinter uns zurückblieb, und das enge, schauerliche Thal von Oliulles uns aufnahm. In früheren Zeiten, selbst während der Revolution, war es als der Aufenthalt gefährlicher Räuberhorden berüchtigt, und auch jetzt hatte man uns ermahnt, es nicht unbewaffnet zu durchziehen. Denn der vieljährige Krieg hat die Menschen verwildert, und viele, die während desselben heranwuchsen, und kein anderes Handwerk als Raub und Plünderung in fernen Ländern erlernten, üben dieses jetzt nothgedrungen im eigenen Vaterlande aus, besonders wo sie, gerade wie in diesem Thal, einen Ort finden, der von der Natur selbst zum Schauplatz dunkler Thaten bestimmt scheint.

„Es ist ja nur ein kurzes Stück Weges, das
geht nämlich Niemand, wenn es regnet,
und wenn es schneit, und wenn es stürmt,
und wenn es kalt ist, und wenn es heiß ist,
und wenn es Abend ist, und wenn es Nacht
ist, und wenn es schlecht, kurzum keine
Zeit ist, da geht Niemand."

Und so ist es auch. Wenn es regnet, so
ist es schlecht, Niemand geht, und wenn
es schneit, so ist es schlecht, Niemand geht,
und wenn es stürmt, so ist es schlecht,
Niemand geht, und wenn es kalt ist, so ist
es schlecht, Niemand geht, und wenn es
heiß ist, so ist es schlecht, Niemand geht,
und wenn es Abend ist, so ist es schlecht,
Niemand geht, und wenn es Nacht ist, so
ist es schlecht, Niemand geht, kurzum
keine Zeit ist, da geht Niemand.

Und wenn Niemand geht, so ist es
schlecht, und wenn Niemand geht, so ist
es schlecht, und wenn Niemand geht, so
ist es schlecht, und wenn Niemand geht,
so ist es schlecht, und wenn Niemand geht,
so ist es schlecht, und wenn Niemand geht,
so ist es schlecht, und wenn Niemand geht,
so ist es schlecht, kurzum keine Zeit ist,
da geht Niemand.

ches auch gebildetere Naturen, als die seine, nie ganz zu verläugnen vermögen, und verlangte immer nach einer zweiten furchterregenden Erzählung, wenn die erste eben zum Schlusse gekommen war.

„So gelangte ich, anscheinend ganz allein, zu einer Stelle im Thal, wo sich die Felsen dem Auge so wunderbar in einander schieben, daß der rückwärts Schauende eben so wenig begreift, wo er hergekommen ist, als er absehen kann, wo es hinaus will, wenn er den Blick vorwärts wendet. Und gerade in diesem ringsum von steilen Felsenwänden eingeschlossenen Platze sah ich plötzlich, in geringer Entfernung, aus einer der Seitenklüfte zwei mit starken Knitteln bewaffnete Männer hervorspringen, deren verwildertes Ansehen das traurige Gewerbe nur zu deutlich bezeichnete, welches sie hier treiben mochten.

„Wo hinaus?“ rief mir der Eine zu, der mir am nächsten stand, und suchte meinem Pferde in den Zügel zu fallen, während der Andere im gestreckten Laufe herbeieilte. Ich hatte indessen im Augenblicke, als ich ihrer ansichtig ward, eines meiner Terzerole hervorgezogen, und feuerte es nur über ihre Köpfe ab; denn warum sollte ich

die armen Teufel zu verletzen suchen? Der Schall vertausendfältigte sich bis in's Unendliche zwischen diesen Felsenmassen, und was ich dadurch beabsichtigte, war auch im nächsten Augenblick erreicht, denn der Postillion und Dubois bogen um die Ecke; die Räuber flohen in ihre Schlupfwinkel zurück, sobald sie dieser Beiden gewahr wurden, und verschwanden blitzschnell vor unsern Augen.

„Herr, das waren böse Gäste!“ rief der Postillion, „laßt uns eilen, damit wir diese verwünschten Räuberwinkel in den Rücken bekommen. Ich ließ mir den Rath gefallen, und nun ging es eine Weile so schnell vorwärts, als der, bald steil sich erhebende, bald dem Abgrunde sich zusenkende Weg es nur erlauben wollte. Die Felsen zogen in immer wunderbarer sich gestaltende, düstere Klüfte sich zusammen. Plötzlich sprang mein Pferd auf die Seite; ich suchte die Ursache seines Scheuwerdens, und ward mit Entsetzen einen fast ganz entkleideten, wahrscheinlich ermordeten Menschen gewahr, der, halb verborgen, in einer Felsenschlucht unfern dem Wege lag. Schnell sprang ich vom Pferde, um zu untersuchen, ob noch Leben in ihm sey. Dubois Angst stieg zwar bis

zum Lächerlichen bei diesem Verweilen an einem so berüchtigten Orte, und auch der Postillion wäre gern vorwärts geeilt, doch ich achtete nicht darauf, und da ich beiden in der nächsten Minute die Versicherung ertheilen konnte, daß der Beraubte nicht todt, sondern nur von einem Schlage auf den Kopf betäubt sey, so waren sie auch sogleich bereit, mir in dem Bemühen, ihn wieder in's Leben zu bringen, beizustehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Unglückliche den nämlichen Räubern in die Hände gefallen, denen wir kurz vorher begegneten; Dubois und der Postillion besprachen dieses mit einander sehr weitläuftig, indem sie sich um ihn beschäftigten, und zogen daraus den tröstlichen Schluß, daß die Räuber deshalb wohl schwerlich sich sobald wieder hieher zurückwagen würden.

„Mit welcher Freude ich endlich die erste Regung des wiederkehrenden Lebens in dem Verwundeten wahrnahm, vermag ich nicht zu beschreiben. Nie zuvor hatte ich gefühlt, was es heißt, ein Menschenleben gerettet zu haben, und ich schrie beinahe laut auf vor Entzücken, als sein Auge sich dem Lichte öffnete. Freilich sank er bald dar-

auf, ohnmächtig wieder zurück, doch gelang es uns deshalb vielleicht um so besser, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, ohne ihm zu große Schmerzen zu verursachen.

„Langsam schritt unser kleiner Zug jetzt vorwärts, bis wir den nicht mehr sehr entfernten Ausgang des Thals erreichten. Tausend Gedanken und Empfindungen wogten indessen in meinem Gemüth; Suzon und ihr schmerzliches Geschick standen von Neuem vor meinem Geist, und die Ueberzeugung, daß nur der Untergang jenes holden, liebenden Wesens mich in der rechten Stunde zur Rettung dieses jungen Mannes herbeigeführt habe, erfüllte mich mit unaussprechlich tiefer Wehmuth. Denn nur um von Suzon noch Kunde zu erhalten, war ich später von Marseille abgereis't, als ich zuerst es mir vorgesetzt hatte.

„So geht das Leben durch Nacht zum Licht! aus Untergang erwächst neues Entstehen, wie am Horizonte des gestirnten Himmels ein neues Sternbild glorreich sich erhebt, wenn andere nach vollbrachtem Laufe hinabsinken. Die anscheinend unbedeutendste unsrer Handlungen zieht oft eine Kette von Folgen nach sich, bei deren Betrach-

Jung, und Frau und Tochter schlafen dahin, wenn sie nicht Gäste haben, in einem Zimmer.

Die Kleidung ist einfach und bequem. Die Männer tragen Hemden, Beinkleider, Strümpfe und Schuhe, Rock und Mantel, Hut oder Mütze. Die Frauen tragen Hemden, Unterröcke, Strümpfe und Schuhe, Kleid und Mantel, Hut oder Haube. Die Kleider, die Hüte und Hauben sind nach der Mode gemacht, wie sie in Hamburg und Berlin getragen werden. Die Kleider der Männer sind meistens von Tuch, die der Frauen von Wollenstoff, Seide, Sammet, Baumwollenstoff, Leinwand. Die Kleider der Männer sind meistens schwarz, grau, braun, blau, die der Frauen meistens schwarz, grau, braun, blau, roth, grün, gelb, weiß, gestreift, gewürfelt, gemustert, bedruckt. Die Kleider der Männer sind meistens einfarbig, die der Frauen meistens einfarbig, zweifarbig, dreifarbig, vielfarbig. Die Kleider der Männer sind meistens glatt, die der Frauen meistens glatt, gefaltet, gefältelt, gekräuselt, gebauscht, gebogen, gebuckelt, gebuffet, gebuffirt, gebuffirt, gebuffirt

feenartigem Zauberglanz zu zeigen, doch für den Moment war mir wirklich, als sey ich plötzlich aus den Schlünden des Tartarus in Elysium versetzt, als ich im Dörfchen Oliulles zum ersten Mal in meinem Leben die ländlichen Hütten von Orangenbäumen umgeben sah, aus denen Hunderte von Nachtigallen uns entgegen sangen, und deren immer grüne, im herrlichsten Blüthenschmucke prangende Zweige, zugleich unter der schweren Last goldner Früchte sich beugten.

„Unser Postillion war glücklicher Weise aus diesem Dörfchen gebürtig, und so ward es uns nicht schwer, unsern Verwundeten hier einstweilen auf leidliche Weise unterzubringen, bis für dessen fernere Verpflegung besser gesorgt werden konnte. Ich ließ meinen Dubois bei ihm zurück, und ritt so schnell als möglich dem jetzt nicht mehr weit entfernten Toulon zu, von wo ich sogleich einen Wundarzt und eine Sänfte nach Oliulles absandte. Am nächsten Tage hatte ich schon die Freude, den Unglücklichen in meinem Gasthofe anlangen zu sehen, wo ich für seine Verpflegung selbst Sorge tragen kann. Bis jetzt liegt er äußerst schwach, beinahe regungslos da, doch seine Wunden sind

an sich nicht gefährlicher Art, und der Arzt hofft mit Gewißheit, er werde genesen. Diese Hoffnung stützt sich hauptsächlich auf die innere Kraft einer jugendlichen unverdorbenen Natur, welche freilich durch mannichfaches Leiden, vielleicht sogar durch harte schwere Arbeit, untergraben zu seyn scheint, bei sorgsamer Pflege steht aber zu erwarten, daß sie bald wieder die Oberhand über Fieber und Schmerz gewinnen werde.

Im Ganzen ist mir dieser noch sehr junge Mann eine räthselhafte Erscheinung. Seine verfallne, abgemagerte Gestalt, seine, wenn gleich fein geformten, dennoch hart gewordnen Hände voller Schwülen scheinen freilich zu beweisen, daß ihn bis jetzt das Leben nicht sanft betrete, und doch liegt in seiner sehr edlen Gestalt und mehr noch in seinem Benehmen, sobald er nur einen Augenblick seiner Besinnung mächtig wird, ein gewisses unbeschreibliches Etwas, welches darauf hindeutet, daß er den gebildeten Ständen angehört, die wir die Höheren zu nennen gewohnt sind.

Der Arzt verbietet ihm zu sprechen, was seine eigne Schwäche ihm ohnehin kaum erlauben möchte; er liegt die größte Zeit des Tages in einem an

Freiheit gewinnen können ist das Ausführen eines Befehls, sei es in Folge des Befehls eines Vorgesetzten, sei es in Folge eines Befehls, welchen man sich selbst gegeben hat, nicht mehr als eine Pflicht betrachten. Wenn Jemand, der einen Befehl ausführt, sich dabei bewußt ist, daß er ein Verbrechen begeht, so wird die Thatsache, daß er einen Befehl ausführt, ihn nicht von der Verantwortlichkeit für sein Verbrechen befreien. Wenn Jemand einen Befehl ausführt, welcher ihn zu einem Verbrechen verleitet, so kann er sich nicht dadurch von der Verantwortlichkeit für sein Verbrechen befreien, daß er sagt, er habe nur einen Befehl ausgeführt, welchen er für einen gesetzlichen hielt.

Wenn Jemand einen Befehl ausführt, welcher ihn zu einem Verbrechen verleitet, so kann er sich nicht dadurch von der Verantwortlichkeit für sein Verbrechen befreien, daß er sagt, er habe nur einen Befehl ausgeführt, welchen er für einen gesetzlichen hielt.

Wenn Jemand einen Befehl ausführt, welcher ihn zu einem Verbrechen verleitet, so kann er sich nicht dadurch von der Verantwortlichkeit für sein Verbrechen befreien, daß er sagt, er habe nur einen Befehl ausgeführt, welchen er für einen gesetzlichen hielt.

„Mein Unbekannter bleibt indessen unter dem Schutze eines wackern Deutschen, Namens Weiler, des Chefs eines hiesigen bedeutenden Handelshauses, zurück. Denn wo wäre eine bedeutende Stadt in Europa, in der man nicht Deutsche anträfe? Auch der Arzt ist einer, wie so viele der geachtetsten Aerzte in Frankreich. Beide ahnen mit mir in dem Unbekannten einen Landsmann und pflegen deshalb seiner um so mehr mit wahrhaft brüderlicher Theilnahme. Weiler ist sogar entschlossen, ihn in sein Haus aufzunehmen, sobald der Gesundheitszustand des Kranken dieses erlaubt. So weiß ich ihn denn gut versorgt und kann leichten Muthes von ihm scheiden; ich lasse ihm meine Adresse und die meines Hauses zurück, und Herr Weiler will sich mit mir vereinen, um ihm die Heimkehr zu den Seinen auf jede Weise zu erleichtern. Und nun leben Sie wohl, hochwürdige Frau, Sie werden jetzt in langer, langer Zeit nicht wieder von mir hören, aber ich weiß, Sie vergessen meiner dennoch nicht. Lebe wohl, Geliebte! Viktorine! Du schönes, holdes Licht meines Lebens! Lebe wohl mein Vaterland! Europa, lebe wohl! Mein Schiff

liegt im Hafen vor Marseille zur Abfahrt bereit. Es ist ein trefflicher Segler, der Kapitain ein erfahrener, verständiger Seemann. Die Stürme der Tag- und Nachtgleiche sind vorüber, und alles weissagt mir eine schnelle, glückliche Fahrt.

„Mein Herz schlägt hoch in Freude, daß ich nun endlich dem mir gesetzten Ziele zueilen darf; die Hoffnung des schönsten Wiedersehens winkt mir durch den Schleier, der die ferne Zukunft verhüllt; was ich auf Erden noch zu ordnen hatte, ist jetzt geordnet, und so rufe ich frischen Muthes aus voller Brust: Glück auf!“

Schon das wohlbekannte Wappen, mit welchem dieser Brief gesiegelt war, hatte wahrscheinlich nicht wenig dazu beigetragen, in den Augen der Tante die Aehnlichkeit der Schriftzüge auf der Adresse, mit den ihr unvergeßlichen, einer längst zu Staub eingesunknen geliebten Hand zu erhöhen. Als sie nun vollends auch den kleinen goldnen Schlüssel aus seiner Verhüllung wickelte, welcher in dem Briefe lag, strahlte ihr ein zweiter heller Lichtschein aus ihrer fernsten Vergan-

genheit so blendend entgegen, daß sie darüber das Bewußtseyn der Gegenwart verlor. Ihre zitternde Hand vermochte es kaum, den Schlüssel fest zu halten; sie betrachtete ihn genauer; er war es, unverkennbar derselbe! Sie drückte beinahe unwillkührlich auf eine oben am Griffe angebrachte Rosette, diese wich noch wie ehemals dem leisen Drucke und schob sich zurück. Anna glaubte zu träumen.

In unbeschreiblicher Bewegung brachte sie jetzt auch das Kästchen herbei, welches Raimund ihrer Bewahrung anvertraut hatte. Ohne es genauer zu betrachten, hatte sie es damals weggestellt, und hätte nicht Raimund jetzt durch sein Schreiben sie dazu berechtiget, so würde sie es ihm gewiß bei seiner Rückkunft ganz unberührt wieder gegeben haben, ohne daß es ihr je eingefallen wäre, die Chatulle aus der Verhüllung zu ziehen, die solche von allen Seiten dicht umgab. Mit strahlenden Augen, mit einem Gefühle ohne Namen, erkannte Anna auf den ersten Blick jetzt das aus seinem Futterale gehobene Kästchen für das nämliche, welches einst Bernhard von Leuen als ein von seiner Mutter ererbtes Familienkleinod mit der

größten Sorgfalt aufbewahrte. Wie oft hatte sie die alte, mit Gold künstlich eingelegte Arbeit, alle die unendlich feinen Blumen und in einander verschlungnen Züge mit ihm bewundert, die das Elfenbein schmückten, aus welchem die Außenseite dieses kostbaren Behältnisses bestand! Sie versuchte es, mit dem zierlichen Schlüssel zu öffnen, das Schloß wich, das Kästchen sprang auf und leuchtend wie sonst, glänzte die Silberplatte ihr entgegen, welche das Innere desselben oben und unten und von allen Seiten bedeckte.

Alle die seligen Stunden, welche sie im entzückenden Gefühle des ersten Aufkeimens reiner jugendlicher Liebe bei der Herzogin von P*** mit Bernhard durchlebte, gingen bei diesem Anblick wieder an ihr vorüber, und weit drängten sie die Gegenwart zurück. Anna glaubte wieder Bernhard's leisen Tritt zu hören, als schliche er herbei, als wolle er, wie er einst im fröhlichen Scherz gethan, über ihre Schulter blicken, um in dem kleinen Raume der hellspiegelnden Fläche sein Bild mit dem ihrigen zu vereinen.

Wunderbar durch sich selbst getäuscht, glaubte sie das Wehen seiner Nähe zu empfinden, unwill-

kührlich warf sie einen Blick in das Innere des Käſtchens — doch ach! nicht das Bild des Geliebten, nicht das ihrer eignen längſt entſchwundnen Jugendblüthe lächelte ihr daraus entgegen — ſie erblickte nichts weiter, als ihre jetzige gealterte Geſtalt. Ergriffen von der unnennbaren und doch ſo menſchlichen Trauer um den verſunknen Frühling ihres Lebens, bedeckte ſie bei dieſem Anblick ihr Geſicht mit beiden Händen, und ſank mit einem kaum zu unterdrückenden Schrei des Entſetzens in ihren Armſtuhl zurück, als habe erſt in dieſem Moment eine feindliche Gewalt ihre Jugendherrlichkeit mit einem Schlage zerſtört. Was ſie gelitten, was ſie verloren, alle längſt verjährten Schmerzen, die ſie im Laufe ihres Lebens gefühlt und überwunden, drangen jetzt mit unſäglicher, neubelebter Gewalt auf ſie ein; das Gefühl des Alters überwältigte ſie plötzlich mit ſeiner ganzen Troſtloſigkeit, ihr ſtarkes Gemüth unterlag dem Schmerze über den entſetzlichen Unterſchied zwiſchen jetzt und damals, als dieſe nämliche Platte das letzte Mal ihr Bild ihr gezeigt hatte, und ſie brach in bittre heiße Thränen aus, wie ſie nie wieder ſie weinen zu müſſen gehofft hatte.

Wir alle, Männer und Frauen, würden fühlen, wie Anna damals empfand, dürfte das Alter uns so plötzlich nahen, als der Tod zu unserem Heile es darf; aber die, ihre Kinder immer schonende Natur führt uns glücklicherweise in leisen Uebergängen, von Stufe zu Stufe dem Ziele unmerklich näher, das der blühendsten Schönheit, wie der unverwüstlichsten Jugendkraft, unvermeidlich, wenn gleich meistens unbeachtet gegenübersteht.

Anna's lang geübte Gewalt über sich selbst gab ihr indessen bald wieder Kraft genug, um den Inhalt des Kästchens näher zu untersuchen. Sie fand darin alles wie Raimund es ihr geschrieben hatte, eine versiegelte Abschrift seines letzten Willens, und die, sein nicht ganz unbeträchtliches Vermögen betreffenden Documente. Sie nahm alles dieses heraus und bereitete sich nun, die verborgenen Fächer des Kästchens zu öffnen, von deren Daseyn Raimund nichts wußte, und die auch ihr verborgen geblieben wären, wenn nicht Bernhard von Leuen sie einst zufälliger Weise damit bekannt gemacht hätte. Dabei war sie überzeugt, daß Raimund's Vater seinem Sohne das Daseyn dieser Fächer noch zu entdecken ge-

wünscht hatte, und daß nur das schmerzliche Gefühl, dieses nicht mehr zu vermögen, die letzten Stunden des Verblichen Geistes beunruhigt haben mochte. Uebrigens konnte in den kleinen Behältnisse diese verborgenen Fächer Niemand ahnen, der nicht in das Geheimniß eingeweiht war. Denn die mit Gold eingelegte Arbeit, welche die elfenbeinerne Außenseite fast über und über bedeckte, nebst den sehr massiv scheinenden silbernen Platten im Innern derselben, waren mehr als hinlänglich, um die Dicke und Schwere des Deckels und Bodens vollkommen zu motiviren.

Abermals schob jetzt Anna an Greif des Schlüssels die Rosette zurück, welche einen kleinen Magnet verbarg, dessen Kraft ein kaß unsichtbares, im Innern des Kästchens angebrachtes Stählernes Knöpfchen beseitigte, und beide im Deckel und im Boden angebrachte Silberplatten sprangen im nämlichen Momente auf, so wie sie die dadurch jetzt sichtbar gewordne Feder berührte.

Mehrere Papiere, größtentheils Briefe, zierlich zusammengefaltet, füllten beide so lange verborgen gebliebene Fächer des Kästchens aus.

Anna heftete den trüben Blick lange darauf,

ohne daß sie es wagte, die Papiere zu berühren, denn ihr scharfes Auge erkannte sogleich in einigen von diesen Bernhard von Leuen's Schriftzüge, und ihr war, als wolle der bleiche, längst geschlossene Mund des Todten noch einmal sich öffnen, um ihr freundlichen Gruß aus einem höheren Leben zu senden, und ihr wirklich zu entdecken, was ihrem ahnenden Gemüthe schon längst, wenn gleich dunkel und unbestimmt, vorgeschwebt hatte.

Mitten unter den Papieren schimmerte eine kleine Kapsel ihr entgegen; mit zitternder Hand ergriff und öffnete sie diese, und fand darin einen Ring mit Bernhard's Bildniß. Die edlen Züge, das seelenvolle Auge, im kleinsten Raum auf's treuste wieder gegeben, ganz so, wie sie zum ersten Mal ihn sah, leuchteten, von blitzenden Diamanten umgeben, ihr in blühender Jugendfrische entgegen. Sogar das Kleid schien dasselbe, welches Bernhard von Leuen bei jenem der Herzogin von P*** zu Ehren gegebnen Feuerwerk trug. Das dunkle Behältniß, welches das schöne Miniaturbild so lange aufbewahrte, hatte die Farben vor dem Verbleichen geschützt, sie strahlten noch im ursprünglichen Glanze, und Anna er-

kannte mit erhöhter Wehmuth die Arbeit eines ehemals berühmten, jetzt ebenfalls schon längst entschlafenen Künstlers darin, der vor langen Jahren zu den Hausfreunden ihres Vaters gehört hatte. Sie betrachtete das Kleinod genauer, und unwillenvöllig drang sich ihr die Ueberzeugung auf, daß dieser Ring ihr zum Brautgeschenk bestimmt gewesen sey, ehe ein unseliges Mißverstehen Bernhard von ihr entfernte; denn ihr eigner Namenszug mit dem des Geliebten zierlich verschlungen, war der innern Seite desselben eingegraben. Jener wilde Schmerz, den sie so eben mühsam niedergekämpft hatte, erwachte bei dieser Entdeckung nicht wieder, wohl aber bemeisterte sich ihrer ein tiefes Gefühl inniger Wehmuth, dem sie ohne Widerstand mit schmeichlerischer Freude sich hingab. Sie zog ein Gemälde Bernhard's hervor, welches sie nie von sich ließ, und das ihn so darstellte, wie er war, als er zum letzten Mal von ihr Abschied nahm; sie verglich die Greisengestalt mit den lebenathmenden Bilde seiner Jugend. Noch einmal mußte jener silberne Spiegel auch ihre eigne verblühte Gestalt ihr zeigen, und tief ergriffen von der Flüchtigkeit des Traums, den wir Leben

saure, Schwefel, Br. pr. sp. 1,8 Gewichtsprocente, Kohlenstoff, Br. pr. sp. 2,2 Gewichtsprocente, Silicium, Br. pr. sp. 1,5 Gewichtsprocente.

Reines graues Eisen ist sehr dehnbar, lässt sich leicht feilen, hämmern und schmieden, ist aber nicht hart genug, um Glas ritzen zu können, und lässt sich nicht gut gießen. Die Härte nimmt zu mit der Menge des Kohlenstoffs, welche das Eisen enthält, und es entstehen so die verschiedenen Sorten des Gusseisens, Stahls und Schmiedeeisens. Graues Roheisen enthält 3 bis 4 Gewichtsprocente Kohlenstoff, weißes Roheisen 4 bis 5 Gewichtsprocente, Stahl 0,5 bis 2 Gewichtsprocente, Schmiedeeisen 0,1 bis 0,5 Gewichtsprocente. Manchmal ist Kohlenstoff, Silicium, Mangan, Phosphor, Schwefel, Arsen, Kupfer, Titan, Chrom, Wolfram, Molybdän, Vanadin, Nickel, Kobalt, Aluminium, Calcium, Magnesium, Kalium, Natrium, Zink, Blei, Zinn, Wismuth, Silber, Gold, Platin, Palladium, Rhodium, Ruthenium, Iridium, Osmium, Quecksilber, Cer, Lanthan, Didym, Yttrium, Erbium, Terbium, Ytterbium, Thorium, Uran, Zirkonium, Niobium, Tantal, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Chlor, Brom, Jod, Fluor, Bor, Selen, Tellur, Beryllium, Strontium, Barium, Lithium, Rubidium, Cäsium, Thallium, Indium, Gallium, Germanium, Vanadium, Titan, Zirkonium, Niobium, Tantal, Wolfram, Molybdän, Uran, Thorium, Cer, Lanthan, Didym, Yttrium, Erbium, Terbium, Ytterbium, Scandium, Thulium, Holmium, Dysprosium, Gadolinium, Samarium, Europium, Neodym, Praseodym, Promethium, Radium, Polonium, Actinium, Protactinium, Neptunium, Plutonium, Americium, Curium, Berkelium, Californium, Einsteinium, Fermium, Mendelevium, Nobelium, Lawrencium, Rutherfordium, Dubnium, Seaborgium, Bohrium, Hassium, Meitnerium, Darmstadtium, Roentgenium, Copernicium, Nihonium, Flerovium, Moscovium, Livermorium, Tennessin, Oganesson, Ununennium, Unbinilium, Unbiunium, Unbibium, Unbitrium, Unbiquadium, Unbipentium, Unbihexium, Unbiseptium, Unbioctium, Unbienn

erwachte in ihr die lange Gewohnheit, sich des Wohles Andrer thätig anzunehmen; alles übrige von sich weisend, überließ sie sich einzig dem ernsten Ueberlegen, was hier am ersten zu ergreifen sey, und kam auf diese Weise sehr bald zu dem Entschlusse, die Reise zu unternehmen, welche sie, wie früher erwähnt ward, am folgenden Morgen wirklich antrat.

Nach der Abreise der Tante blieb im Kleebornschen Hause Anfangs alles so ziemlich unverändert, wenigstens dem äußern Anschein nach. Innerlich wurde der alte Herr freilich mit jedem Tage verdrüßlicher, und Angelika und Viktorine empfanden die tiefe Sehnsucht nach der entfernten mütterlichen Freundin immer schmerzlicher. Feste und Lustbarkeiten gingen aber demohnerachtet nicht nur ihren gewohnten Gang, sondern, wie das beim Schluß der Winterfreuden gewöhnlich der Fall ist, sie drängten sich in und übereinander, bis zum Ueberdrusse der meisten daran Theilnehmenden. Denn bekanntlich vermag es keiner, der in einem solchen Strudel von Geselligkeit befangen

ist, sich ihm in dem Augenblicke zu entziehen, da er seiner müde wird, sondern jeder muß noch eine Weile im gewohnten Kreise sich fortdrehen, wenn gleich ohne Lust und ohne Freude daran, so wie zu rasche Tänze noch einige Minuten, nachdem die Violinen verstummten, unwillkührlich fortwalzen müssen.

Noch einem glänzenden Balle, der bis zum Anbruch des Tages gewährt hatte, befand sich die ganze Kleebronsche Familie eines Vormittags bei dem sehr verspäteten Frühstück nach althergebrachter Gewohnheit versammelt. Alle waren müde und lebensfaul, und jedes Gliedes, sogar Bader, labte sich mit stillem Wohlbehagen an der Hoffnung, daß heute wohlschleunlich ein Ruhetag sein und bleiben würde. Da trat wider alles Erwarten Sir Charles herein, um sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen und zugleich anzusagen: ob er das Glück haben könne, sie den Abend in das Theater zu begleiten, indem eine neue Oper zum ersten Mal gegeben werden solle, von der man große Erwartungen hege.

Alle blickten voll Erstaunen auf ihn, denn seit langer Zeit hatte man ihn weder zu einer so

frühen Tageszeit noch so auffallend zuvorkommend gesehen. Viktorine erklärte sich indessen doch für zu ermüdet, um nicht das Zuhausebleiben der Oper vorzuziehen. Agathe stimmte ihr bei, und auf Babets Meinung, daß man gerade im Theater am aller besten ausruhen könne, wurde gar nicht geachtet; denn auch der alte Kleeborn wollte von der neuen Oper nichts wissen, sondern lud Sir Charles ein, den Abend lieber einmal mit ihm und den Seinen, im engsten Familienkreise zuzubringen.

„Ich könnte einer so angenehmen Einladung nicht widerstehen, und wenn ich auch ein weit größeres Vergnügen deshalb aufopfern müßte, als ich daran finde, deutsche Musik, von deutschen Kehlen abhaspeln zu hören," erwiederte Sir Charles, der heut einmal durchaus seinen höflichen Tag zu haben schien. „Ich komme gewiß," setzte er hinzu, „obgleich ich es eigentlich nicht sollte; denn ich muß es nur gestehen, daß ich alle diese Zeit her meine Geschäfte ganz unerlaubt vernachlässigt habe. Unter manchen andern üblen Gewohnheiten besitze ich leider auch die, immer nur ruckweise arbeiten zu können. Mein Schreibtisch

seufzt unter der Last wichtiger Depeschen, die ich längst ausfertigen sollte, der vielen Geschäftsbriefe, die alle unbeantwortet dallegen, mag ich nicht einmal erwähnen. Wilkinson sitzt schon seit sechs Stunden wie angemauert an seinem Pulte, denn ich muß Morgen vor Tagesanbruch zwei Stafetten abfertigen, des heutigen Posttags nicht einmal zu gedenken. Indessen da ich ohnehin entschlossen war, die Nacht durch zu arbeiten, im Fall die Damen sich heute für das Theater bestimmt hätten, so kann ich nun um so eher dieses kleine Opfer dem unveit größern Vergnügen darbringen mit Ihnen allein — — —"

Kleeborn hielt es nicht länger aus, er mußte hier den Redner unterbrechen, und dabei leuchtete ihm die helle Freude aus den Augen, denn nie zuvor hatte er den jungen Mann so ernsthaft von Geschäften reden hören. Außer sich vor Vergnügen darüber, begann er jetzt auf das eifrigste, ihn zu ermahnen und zu bitten, doch ja seiner kostbaren Gesundheit zu schonen, und diese gefährlichen Nachtwachen zu meiden, welche jene sicher und unwiederbringlich zerstören müßten. Er versicherte, daß er untröstlich seyn würde, wenn

Gesellschaft und Leben. Sie ist dann nicht mehr Kunst und geschieht, weil sie wirkt, sondern sie wirkt, weil sie geschieht. Sie ist dann nicht mehr Kunst, sondern Leben. Sie ist dann nicht mehr Kunst, sondern Natur. Sie ist dann nicht mehr Kunst, sondern Wirklichkeit. Sie ist dann nicht mehr Kunst, sondern Wahrheit. Sie ist dann nicht mehr Kunst, sondern Gott. Sie ist dann nicht mehr Kunst, sondern Ich. Sie ist dann nicht mehr Kunst, sondern Du. Sie ist dann nicht mehr Kunst, sondern Wir. Sie ist dann nicht mehr Kunst, sondern Ihr. Sie ist dann nicht mehr Kunst, sondern Sie. Sie ist dann nicht mehr Kunst, sondern Es. Sie ist dann nicht mehr Kunst, sondern Alles. Sie ist dann nicht mehr Kunst, sondern Nichts. Sie ist dann nicht mehr Kunst, sondern Kunst.

ihm auf dem Fuße nach, denn ohne ein Wort darin zu reden, war dieser ein Zeuge des ganzen Vorganges gewesen. Er entschuldigte jetzt ebenfalls sein Nichtwiedererscheinen für diesen Tag mit wichtigen Geschäften; doch Kleeborn achtete kaum darauf, so entzückt war er von Sir Charles heutigem Betragen, er wurde nicht müde es zu preisen und die erfreulichsten Schlüsse für die Zukunft daraus zu ziehen, wodurch denn die Unterhaltung eine für Viktorine durchaus nicht erfreuliche Wendung gewann.

Langweilig war der Tag an ihnen allen vorüber geschlichen, wie solche Tage es gewöhnlich pflegen. Die Theaterstunde nahte heran, und Kleeborn überlegte eben, ob es nicht dennoch klüger gewesen wäre, den für Arbeit und Vergnügen gleich verdorbnen Abend vollends im Schauspiel gemächlich zu vergähnen, als der Rittmeister Horst ganz unerwartet hereintrat, und mit ihm die Tochter seines Majors, eine Freundin Agathens. Diesem neuen Ankömmling zu Ehren ward nun auf des Rittmeisters besonderem Antrieb sogleich beschlossen, dennoch ins Theater zu fahren, obgleich die eigentliche Stunde dazu schon beinahe

vorüber war. Der alte Kleeborn ſchien wahrhaft erfreut, einen Anlaß gefunden zu haben, der ihn beſtimmen konnte, ſeinen früher gefaßten Entſchluß abzuändern, vor Allem als Horſt ihm vertraute, Fräulein Natalie ſey nur wegen der neuen Oper und in Hoffnung auf einen Platz in der Kleebornſchen Loge zur Stadt gekommen; denn gleich vielen alten Herren ſeiner Art, bezeigte er ſich noch immer gerne galant gegen Damen. Babet und Agathe waren ebenfalls ſehr zufrieden damit, und nur Viktorine äußerte den lebhaften Wunſch, bei ihrer Angelika bleiben zu dürfen, deren ſchwache Nerven ihr ein Vergnügen dieſer Art nur ſelten erlaubten. Horſt erſchrak ſichtbar da er dieſes vernahm, und fing an, mit ſolchem Ernſt auf ihr Mitgehen zu dringen, daß ſelbſt Angelika ſich dadurch bewogen fühlte, ihre Bitten mit den Seinen zu vereinen. Als Viktorine ſich noch immer weigerte, ſtiegen dieſe Bitten beinahe bis zum ängſtlichen Flehen, und nahmen nach und nach einen ſo ſeltſamen Ton an, daß Viktorine endlich, gezwungen, ihm nachgab. Der Werth, den er auf eine, ihr ſo unbedeutend ſcheinende Gefälligkeit von ihrer Seite zu legen ſchien, kam ihr indeſſen

doch halb lächerlich vor, und sie konnte es nicht unterlassen, ihn ein wenig damit zu necken; doch als sie ihn dabei genauer ins Auge faßte, erschrak sie beinahe über den Ausdruck feierlichen Ernstes in seinen Mienen, den er vergebens unter dem Scheine heitrer Unbefangenheit zu verbergen suchte. Es überlief sie dabei ein heimliches Grausen, das sie sich selbst eben so wenig zu erklären wußte, als das sonderbare Benehmen ihres sonst immer heitern Freundes, so daß sie darüber endlich in eine Art ängstlicher Befangenheit gerieth und nun mehr als alle die Andern eilte, um nur recht bald in den Wagen und in ihre Loge zu gelangen.

Die Oper war angegangen und in dem fast überfüllten Hause herrschte die größte Stille unter den Zuschauern. Daher war es wohl natürlich, daß die verspätete, nicht ganz geräuschlose Ankunft so vieler Damen für den Augenblick einige Aufmerksamkeit erregen mußte. Doch diese Aufmerksamkeit schien sich gar nicht wieder der Bühne zuwenden zu wollen, selbst nachdem die unschuldigen Störerinnen der allgemeinen Ruhe schon längst ihre Plätze eingenommen hatten. Aus allen Ecken waren bewaffnete und unbewaffnete, be-

kannte und unbekannte Augen auf sie gerichtet; ein tausendstimmiges Zischeln und Flüstern ging durch Logen und Parterre, und erfüllte das Haus mit einem seltsamen unheimlichen Geräusch, bei dem fast Niemand mehr das, was auf dem Theater vorging, zu beachten schien. Kleeborn selbst wurde auf die unter den Zuschauern herrschende Unruhe aufmerksam; er hatte sich bis jetzt mit einem Bekannten im Hintergrunde der Loge aufgehalten, doch nun trat er vor, und beugte sich weit über die Brüstung derselben hinaus, um die Veranlassung dieser seltsamen Erscheinung zu entdecken, die er weit entfernt war, in seiner Nähe zu suchen. Sorgfältig musterte er die Logenreihen mit seinem Opernglase, während das Flüstern und Lorgniren von allen Seiten zunahm. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er in einer Loge sich gerade gegenüber eine einzelne junge Dame gewahr wurde, welche durch ihren kostbaren, aber etwas fantastisch überladnen Anzug sich nicht minder auszeichnete, als durch ihre wirklich blendende Schönheit, und dicht hinter ihr, in seiner gewohnten nachlässigen Stellung über mehrere Stühle hingegossen, den Rücken dem Theater zugewen-

det — Sir Charles — der ohne weiter auf die Oper noch auf das Publikum zu achten, sich einzig damit zu beschäftigen schien, die Blumen in dem türkischen Shawl seiner schönen Nachbarin sorgfältig zu zählen.

Ueber den Anblick dieser Gruppe vergaß der alte Herr die noch immer nicht abnehmende Unruhe im Publikum, denn es fiel ihm nicht ein, diese mit jener in Verbindung zu setzen. Er bemühte sich nur zu errathen: wer wohl die Dame seyn könne, die es heute vermocht hatte, seinen zukünftigen Schwiegersohn aus dem wohlverschloßnen Kabinette hervorzulocken. Eine Fremde mußte es seyn, davon war er fest überzeugt, nicht nur wegen ihrer auffallenden Kleidung, sondern hauptsächlich, weil keine Einheimische einen solchen Verstoß gegen die allgemein angenommene Sitte begehen konnte, sich ganz allein von einem jungen Manne ins Theater begleiten zu lassen. Es that ihm leid um die arme Person, die aus Unbekanntschaft mit der Gewohnheit des Orts sich vielleicht Unannehmlichkeiten aussetzen konnte, und er war schon im Begriff hinüber zu gehen und sie mit ihrem Begleiter in seine eigne Loge abzuholen,

als er noch einmal im Hause sich umsah, und nun erst zu seinem großen Erschrecken gewahr ward, wie alle seine näheren und entfernten Bekannten eigentlich nur ihn zum Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit machten. Einige sahen mit besorgter Theilnahme ihn an, andre trugen den hämischen Triumph der Schadenfreude im lächelnden Gesicht, die meisten betrachteten ihn mit dem starren Blick neugieriger Erwartung dessen, was zunächst geschehen würde. Nur das Paar ihm gegenüber schien seiner nicht gewahr zu werden. Die schöne Dame hatte alle ihre Aufmerksamkeit der Oper zugewendet, und von Sir Charles war es schwer zu entscheiden, ob er schlafe oder wache.

Kleeborn trat sogleich in den Hintergrund der Loge zurück, um mit dem Rittmeister Horst, der, an eine Säule gelehnt, mit angestrengter Aufmerksamkeit den ernsten Blick auf jenes Paar geheftet hielt, über diese seltsame Erscheinung zu sprechen; doch indem klopfte ihm jemand auf die Schulter und eine bekannte Stimme bot ihm einen freundlichen guten Abend.

In großen Städten trifft man häufig auf Hagestolze von mittleren Jahren, die in allen soge-

gegenüber einer gleichen Belastung gleichmäßig verhalten.

Wenn man nun die Kurven für die Durchbiegungen, welche sich aus den Versuchen ergeben haben, zeichnet, so erhält man Linien, welche sich der Geraden sehr nähern. Diese Linien sind in Fig. 1 Tafel XIII für die Versuche mit Balken von 1,5 m Länge, in Fig. 2 für die mit Balken von 2,5 m Länge und in Fig. 3 für die mit Balken von 3,5 m Länge dargestellt. Die Belastungen sind als Abszissen, die Durchbiegungen als Ordinaten aufgetragen. Die Kurven sind für Belastungen bis zu 1000 kg gezeichnet, weil bei größeren Belastungen die Durchbiegungen nicht mehr proportional den Belastungen wachsen. Die Kurven für Balken von 1,5 m Länge sind in Fig. 1 Tafel XIII, die für Balken von 2,5 m Länge in Fig. 2 und die für Balken von 3,5 m Länge in Fig. 3 dargestellt. Die Belastungen sind als Abszissen, die Durchbiegungen als Ordinaten aufgetragen. Die Kurven sind für Belastungen bis zu 1000 kg gezeichnet, weil bei größeren Belastungen die Durchbiegungen nicht mehr proportional den Belastungen wachsen.

Wenn man nun die Kurven für die Durchbiegungen, welche sich aus den Versuchen ergeben haben, zeichnet, so erhält man Linien, welche sich der Geraden sehr nähern. Diese Linien sind in Fig. 1 Tafel XIII für die Versuche mit Balken von 1,5 m Länge, in Fig. 2 für die mit Balken von 2,5 m Länge und in Fig. 3 für die mit Balken von 3,5 m Länge dargestellt. Die Belastungen sind als Abszissen, die Durchbiegungen als Ordinaten aufgetragen. Die Kurven sind für Belastungen bis zu 1000 kg gezeichnet, weil bei größeren Belastungen die Durchbiegungen nicht mehr proportional den Belastungen wachsen.

gewiß, der alte Papa drüben in Holland wird sie wenigstens lieber für einen Dornenstrauch als für eine Rose erklären, denn das liebe Söhnchen mag bei ihr viel Wolle sitzen lassen. Aber schön ist sie doch, das muß man ihr lassen, nicht wahr?"

„Ich verstehe Sie nicht," erwiederte Kleeborn mit erzwungner Kälte, obgleich auf seinem Gesichte deutlich zu lesen war, daß er eben anfange, alles recht gut zu verstehen.

„Nun das muß ich sagen!" rief Erning, „Sie allein sollten nicht wissen, was die ganze Stadt seit drei Wochen weiß! denn so lange ist es, seit er sie durch seinen Kammerdiener von Paris abholen ließ, weil er wahrscheinlich nicht Lust hatte, sie dort länger auf seine Kosten leben zu lassen. Er hat sie in der Vorstadt im Weißischen Gartenhause einlogirt, wo sie sich Frau Gräfin nennen läßt. Sie sehen, ich bin von allem genau unterrichtet, also spielen Sie nicht länger den Geheimnißvollen gegen mich. Bei den kleinen Dejeunees, die er dort uns jungen Leuten en petite comité zuweilen gibt, können Sie Papachen freilich nicht seyn, aber exquisit sind sie, deliziös auf Ehre. Er versteht so etwas anzuordnen, das

muß der Neid ihm lassen. Wäre nur nicht immer auch der König Pharao mit dabei! das verdammte hohe Spiel, ich kann es nun einmal für den Tod nicht leiden. Doch mit den Wölfen muß man heulen, und er — —“

„Er! und er! und immer er! was für ein er?“ fuhr Kleeborn jetzt im höchsten Aerger auf. Doch Erning, dem er zu laut ward, zog ihn schnell in den Logengang hinaus und wandte nun alles an ihn zu beschwichtigen, um dadurch noch größeres Aufsehen zu vermeiden.

„Zürnen Sie nicht so, lieber alter Freund, wenigstens nicht auf mich, der es wahrhaft gut mit Ihnen meint,“ sprach er, „was ist es denn weiter? Jugendstreiche, die haben wir alle gemacht.“

„Herr!“ rief Kleeborn, immer aufgebrachter, „von was, von wessen Jugendstreichen ist hier denn die Rede? — —“

„Wahrhaftig, Sie wissen von nichts?“ fiel Erning ihm ein; „nein, wie konnte ich das vermuthen, da ich den jungen Mann täglich in Ihrem Hause sah, in welchem er gewissermaßen zu Ihrer Familie zu gehören schien. Bis jetzt war ich fest

überzeugt, daß Sie alles absichtlich ignorirten, da es aber so steht, und Sie die Sache so hoch nehmen — mit Klätschereien befasse ich mich nicht, das weiß jedermann, aber erfahren müssen Sie es doch; es ist einmal der Sohn Ihres besten Freundes, und wer kann wissen, was für Sie sonst noch wichtiges darum und daran hängt. Nun so hören Sie denn, ich will Ihnen den ganzen Verlauf der Sache erzählen."

Kleeborn mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um dieses, tropfenweise ihm zugetheilte Gift nur mit einiger Fassung sich aufdringen zu lassen, doch zum Glück traten jetzt einige seiner bewährteren Freunde aus den benachbarten Logen hinzu, die das nicht ganz leise mit Erning gepflogene Gespräch zum Theil mit angehört hatten, und diese bekräftigten durch ihr ganz unzweideutiges Zeugniß Ernings Erzählung, bei deren Anhören der alte Kleeborn sich jetzt dem ungemessensten Zorne überließ. Auch Horst hatte sich dem kleinen Kreise zugesellt, und da der tief empörte schwer beleidigte Alte darauf bestand, sogleich nach Hause zu eilen, nahm der Rittmeister sich nur eben Zeit, die Damen, die seiner sehr richtigen

Ansicht nach, ruhig in der Loge verharren mußten, dem Schutze des Doctor Erning zu empfehlen, zu dessen Ehrenämtern dergleichen Aufträge ohnehin gehörten. Dann eilte er dem alten Herrn nach, um ihn wo möglich von gewaltsamen Schritten zurückzuhalten.

Während dieser Vorgänge wollte der Zufall, daß Sir Charles einmal die Augen der Kleebornschen Loge zuwendete, und zu seiner Ehre müssen wir bekennen, daß er wie vernichtet dastand, als er die Gesellschaft in derselben erblickte, und zugleich das spöttische Lächeln gewahr wurde, welches auf seine Kosten die Gesichter seiner zahlreich versammelten Bekannten verklärte. Mit einem Gefühle ohne Namen glaubte er sich verhöhnt und absichtlich belauscht. Er sah sich schon zum Stadtmährchen geworden und zwar auf eine, derjenigen ganz entgegengesetzte Weise, die seiner Eitelkeit sonst so schmeichelhaft gedünkt hatte. Sein erster Entschluß war, die Spötter mit eiserner Stirne zu braviren, doch einem paar tausend Menschen gegenüber ist das ein schwieriges Unternehmen. Er richtete sich zwar hoch empor, und stellte sich an den, am hellsten beleuchteten Platz in der

Loge, aber nach einigen Augenblicken wurde ihm diese Lage doch so unerträglich, daß er seiner Dame den Arm bot und ohne auf ihren Wunsch, das Ende der Oper abzuwarten, zu achten, das Schauspielhaus mit ihr verließ.

Viktorine bewährte bei dieser Gelegenheit abermals die oft gerühmte Kraft ihres Charakters, indem sie, wenn gleich mit großer innerer Anstrengung, im Aeußern so ruhig als möglich sich zeigte. Besorgniß, Freude, Mitleid mit der Kränkung, die ihr Vater erleiden mußte, Furcht vor der nächsten Stunde, in der sie ihn wiedersehen sollte, wogten in ihrem Gemüthe und regten die Ahnung einer nahen bedeutenden Wendung ihres Geschicks in ihr auf. Die Art mit welcher der Rittmeister Horst sie diesen Abend zum Besuche des Theaters beinahe gezwungen hatte, machte ihr den Antheil, den er an diesem seltsamen Zusammentreffen haben mochte, nur zu deutlich, und sie wußte nicht, ob sie ihm denselben verdanken, oder ihn darüber tadeln sollte. Dazwischen quälte sie Ernings Zudringlichkeit, mit der dieser ein Gespräch anzuknüpfen versuchte, in welchem er zu erforschen gedachte, welchen Eindruck Sir Charles

Rückgang und die Zunahme jedes Jahr. Wir wollen die Zahl der Geburten, Todesfälle und Trauungen, die in jedem Jahre vorgekommen sind, in Tabellen eintragen. Wir wollen z. B. in die Tabelle, die für das Jahr 1900 bestimmt ist, die Zahlen eintragen, die wir in der Tabelle für das Jahr 1899 finden.

Wie wir eine Datei, nämlich Kundgebungen, Geburten, Todesfälle, Trauungen, in der Tabelle für das Jahr 1899 finden, so wollen wir auch in der Tabelle für das Jahr 1900 die Datei Kundgebungen, Geburten, Todesfälle, Trauungen finden. Wir wollen also eine Datei Kundgebungen, Geburten, Todesfälle, Trauungen in der Tabelle für das Jahr 1900 anlegen. Dabei wollen wir, damit wir diese Datei leicht finden können, sie in dem Ordner Kundgebungen, Geburten, Todesfälle, Trauungen anlegen.

Wir bezeichnen, daß wir Dateien in die richtige Ordner aufnehmen, so wollen wir auch

von 15 Mfg. Zoll. Der Verkauf erfolgte
Ein Stück Tuch, welches 15 Meter 75 Centimeter lang ist, wird in Stücke von 1 Meter 25 Centimeter Länge zerschnitten. Wie viele Stücke erhält man? Wie viel Meter Tuch sind in den Stücken enthalten? Wie viel Meter Tuch sind übrig geblieben? Wie viel Meter Tuch sind in 12 Stücken enthalten? Wie viel Meter Tuch sind in 5 Stücken enthalten? Wie viel Meter Tuch sind in 7 Stücken enthalten? Wie viel Meter Tuch sind in 9 Stücken enthalten? Wie viel Meter Tuch sind in 11 Stücken enthalten? Wie viel Meter Tuch sind in 13 Stücken enthalten? Wie viel Meter Tuch sind in 14 Stücken enthalten? Wie viel Meter Tuch sind in 15 Stücken enthalten? Wie viel Meter Tuch sind in 16 Stücken enthalten? Wie viel Meter Tuch sind in

leiten, welcher nicht einmal die heftigste Leidenschaft hätte zur Entschuldigung dienen können. Diese war indessen durchaus nicht im Spiele, denn Sir Charles hatte Zeitlebens weder die schöne Rosabella, noch irgend ein sterbliches Wesen außer sich selbst geliebt. Nur die unselige Neigung, sich stets glänzend zu zeigen und durch Reichthum und persönliche Vorzüge alle Andern zu überbieten, hatten ihn bestimmt, um jeden Preis eine Verbindung mit einer Person anzuknüpfen, welche während seines langen Aufenthalts in Paris, als eine seltsame und merkwürdige Erscheinung, großes Aufsehen erregte.

Vielleicht war noch nie ein Mädchen dieser Art auf einen so sonderbaren Standpunkt in ihrer Welt hingerathen, als eben Rosabella, in dem Augenblicke, da Sir Charles ihre Bekanntschaft machte. Ihre wirklich blendende Schönheit erregte überall das größte Aufsehen; im gewöhnlichen Leben bezauberte sie alle die ihr nahten, und war stets von Männern jedes Alters umgeben, welche ihr die höchste Bewunderung zollten. Doch auf dem großen Operntheater, wo sie unter den Tänzerinnen einen sehr untergeordneten Rang ein-

Leben, Lehren und Leiden Mitgliedes des Hl. Franziskanerordens. Nach den Quellen bearbeitet von einem Priester der Kapuziner-Provinz Tirol. Mit 4 Bildern. Innsbruck, Verlag der Buchhandlung der Kapuziner, 1911. gr. 8°. VIII, 176 S. 2.40 M.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, das Leben des Hl. Franziskus nach den Quellen zu bearbeiten. Diese Quellen sind: die Legenden des Thomas von Celano, die Legenda trium sociorum, die Legenda S. Bonaventurae, die Legenda antiqua, die Speculum perfectionis, die Fioretti und die Briefe des Hl. Franziskus. Diese Quellen sind in der Weise verarbeitet, daß der Verfasser die Erzählung der Quellen in seine Darstellung aufnimmt, wo sie ihm passend erscheint, und sie mit seinen Worten verbindet. Dadurch ist es ihm gelungen, ein Leben des Hl. Franziskus zu schreiben, das sich ganz auf die Quellen stützt, und doch nicht eine bloße Aneinanderreihung von Quellenstellen ist. Das Buch ist sehr geeignet, Franziskus und seine Ideale weiten Kreisen bekannt zu machen.

Gerber de Bach, auf den Bach bauend, Bachbauer, Bachmann, Bachmeier, Bachmeyer, Bachmayer, Bachmaier, Bachmayr, Bachmair, Bachmeir, Bachmeyr, Bachmyr, Bachmyer, Bachmeister, Bachmaister, Bachmeyster, Bachmayster, Bachmaister, Bachmeyster, Bachmayster, Bachmaister, Bachmeyster, Bachmayster

dieſe ihre Hoffnung zu erfüllen und ſie öffentlich auftreten zu laſſen, im Gegentheil waren für ihn die tauſend kleinen Ränke und Künſte, die er anwenden mußte, um ihr Daſeyn zu verbergen, gerade das intereſſanteſte. Roſabella mußte es ſich daher, gleich bei ihrer Ankunft, gefallen laſſen in einem ganz abgelegenen wenn gleich ſehr elegant eingerichteten Gartenhauſe, in tiefer Verborgenheit, ein durchaus eingezognes Leben zu führen, welches ihr gleich in den erſten Tagen die peinlichſte Langeweile verurſachte. Es währte nicht lange, ſo gähnte ſie mit Sir Charles um die Wette, und dieſer wußte, um dem verdrüßlichen Zuſtande ein Ende zu machen, keinen beſſern Rath, als daß er nach und nach einige ſeiner näheren Bekannten bei ihr einführte. Roſabella wurde in dieſem kleinen Kreiſe freilich für eine polniſche Gräfin ausgegeben, welche durch Familienrückſichten dazu bewogen, eine Zeit lang in tiefer Verborgenheit zu leben wünſchte; aber ihr eigentliches Verhältniß zu Sir Charles blieb deshalb doch niemanden ein Geheimniß, um ſo weniger, als ſeine ungemeßne Eitelkeit ihn ſelbſt dazu brachte, es oft ſehr deutlich errathen zu laſſen.

Ohne daß er etwas davon ahnete, ging die Geſchichte der ſchönen Roſabella gar bald wie ein Lauffeuer von Ohr zu Ohr, die halbe Stadt wußte darum, bewunderte die ſeltne Frechheit des jungen Mannes und war auf den Ausgang begierig; nur Kleeborn hörte nichts davon, weil niemand der Erſte ſeyn mochte ihn davon zu unterrichten, und weil wir auch das, was uns zunächſt betrifft, gewöhnlich zuletzt zu erfahren pflegen.

Das hohe Spiel, welches Sir Charles in dieſem kleinen Kreiſe ſeiner Vertrauten einführte, gewährte zwar ihm einige Zerſtreuung, da aber Roſabella keinen Theil daran nahm, ſo gerieth ſie bald in die verdrüßlichſte Laune, in die ein ſo verwöhntes Weſen nur gerathen kann. Um doch einen Zeitvertreib zu haben, fing ſie an, ihren Beſchützer mit tauſend Eiferſüchteleien zu quälen, beſonders in Hinſicht auf ſeine Braut, die er immer, um ſie nur einigermaßen zu beruhigen, als ein wahres Fratzenbild ihr beſchrieb. Endlich verlangte ſie ſogar, durch den Augenſchein ſich zu überzeugen, daß jene wirklich ſo häßlich ſey, als man ſie ihr darſtellte, und es gelang ihr Sir Charles zu dem Verſprechen zu bewegen, ſie

einmal ins Theater zu führen, um ihr Viktorinen von ferne zu zeigen.

Dieser verhängnißvolle Abend, an welchem die neue Oper gegeben ward, schien Sir Charles zur Erfüllung eines Versprechens, an welches er zu seinem großen Ueberdrusse täglich gemahnt ward, ganz auserlesen zu seyn; denn das Gespräch am Morgen hatte ihn fest überzeugt, es werde niemand aus dem Kleebornschen Hause das Theater besuchen. Er führte also die Schöne wirklich hinein, bezeichnete ihr das häßlichste junge Mädchen, dessen er in dem ersten Rang Logen ansichtig werden konnte, als die ihm bestimmte Braut, und ergötzte sich heimlich an der Wirkung seiner wohl ausgesonnenen List, bis der Anblick der wahren Viktorine ihn in einen Abgrund von Zorn und Verlegenheit stürzte, in welchem er die sonst gewohnte Fassung völlig verlor.

Er schäumte beinahe vor Wuth, indem er Rosabella den Arm bot und sie, ohne auf ihre Gegenrede zu hören, die Logentreppe mehr hinabriß, als daß er sie geführt hätte. Unten hob er sie wie im Fluge in seinen Wagen und befahl, sie in ihre Wohnung zurück zu führen. Im heftig-

sten Kampfe mit sich selbst lief er nun noch einige Male unter den Arkaden vor dem Schauspielhause auf und ab, um zu überlegen, ob es rathsam sey, den Erfolg dieser Begebenheit ruhig abzuwarten, oder gleich jetzt zu dem alten Kleeborn zu gehen, ihm entweder wegen des niedrigen Belauerns seiner Schritte zur Rede zu stellen, oder auch, — nachdem nun die Stimmung wäre, in der er ihn treffen würde — zu suchen, auf eine gute Art allen Verdacht von sich abzuwenden.

Rosabella fuhr inzwischen nach Hause, ohne recht zu wissen wie ihr geschehen sey, und suchte nur zu begreifen, warum sie die Oper nicht hatte bis ans Ende sehen dürfen, was sie recht von Herzen bedauerte. Ihre Hoffnung, auf deutschen Theatern als ein Stern erster Größe zu glänzen, war durch den Anblick einiger Statistinnen sehr hoch gestiegen, welche an diesem Abend auf ziemlich ungeschickte Weise durch ganz gewöhnliche Tänze das fehlende Ballet zu ersetzen gesucht hatten, und Rosabella, fest überzeugt, daß man in Deutschland nichts besseres kenne, wiegte sich eben in goldenen Träumen von ihrem künftigen theatralischen Glanz, als Sir Charles, noch immer

wie ein Wüthender, zu ihr hineinstürzte, sie mit Vorwürfen und Drohungen überhäufte, ihr befahl, auf der Stelle zur Abreise sich zu bereiten, und dann wieder in der nächsten Minute ihr verbot, sich nur vom Platze zu bewegen.

Rosabella hörte und sah ihm eine Weile ganz verschüchtert zu und war dabei in nicht geringer Angst, denn sie fürchtete wirklich, daß ein plötzlicher Unfall ihn seines Verstandes beraubt habe. Doch als mitten im Zorne die Erklärung der Ursache desselben ihm entschlüpfte, und er sogar ihr verrieth, wie er sie zu täuschen gemeint habe, da hielt die lebhafte Französin sich nicht länger. Die verzweiflungsvolle Lage ihres Geliebten erschien ihr mit einem Mal in einem so komischen Lichte, daß sie darüber in lautes Gelächter ausbrach, welches immer unaufhaltsamer wurde, je mehr Sir Charles sich darüber erzürnte. Selbst nachdem er beim Fortgehen die Thüre so unsanft hinter sich zugeschlagen hatte, daß das ganze Haus davon erbebte, lachte Rosabella noch immer fort, und es währte sehr lange, ehe sie sich wieder einigermaßen zu fassen vermochte.

Der Rittmeister erwartete indessen Viktorinen an der Thüre ihres väterlichen Hauses und trug in der Freude seines ehrlichen Herzens die Zitternde beinahe die Treppe hinauf, ohne dieses Mal um seine Agathe sich zu bekümmern. „Horst!“ flüsterte Viktorine, athemlos vor Furcht, den erzürnten Vater unter die Augen zu treten, — „Horst, was haben Sie angestellt!“

„Befreit habe ich Sie, Cousinchen, mein der Tante gegebenes Wort habe ich gelöset,“ erwiederte er ihr jubelnd, indem er sie ins Wohnzimmer führte, wo sie zu ihrer großen Beruhigung niemanden antraf als Angelika, die ihr freudig entgegeneilte.

„Du bist befreit, meine Viktorine, ich hoffe, Du bist es und wirst es bleiben,“ sprach Angelika und drückte sie liebevoll an ihr Herz. „Anna wird, wenn sie heimkehrt, den Trost haben, ihren Liebling fröhlicher, hoffnungsreicher wieder zu finden, als sie ihn verließ, ihre Thränen werden schneller versiegen, wenn sie — O Viktorine,“ setzte sie schnell abbrechend hinzu, „ich selbst bin in diesem Augenblicke so selig, so innig erfreut, vor allem darüber, daß die schwere Wahl von

Dir genommen iſt, dem Vater widerſtreben zu müſſen, oder die heilige Treue zu verletzen.“

Viktorinens Augen floſſen vor Wehmuth über, indem ſie die Freundin betrachtete, die jetzt plötzlich ſehr bleich werdend in ihre Arme ſank, und mit dem Abglanz des Himmels im faſt brechenden Blick, zu ihr hinauf ſah. Die Arme war unglücklicher Weiſe Zeuge eines ſehr ſtürmiſchen Auftritts zwiſchen Horſt und dem alten Kleeborn geweſen, als beide aus dem Theater nach Hauſe kamen; Schrecken und Furcht hatten ſie dabei weit gewaltſamer ergriffen, als ihre ſchwachen Kräfte es zu tragen vermochten, und obgleich Horſt die erſte freie Minute benutzte, um ſie zu beruhigen, ſo vermochte ſie es dennoch nur mit der größten Anſtrengung, bis zu Viktorinens Heimkehr ſich aufrecht zu erhalten.

Freundlich wie immer eilte Agathe augenblicklich herbei, ſie zu unterſtützen. „Laß mich das müde Kind zur Ruhe bringen,“ ſprach ſie, indem ſie ſorgſam ſie fortführte, „überlaßt ſie ruhig meiner Pflege, ich wanke und weiche die ganze Nacht nicht von ihr. Horſt mag indeſſen hier der Verkündiger ſeiner eignen Thaten ſeyn, und

den Dank der Dame sich abfordern, der er sich zum Ritter geweiht hat," setzte sie im Herausgehen mit dem ihr eignen schalkhaften Lächeln hinzu.

„Ist es nicht, als sähe man eine geknickte Lilie an eine vollblühende Zentifolie gelehnt?" sprach Horst, indem er den beiden Mädchen nachblickte.

„Und Sie, Cousinchen!" setzte er hinzu, indem er sich zu Viktorinen wandte, die ihrem so lange zusammengepreßten Herzen noch immer in Thränen Luft machte, „Sie kommen mir auch gerade wie eine vom Platzregen durchnäßte Nachtigall vor, die es gar nicht glauben mag, daß die Sonne wieder scheinen wird, obgleich sie schon durch die Wolken bricht. Gott mag wissen, wie ich heute zu poetischen Vergleichen komme, aber ein Wunder ist es nicht, wenn ich am Ende unter so seltsamen Leuten auch anfange etwas seltsam zu werden. Habe ich mich doch wie ein Kind auf den Jubel gefreut, der heute Abend hier unter uns laut werden sollte; und nun wird die Eine ohnmächtig, und ich bekomme darüber meine Braut, die einzige recht vernünftige Person unter uns, diesen Abend nicht wieder zu sehen. Die Andre, die vor Allen Ursache hat froh zu seyn, will hier

auf dem Sopha in Thränen zerfließen, und unsre kleine Babet dort drüben, sitzt in einem Eckchen zusammengedrückt und hat Migräne. Ist das die neu gebildete Art sich zu freuen, so bleibe ich bei der alten, die mir weit besser gefällt."

Babet, welche bis jetzt schwer seufzend da saß, und bald ihre Ohrringe anfühlte, bald den Kamm, den sie aus ihren Locken gezogen hatte, mit trüben Blicken betrachtete, sprang jetzt auf, ergriff ein Licht, schleuderte auf Horst den wüthendsten Blick, den ihre hübschen blauen Augen nur aufzubringen vermochten, und verließ mit einem halb trotzigen, halb weinerlichen „Gute Nacht!" das Zimmer, Viktorine aber reichte mit bittend freundlicher Gebehrde dem Rittmeister die schöne Hand hin, ohne vor innerer Bewegung ein Wort hervorbringen zu können.

„Gute, liebe Viktorine!" sprach Horst, indem er freundlich ihre Hand ergriff, „ich weiß wohl, daß ein junges Mädchen die Ereignisse des Lebens mit ganz andern Augen ansieht als ein Husar, ich habe alle mögliche Ehrfurcht vor dem feineren Gefühle der Frauen und werde es nie wissentlich verletzen, aber jetzt wollte ich doch, Sie sprächen

zu mir, denn mir wird wahrhaftig allmählich zu Muthe, als hätte ich ein böses Gewissen; und ich habe es doch mit Allen, besonders mit Ihnen recht gut gemeint, obgleich es mit jetzt vorkommen will, als hätte ich es Ihnen nicht recht gemacht. Ich bitte Sie mir zu vergeben, wenn es so ist, obgleich ich nicht begreife wie es damit zugegangen seyn kann."

„Glauben Sie mir," erwiederte jetzt Viktorine, indem sie mit gewaltsamer Anstrengung sich zusammennahm, „glauben Sie mir, ich fühle was ich Ihnen ewig zu verdanken haben werde, aber, guter treuer Freund! verargen Sie es mir nicht, daß ich für jetzt mich noch nicht so freuen kann wie ich sollte; lassen Sie mir Zeit, mich selbst wieder zu finden. Alles ist mir wie ein Traum, Sie und Angelika sagen: ich sey befreit. Bin ich es denn? wird mein Vater — Ach, mein Vater! wie bangt mir vor seinem Wiedersehen! und doch sehne ich mich darnach!"

„Heut," erwiederte Horst, „werden Sie ihn nicht sehen, er wird die halbe Nacht hindurch auf seinem Comptoir vollauf zu thun haben, um den alten Müller, den Sie, liebe Viktorine, weit

mehr zu verdanken haben als Sie wohl glauben, mit allen Nöthigen zu seiner Reise nach Amsterdam auszurüsten."

„Müller reist nach Amsterdam!" rief die erstaunte Viktorine.

„Noch vor Tagesanbruch und obendrein mit Kurierpferden," antwortete Horst. „Er geht, um den alten Wißmann, dem er persönlich bekannt ist, über das Benehmen seines Sohnes weit besser mündlich ins Klare zu setzen, als dieses durch Briefe geschehen könnte. Der alte Herr, der ein sehr wackrer Mann seyn soll, wird gewiß selbst einsehen, daß man unter diesen Umständen Herrn Kleeborn nicht beschuldigen kann, er nähme sein Wort zurück, wenn er die Verbindung zwischen Ihnen und Sir Charles wie aufgelöset betrachtet, indem dieser während seines langen Aufenthaltes bei uns noch nicht den geringsten Schritt gethan, um ihn an die Erfüllung desselben zu erinnern und sich überdem so betragen hat, daß dieser Bruch, als durchaus von seiner Seite herrührend, betrachtet werden muß. Glauben Sie nun, daß es mit Ihrer Befreiung Ernst sey?"

Viktorine vermochte nur durch freudig bejahende Zeichen zu antworten und winkte ihm, fortzufahren.

„Auf diese Weise," sprach Horst, „wird Ihr Vater der Sorge enthoben seinem alten Freunde wortbrüchig zu erscheinen, und hoffentlich wird auch keine Abänderung in dem, durch die Zeit geheiligten, Beiden Ehre und Vortheil bringenden Verhältniß der alten Herren entstehen. Der gute alte Müller, der Ihnen wie Ihrem ganzen Hause mit unsäglicher Treue und Liebe ergeben ist, war der Erste, der diesen Vorschlag in Anregung brachte, als er den Zorn und zugleich die Verlegenheit Ihres Vaters sah. Denn ich rief ihn mir zur Hülfe und durfte es, da ich wohl weiß, in welchem Grade er das Vertrauen seines Herrn durch mehr als dreißigjährige Dienste sich erworben hat. Ich wünsche, Sie hätten gesehen, wie die Augen des alten Mannes glänzten, indem er versicherte, daß er, trotz seiner Jahre, die Beschwerden der Reise gern auf sich nehmen, und wenn es seyn müßte Leib und Leben daran setzen wolle, um nur das liebe Fräulein Viktorine vor einer Verbindung zu bewahren, der er immer mit

schwerem Herzen entgegengesehen habe. Sogar Herr Kleeborn selbst drückte gerührt ihm die Hand. Ich kann Ihnen den Trost geben, daß der Schmerz Ihres Vaters über das Fehlschlagen eines lange gehegten Lieblingsplans sich seit der Aussicht, seinen alten Freund nicht dadurch zu verlieren, sehr gemildert hat. Er hat mir sogar gedankt, daß ich, wenn gleich, wie er glaubt ohne es zu ahnen, die Veranlassung gegeben habe, ihn von der Gegenwart eines Menschen zu befreien, dessen immer unleidlicher werdender Uebermuth ihm täglich unerträglicher wurde, und der nur heute Morgen durch die niedrigste Heuchelei sich ihm zum ersten Mal in einem günstigeren Lichte zu zeigen wußte."

„Also ist es wirklich wahr, und ich bin aller Qual und Sorge, jeder Furcht vor der nächsten Stunde, die oft mich fast zu Boden drückte, überhoben," sprach Viktorine hochaufathmend. „Wie kann ich je dieses Ihnen verdanken, denn daß Sie absichtlich die Katastrophe dieses Abends herbeiführten, werden Sie mir nicht ableugnen wollen. Und doch! ich ehre Ihren geraden Sinn zu sehr, um selbst mit Gefahr, Ihnen undankbar zu er-

ſcheinen, gegen Sie nicht ganz offen zu ſeyn. Lieber, guter Horſt, mußte es denn gerade auf dieſe Weiſe geſchehen? konnten Sie meinem Vater nicht dieſe Aufſehen erregende Scene erſparen, die ſein Stolz, und das mit Recht, ſehr kränkend empfinden muß; war es nicht möglich, ihm auf ſanftere Weiſe über den Unwerth dieſes Menſchen die Augen zu öffnen?"

„So ſind die Mädchen," erwiederte Horſt lachend, „tragt ſie auf den Händen bis Rom, und ſetzt ſie am Thore etwas unſanft nieder, und ihr werdet geſcholten. Doch Sie ſind wenigſtens ſo billig, mich nicht wie einen Spion ungehört zu verdammen, ſondern wollen erſt ordentlich Kriegsrecht über mich halten. So hören Sie denn meine Vertheidigung.

„Für's Erſte will ich nicht läugnen, daß ich heut jeden Schritt unſers gemeinſchaftlichen Feindes den ganzen Tag über bewachte; denn ſein gar zu ſchmiegſames Betragen an dieſem Morgen zeigte mir deutlich, daß er etwas im Schilde führe. Ich will nicht läugnen, daß Fräulein Natalie ohne mich an die heutige Oper ſchwerlich gedacht haben würde, und daß ich es für eine erlaubte Kriegs-

Ich bitte um Schwarzwälder, wo Bücher sind. Ich bedaure, — vor der Hand sind wir da mit Büchern nicht versehen. Ich bitte um Bücher

Herr Kleeborn mir glauben, daß es jenem lästigen Menschen nicht gelingen würde, sich weiß zu brennen, und dem alten Herrn ein X für ein U zu machen? Denn wer in der Welt zweifelt nicht gern so lange als möglich an einer Wahrheit, die seinen liebsten Wünschen widerspricht? Am Ende konnte dadurch vielleicht die öffentliche Erklärung Ihrer Verbindung nur noch beschleunigt werden. Solchen Kämpfen durfte ich Sie nicht aussetzen, ich mußte den Augenblicken unwiderleglich für uns sprechen lassen, und den schnellsten Weg wählen, wenn gleich er nicht der angenehmste war."

„Ich fühle wie sehr Sie Recht haben, und doch kann ich nicht umhin, die Kränkung, die mein Vater erduldet hat, schmerzlich zu empfinden. Was sagte er denn, wie benahm er sich?" sprach Viktorine.

„Danken Sie Gott, daß Sie nichts davon gesehen und gehört haben," erwiederte der Ritmeister, „und verlangen Sie nicht, es genauer zu erfahren. Daß der Papa Anfangs sehr wild war, können Sie leicht denken; Sie kennen seine heftige, alles Widerspruchs ungewohnte Natur. Es war ein Glück, daß ich ihn nicht aus den

Augen ließ, sonst wäre er hingegangen, den Sir Charles zur Rede zu stellen, und daraus hätte doch nur sehr Unerfreuliches entstehen können. Es dauerte lange, ehe ich ihn bereden konnte, davon abzustehen. Endlich willigte er ein, als ich ihm vorstellte, daß Sie doch noch nicht förmlich versprochen wären, und daher ein solcher Schritt von Seiten Ihres Vaters Sie nur erniedrigen könne. Am schwersten wurde es mir, ihn über die öffentliche Beschimpfung zu beruhigen, die er erlitten zu haben glaubte, und ihm begreiflich zu machen, daß Niemand beschimpft sey, als Sir Charles selbst. Zum Glück kam Müller bald dazu, und half mir den aufgebrachten alten Herrn nach und nach in einem Grade besänftigen, wie ich es selbst sobald nicht erwartet hätte."

„Was wird nun zunächst geschehen?" rief Viktorine noch immer sehr beklommen. „Wie werde ich morgen meinen Vater finden? Wie wird Sir Charles sich ferner gegen uns benehmen? Ach wäre die Tante mir zur Seite, ohne sie irre ich wie verloren und weiß nicht, was ich ergreifen soll."

„Ich wollte auch, sie wäre bei uns, die wür-

dige, liebe Dame," erwiederte Horst, „wenn ich gleich vielleicht Ihnen diesmal in ihrem Geiste rathen kann. Geduld und Courage, glauben Sie mir, Cousinchen, damit kommt man in der Welt überall durch, und die Tante selbst vermöchte es nicht, Ihnen etwas Besseres zu empfehlen. Von dem fremden Narren werden Sie hoffentlich nichts mehr hören oder sehen, denn ich wüßte doch nicht, wie er, trotz seiner Frechheit, es anfangen wollte, nach einem so öffentlichen Scandale, sich noch hier im Hause zu zeigen. Und im höchsten Nothfall ist Horst auch noch bei der Hand. Bei'm Papa wird wohl schlecht Wetter im Kalender stehen, aber wenn das nun auch einige Tage oder Wochen hindurch währte — —"

„Alles, alles will ich mit der kindlichsten Unterwerfung ertragen, „fiel Viktorine lebhaft ein. „Ich weiß ja, welch ein lang gehegter Lieblingsplan ihm zu Grunde gegangen ist. Wie sollte ich da nicht alles thun, um meinem Vater zu beweisen, daß ich mit wahrem Schmerze mein Glück auf Kosten seiner Zufriedenheit erkauft sehe."

„So ist's Recht," sprach Horst, „die Tante selbst könnte nicht vernünftiger Ihnen rathen.

Bleiben Sie dabei, Cousinchen, und lassen Sie für das Uebrige den lieben Gott sorgen.“

Alle Fenster der Hauptetage im Hotel d'Angleterre standen am folgenden Morgen weit offen, und man sah deutlich das geschäftige Walten der Besen und Borstwische im Innern der Zimmer; denn Sir Charles und sein ganzes Gefolge waren über Nacht so vollkommen daraus verschwunden, wie die bunten Bilder einer Laterna-Magika von einer weißen Wand, wenn Licht hereingebracht wird. Keine Spur war von dem ganzen lustigen Treiben übrig geblieben, nur ein geschäftiger Lohnbedienter galoppirte noch durch die Straßen, um in den angesehensten Häusern der Stadt die zierlichsten, mit Sir Charles Namen und p. p. c. bezeichneten Karten auszutheilen, und auch bei Herrn Kleeborn wurde eine ganze Hand voll derselben abgegeben.

So hatte denn auch für dieses Mal der zweite Roman der schmerzlich betrübten Babet sein Ende erreicht, ohne daß ihr weiter etwas davon übrig geblieben wäre, als ein solches buntpapiernes, mit

goldnem Rande verziertes Denkmal seliger Täuschungen, und sie unterließ auch dieses Mal nicht, es reichlich mit ihren Thränen zu benetzen, ehe sie es zu Theodors Abschiedskarte legte.

Nach reiflicher Ueberlegung hatte Sir Charles am vorigen Abend es denn doch aufgegeben, Herrn Kleeborn über sein Erscheinen im Theater zur Rede zu stellen, wie er es Anfangs Willens gewesen war. Wilkinson und der Kammerdiener, seine beiden Vertrauten, fühlten so gut als er selbst, daß dabei wenig Ehre zu erlangen seyn würde; sie riethen ihm daher nach Kräften davon ab, und brachten ihn lieber auf den Gedanken, plötzlich die Stadt zu verlassen, um sich auf diese Weise in den Augen des Publikums das Ansehen zu geben, als habe er absichtlich eine Verbindung auf eine so beleidigende Weise abgebrochen, die er, ihrer äußern Vortheile willen, doch im Grunde seines Herzens sehr ungern aufgab und gern wieder angeknüpft hätte, wenn dieses nur einigermaßen als möglich ihm erschienen wäre.

Auch die sogenannte polnische Gräfin verschwand mit ihm um die nämliche Stunde aus ihrer Wohnung, doch scheint sie sich bald darauf von ihm

getrennt zu haben, denn nach wenigen Wochen las man in öffentlichen Blättern von ihrem Auftreten als Tänzerin auf einigen der größten Theater in Deutschland, wo sie indessen auch nicht die erwartete Anerkennung ihres Talents gefunden zu haben schien.

Viktorine hatte freilich noch eine harte Scene mit ihrem Vater zu bestehen, der sie, was lange nicht geschehen war, in sein Kabinet rufen ließ, um ihr anzukündigen, daß ihre Verbindung mit Sir Charles völlig aufgehoben sey. Er unterließ es nicht, sie dabei mit Vorwürfen über ihr wohlberechnetes kaltes Benehmen gegen diesen zu überhäufen, welches, wie er ihr Schuld gab, den jungen Mann angereizt habe, sie sowohl als ihren Vater absichtlich zu beleidigen. Viktorine trug alles mit Geduld, wie sie es sich vorgenommen hatte, und wagte es sogar nicht, auch nur eine Sylbe ihm entgegenzustellen, als er sie zuletzt warnte, sich ja nicht durch diesen Vorfall nur um einen halben Schritt einer Verbindung mit dem jungen Holm näher gebracht zu glauben. Er redete sich selbst immer tiefer in seinen Zorn hinein, je länger er sprach, und die demüthige Er-

gebenheit, mit der sie alles über sich ergehen ließ, brachte ihn immer mehr auf, bis er sie endlich entließ, weil er nichts mehr zu sagen wußte und sich obendrein heiser gesprochen hatte.

Die Art, mit der viele der geachtetsten Männer der Stadt gegen Herrn Kleeborn Sir Charles letztes Betragen erwähnten, trug viel dazu bei, ihn heiterer zu stimmen, und wenigstens den Wahn einer durch dasselbe erlittenen Beschimpfung ihm zu benehmen, aber dennoch vergingen viele Wochen, ehe er es über sich gewinnen konnte, Viktorinen mit gewohnter Freundlichkeit zu begegnen. Geschah dieses ja einmal in einem Augenblicke des Vergessens, so suchte er gewiß im nächsten dieses Versehen durch verdoppelte Härte wieder zu verbessern.

Viktorine blieb sich in ihrem Betragen immer gleich, und suchte durch die kindlichste Ergebung und nie ermüdende Aufmerksamkeit auf jeden seiner Wünsche, das Herz des Vaters sich wieder zu gewinnen, aber es fielen dennoch täglich neue unangenehme Scenen vor, bei denen Niemand mehr litt, als die arme Angelika. Liebe und Ruhe waren das Element ihres Daseyns, und

der zarte Faden, an dem ihr Leben noch schwebte, erzitterte oft im allerschmerzlichsten Mitgefühle bei jeder stillen Thräne, jedem leisen Seufzer ihrer Viktorine. Für den eignen Schmerz hatte sie keine Thränen mehr, sie liebte ihn sogar, denn er erschien ihr jetzt wie ein Engel des Lichts, der sie der Vollendung immer näher führte, doch bei dem Anblicke des getrübten Frühlings ihrer in voller Jugendherrlichkeit blühenden Freundin, öffnete sich von Neuem diese Quelle, und stieg oft mit stechendem Schmerze, wie aus der tiefsten Tiefe ihrer Brust, in das verklärte Auge, das lange schon im Vorgefühl der nahen Himmelsseligkeit nur zu lächeln gewohnt war.

Inhalt einiger der Papiere, welche Anna von Falkenhayn in den verborgenen Fächern des elfenbeinernen Käſtchens fand.

Bernhard von Leuen an ſeinen Bruder Albert von Leuen. Gleich nach des Erſtern Ankunft auf der Inſel Maltha geſchrieben.

Um Dir, guter Albert! meinen letzten Abſchiedsgruß zu ſenden, benutze ich die Rückkehr des Schiffes, das mich mit dem günſtigſten Winde wie im Fluge von Venedig hierher brachte. In dem freudigen Rauſche, der jetzt Dich beſeligt, haſt Du, Glücklicher! hoffentlich längſt ſchon die einzige Täuſchung verſchmerzt, welche ich mir jemals gegen Dich erlaubte, indem ich nicht, wie ich Dich glauben ließ, von der kleinen Reiſe nach St*** nochmals zu Dir zurückkehrte. Warum ſollte auch meine ernſte, trübe Geſtalt ſich nochmals in das Paradies Eurer jungen Liebe ſtörend eindrängen wollen? Wer ſelbſt nicht glücklich iſt, meide ja die Geſellſchaft der Glücklichen, ſeine Gegenwart iſt unheilbringend, ſie wirft erkältende Schatten in die friſch aufgehende Blüthe des Lebens; denn wer dieſer ſich recht erfreuen

ſoll, der darf nie daran erinnert werden, wie leicht alles anders ſeyn könnte, und wie oft zwiſchen Morgen und Abend eines einzigen Tages die unerwartete Erſcheinung eines ganzen Menſchenlebens liegt.

Die Kluft zwiſchen mir und meinem Vaterlande iſt jetzt ſehr bedeutend, und meine Ruhe, das einzige Gut, nach welchem ich ſtreben kann, erfordert, daß ich alles melde, was jene Kluft mir auch nur ſcheinbar verkleinern könnte. Ich habe viel zu vergeſſen, und wem es damit wahrer Ernſt iſt, der hüte ſich vor dem Schreiben, denn die Feder iſt in dieſer Hinſicht die gefährlichſte Vertraute. Daher wirſt auch Du ſogar nur ſelten Nachricht von mir empfangen, und vielleicht gehen Jahre darüber hin. Was könnte ich Dir auch von mir zu melden haben? Die Geſchichte meines Lebens iſt hoffentlich abgeſchloſſen, und was ich über Dich und Deine Verhältniſſe Dir ſagen könnte, würde doch nichts anders ſeyn, als Wiederholung der ernſten Bitten und Ermahnungen, die ich Dir während unſers kurzen Beiſamenlebens unaufhörlich an das Herz legte. Selbſt ſchon dieſer Brief kann beinahe nichts anders

als jene Wiederholungen enthalten; bewahre ihn wohl, lies ihn zuweilen, wenn Du nach mir und meinem Rathe Dich sehnst, und möge Dir dann seyn, als hörtest Du nochmals die warnende Stimme des von der Natur Dir zugegebenen Freundes, der Dich und Dein Glück im Herzen trägt und tragen wird, wenn gleich seine gegenwärtige Stimmung ihm nicht erlaubt, Dir aus der Ferne oft ein Zeichen davon zu senden.

Vor Allem laß mich die dringendste meiner Bitten Dir nochmals vortragen, die Bitte: nie, unter keinen Umständen die stille Burg unserer Väter mit einem andern Wohnorte zu vertauschen. Wer, wie Du, das hohe Glück reiner Liebe, die Krone des Lebens errungen hat, der strebe doch ja nach Einsamkeit mit der Geliebten; nur in dieser kann es wachsen und dauernd bestehen, so wie die Alpenrose sich auch nur im reinen Aether ihrer hohen einsamen Berge in all' ihrer Pracht entfalten kann. Albert! bange Sorge um Dich bewegt mein Gemüth. O fliehe die Welt, wenn Du Dein Glück Dir rein bewahren willst! laß Dich von ihrem Flitterglanze nicht verlocken. Du kennst sie nicht, Du weißt nicht, Du ahnest nicht,

wie die edelste Natur, das Meisterwerk des hohen Schöpfers, in jenes glänzende Gewühl hinabgezogen, entwürdigt werden kann. Ich aber habe es erfahren! Du und Luise, ihr einfachen, fröhlichen, harmlosen Kinder, was wolltet Ihr dort? Wie könntet Ihr Beide in Eurer glücklichen Unbefangenheit jemals ungestraft es wagen, Euch jenem schlüpfrigen Pfade anzuvertrauen, der selbst den Erfahrnen, von Jugend auf mit ihm Bekannten, Verderben und Untergang droht?

Du wirst auf der Burg unserer Väter mit Deiner Luise Dich zwar einsam, doch nicht allein befinden; denn Hunderte gehören zu Euch, die durch Deine Geburt von der Natur an Dich gewiesen wurden und jetzt hoffend zu Dir hinaufblicken. Du selbst hast freilich im Laufe Deines jungen Lebens noch nichts verbrochen, guter Albert, aber bei aller Deiner Schuldlosigkeit hast Du dennoch Vieles gut zu machen, was in frühern Zeiten Deine Vorfahren verschuldeten, ob gezwungen oder freiwillig? gilt hier gleich. Betrachte in den Dörfern, die zu Deinen Besitzungen gehören, die armen verfallnen Hütten, den elenden Zustand ihrer mehr als zur Hälfte verwilderten

Bewohner; dieser Anblick wird Dich besser über das, was Dir obliegt, belehren, als Worte es vermöchten. Nie wird Langeweile Dir nahen, weil es Dir an Beschäftigung nie fehlen kann, wenn Du mit redlichem Eifer die Pläne zur Verbesserung des Zustandes Deiner Güter auszuführen suchst, die ich Dir vor meiner Abreise zum Theil schriftlich verlegte; auch Luise wird in heiterer verständiger Thätigkeit Dir zur Seite, als Deine Gehülfin, sich beglückt fühlen, und sich nach andern Freuden niemals sehnen.

Ein Name wie der Deine, von Ahn zu Ahn Jahrhunderte hindurch ehrenvoll bis auf Dich herabgeführet, ist ein Kleinod, dessen Werth Du nie zu hoch anschlagen kannst, wenn Du dabei die heiligen Verpflichtungen nicht aus den Augen verlierst, welche diese unverdiente Gunst des Schicksals Dir auferlegt. Erinnerst Du Dich noch, wie uns Beiden das Herz aufging, als wir Hand in Hand in der dem Andenken unserer Vorfahren gewidmeten Gallerie standen, und die lange Reihe ehrwürdiger Gestalten betrachteten, welche vor uns in diesen Räumen gewaltet haben? Und doch war der Erste unter ihnen, er, der einige, welcher

keine Ahnen aufzuzöhlen hatte, bei weitem der Größte. Denn viel ehrenvoller iſt es, der Gründer eines kraftvollen herrlichen Stammes zu ſeyn, als ſich, durch das Verdienſt edler Vorfahren gehoben, auf ſchon gebahntem Wege gemächlich durch die Welt helfen zu laſſen.

Doch Dir, mein Bruder! eröffnet ſich eine Ausſicht, die Ehrenkrone unſers Stammvaters mit ihm einſt theilen zu können. Zwar biſt Du der Letzte unſers alten edlen Namens, doch hoffentlich wird er wieder neues Leben gewinnen, und Du ſtehſt einſt in der Mitte zwiſchen der langen Reihe unſrer Vorfahren und einer zahlreich erblühenden, bis in die ſpäteſte Zeit hinabreichenden Nachkommenſchaft. Du kannſt es erringen, daß einſt Deine Urenkel und die Deiner Unterthanen vorzüglich vor Deinem Bilde gern bewundernd verweilen, und daß der Vater, indem er dem Sohne es zeigt, zu ihm ſpreche: neige dich ehrfurchtsvoll vor dieſem Albert, er verlieh dem zu ſeiner Zeit faſt ganz geſunknen Hauſe der von Leuen neues Leben, er allein erhob es wieder zu ſeinem urſprünglichen Glanze, indem er Freude und Wohlhabenheit bis in unſre Hütten verbreitete, und

durch Thätigkeit, Umsicht und weise Sparsamkeit wieder aufbaute, was eine verworrene, unheilbringende, kriegerische Zeit zerstört hatte.

Doch glaube nicht, daß ich verkenne, auf welch' ein schweres Unternehmen ich hier hindeute; oft schon, mein theurer Bruder, wenn Du vergebens nach Dir genügenden Worten suchtest, um Deine gränzenlose Dankbarkeit mir auszudrücken, fiel es mir schwer auf's Herz, daß ich durch die Uebertragung der Rechte meiner Erstgeburt Dir weniger als Nichts gewährte, wenn Du nicht selbst mit rastlosem Eifer Dein Leben daran setzen willst, um Dein Besitzthum wieder zu dem zu erheben, was es vor den Verwüstungen des siebenjährigen Krieges, und der aus den langen Abwesenheiten seiner Eigenthümer entstehenden Verwahrlosung gewesen ist. Einem edlen freien Geiste wird es unendlich leichter, Neues zu schaffen, als Verworrenes, Zerstörtes wieder zu ordnen und aufzurichten. Es wollte mir daher oft unbillig erscheinen, daß ich Dir, dem Knabenalter kaum Entwachsenen, eine so schwere Aufgabe aufbürden konnte, und einzig die Ueberzeugung, daß ich durch diese Handlung nur der Zeit um einige Jahre zuvor-

eile, konnte mich darüber beruhigen. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur wären Dir, dem um viele Jahre jüngern Bruder, dennoch die Verpflichtungen einst zugefallen, die Du, von mir veranlaßt, schon jetzt übernimmst. Als geistlicher Ritter hättest Du ihnen noch weniger genügen können, unser alter edler Name wäre mit Dir erloschen, und das Eigenthum unsrer Väter, die Sorge für das Glück derer, die seit undenklicher Zeit vom Vater auf den Sohn gewohnt waren, dem Schutz eines von Leuen anvertraut zu seyn, wäre fremden Händen zugefallen. Da sey Gott vor, daß ich dies zugeben solle, wenn ich es ändern kann.

Ich, mein Albert! ich bin vom Schicksal unabwendbar bestimmt, einsam zu leben und zu sterben, ich müßte es, und wärst Du nie geboren. Sahst Du niemals einen Baum, stark und fest dem äußern Anschein nach, aber an der eigentlichen Wurzel seines Lebens nagt ein heimlicher Wurm, er kann noch eine Weile fortgrünen, doch der Raum um ihn her bleibt ewig öde, und in seinem kalten Schatten sproßt kein junges Leben wieder auf. Sahst Du je einen solchen Baum? Er war das Bild Deines Bruders. Frage mich

nicht weiter, ich kann und will keine Deiner Fragen über diesen Punkt beantworten, aber glaube mir, wenn ich mit dem tiefen Ernst eines auf den Tod Verwundeten Dir sage: es ist so.

Laß diesen Ausspruch Dich nicht zu sehr um meinetwillen betrüben, denn ich habe einst auch gelebt, ein kurzes aber schönes, vom seligsten Traume hochbeglücktes Leben, doch jetzt ist es dahin. Für Andere kann ich noch wirken, so lange die Sonne mir scheint, für mich nicht mehr, denn ich habe keinen Wunsch mehr auf Erden, alles, alles ist vorbei. Daß ich aber, indem ich that, was ich für Recht und nöthig erkannte, zugleich Dein und Luisens Glück erbauen durfte, das ist die letzte Gunst, welche das Geschick mir gewährte; ich achte sie um so höher, je weniger ich mir noch einer solchen im Laufe meines Lebens gewärtig war.

Sorge auch übrigens nicht um mich; zwar bin ich bis heut hier völlig fremd geblieben und weiß Dir über die hiesigen Zustände nichts mitzutheilen, doch Raum für Thätigkeit giebt es überall. Ich brauche nur diesen noch, auch hier werde ich ihn entdecken, und denke so mich ganz leidlich von einem Tage zum andern hinüber zu helfen.

Zugleich mit diesem Briefe wird das Dir wohlbekannte Kästchen von Elfenbein Dir eingehändigt werden, welches lange Jahre hindurch in unsrer Familie hochgehalten und bewahrt wurde. Ich sende es Dir zurück, weil es hier dereinst sehr leicht in fremde Hände fallen könnte; bewahre es wohl und lasse es nie von Dir, behalte es zu meinem Andenken, wenn es Dir dadurch vielleicht lieber werden sollte. Du findest es mit einigen Kleinigkeiten an Schmuck und Seltenheiten angefüllt, wie dieses Land sie bietet. Uebergieb diese Deiner Luise in meinem Namen; sie sind an sich beinahe ohne Werth, doch ich hoffe, Luise wird um meinetwillen sie nicht verschmähen.

Den Ring mit meinem Bildniß, den Du jenen Dingen beigefügt findest, bestimme ich Dir, denn ich weiß, es wird Dich freuen, eine so treue Kopie meiner Züge zu besitzen; doch trage ihn nie an Deiner Hand, und laß auch Deine Luise dieses nie thun. Eine der schmerzlichsten Erinnerungen knüpft sich für mich an den Anblick dieses Ringes; er darf nie zum Schmucke dienen, da er die Hand nicht schmücken durfte, für die er ursprünglich bestimmt war. Und nun lebe wohl!

Gott erhalte Dir Dein jetziges Glück, und segne Dich mit Kraft und Muth und Ausdauer für die Bahn, welche Du zu gehen hast.

Albert von Leuen an seinen Bruder Bernhard, achtzehn Jahre später geschrieben.

Wenn Du diese Schriftzüge erblickst, mein edler, schwer beleidigter Bernhard, so hat die alles ausgleichende Hand des Todes den Müden wirklich zur Ruhe geleitet, den Du schon vor langen Jahren zu den Verstorbenen zähltest. Dem Lebenden mußtest Du zürnen, weil er, schwach und verblendet, den Pfad nicht zu halten wußte, den Du so weise als liebevoll ihm bezeichnet hattest; dem Todtgeglaubten hast Du vergeben, dies fühlte er wohl, darum mochte er Dir nie wieder nahen, im Laufe des trüben Daseyns, das er in tiefer Verborgenheit auf Erden noch fortführte, und wahrscheinlich einige Jahre hindurch noch fortführen wird.

Daß Du aber dem Bruder gern ein willig Ohr leihen wirst, wenn er, gleichsam aus seinem Grabe herauf, Dir am Ende seiner Bahn Rechenschaft ablegen will, davon bin ich eben so über-

zeugt, als daß dieses Bekenntniß seiner Verirrungen wie seiner Leiden ein menschliches Herz bei Dir finden wird; denn auch sie waren menschlich. Kein Verbrechen lastet auf Deinem armen Albert, das glaube fest; der immer wache innere Richter gibt ihm das Zeugniß, daß sein Streben zum Bessern stets redlich war, wenn er gleich leider weder von der Natur, noch durch seine Erziehung sich dazu eignete, das zu werden, was Deinem höheren Geiste aus ihm zu bilden möglich schien.

Und nun laß mich noch ein Mal in meinem Leben wie der Bruder zum Bruder aus vollem Herzen zu Dir reden. Der letzte Ruhepunkt, den ich auf Erden zu finden bestimmt war, ist erreicht. Mein Pilgerstab hängt über dem kleinen Altar meiner Laren, und soll nicht wieder herabgenommen werden, bis er zur Gruft mich begleitet. Doch jetzt lebe ich noch, und ein unwiderstehliches Gefühl drängt mich zu Dir. Ich, der Verwaiste, Verlassene, der — durch Schuld oder Unglück, nenne es wie Du willst — von allem, was mir einst lieb war, Verbannte, ich werfe mich an Deine Brust, um Dir zu klagen, wie

ich irrte, und wie die Strafe jedem meiner Irrthümer auf der Ferse folgte.

Ich muß Dir auch mittheilen, was mir gelang, was mich erfreute, und welche Aussicht auf eine alles ausgleichende Zukunft sich mir eröffnet, indem doch eine Hoffnung mir fröhlich erblüht, eine von den vielen, die ich in eitle Truggebilde sich auflösen sah.

Es wird nöthig, diesen Brief hier zu unterbrechen, um dem, was Albert seinem Bruder aus seinem spätern Leben mittheilt, eine kurze Uebersicht der frühern Ereignisse desselben einzuschalten, die Albert, als Bernharden vollkommen bekannt, übergehen mußte. Zugleich wird dem Leser Einiges wieder in's Gedächtniß zurückgerufen, was schon vorläufig nur flüchtig erwähnt ist.

Albert wurde bekanntlich in Rom, dem Geburtsorte seiner Mutter, zum geistlichen Stande erzogen, dem er bei den sehr gesunkenen Verhältnissen seines Hauses ohnehin gewidmet worden wäre, selbst wenn seine Eltern sich nicht nach einer kurzen, höchst unglücklichen Ehe wieder von einan-

der getrennt hätten. Doch überdem öffnete der mächtige Schutz eines Oheims seiner Mutter dem Knaben eine der allerglänzendsten Aussichten auf der für ihn gewählten Bahn, denn als Kardinal und erklärter Liebling des damaligen Pabstes übte dieser eine fast unumschränkte Gewalt in seinem Wirkungskreise aus. Zwar ließ er, als ein sehr frommer, den Vorschriften seiner Kirche streng ergebener Geistliche, sich nur selten einen Mißbrauch seiner Macht zu Schulden kommen; dem Nepotismus jedoch, dieser allgemeinen Erbsünde der höheren römischen Geistlichkeit, vermochte er nicht zu widerstehen, und so benutzte er zu Gunsten seines Großneffen den ihm verliehenen Einfluß, indem er, mit Umgehung aller Ordensregeln, dem Knaben fast noch in der Wiege die Anwartschaft auf eine bedeutende Komthurei des Maltheserordens zu verschaffen wußte, welche Andre durch jahrelange Anstrengung im Dienste des Ordens sich erst erwerben müssen.

Sobald der Knabe weiblicher Pflege einigermaßen entbehren konnte, ward er von seinem vornehmen Beschützer der mütterlichen Aufsicht entzogen und dem Pater Jeronimo übergeben, einem

sehr gelehrten Benediktiner, der seine eigne Jugend stets in klösterlicher Einsamkeit zugebracht hatte, und mit frommer Scheu die ihm ganz unbekannte Welt, als einen Sündenpfuhl betrachtete. Letzterem nicht nahen zu müssen, hielt er für das größte Glück auf Erden.

Albert wuchs an der Seite dieses Greises in so tiefer Einsamkeit auf, als wäre er mit ihm durch einen Zauberspruch in die Thebaische Wüste versetzt worden. Er sah beinah nichts und kannte nichts als seinen Lehrer, seine Bücher, und die vier engen Wände einer Zelle im Kloster, oder des kleinen Zimmers im Palaste seines Oheims, welche er gemeinschaftlich mit seinem Lehrer bewohnte. Denn Pater Jeronimo theilte seine Zeit zwischen dem Kloster und dem Kardinal, der ihn zu seinem Almosenier ernannt hatte, und ihn hauptsächlich deshalb auch zu Alberts Erzieher erwählte, um den Knaben weniger aus den Augen verlieren zu müssen.

Albert konnte sich nicht nach Genüssen und Freuden sehnen, die er selbst dem Namen nach nicht kannte, aber wie alle von der Natur nicht ganz verwahrloseten Kinder, dürstete er nach Be-

schäftigung, jemehr er heran wuchs, und Jeronimo benutzte dieses, um ihn so früh als möglich in das Reich der Wissenschaften einzuführen, dem er selbst alles Glück seines stillen einförmigen Lebens verdankte. Das Talent und die unermüdliche Wißbegierde des Knaben entzückte seinen Lehrer; er brachte es bald dahin, die klassischen Schriftsteller Roms und Griechenlands mit ihm in ihrer Ursprache lesen zu können. In ihren Dichtern sogar ging er über, ohne daß es dem in künstlichen Unbefangenheit grau gewordenen Alten einfiel, mit welchen Ahnungen eines, von dem seinen ganz verschiedenen genußreichen Lebens, diese den Knaben erfüllen mußten, welcher zum Jüngling heranreifte. Während Pater Jeronimo mit trockner Schulgelehrsamkeit seinem Zöglinge die technischen Schönheiten eines seiner Lieblingsdichter auseinander setzte, oder im Vergleichung der verschiedenen Lesarten irgend einer dunklen Stelle sich vertiefte, führete die jugendliche Phantasie den scheinbar Aufmerksamen auf Wolkenflügeln weit weg in ein magisches Land, wo alles ihn entzückte und nichts ihm deutlich war, am wenigsten seine Wünsche und Hoffnungen.

Indessen wurde Albert unter der Leitung seines Lehrers dennoch gründgelehrt. In Athen, im alten Rom, in der Geschichte der Völker, unter den Sternbildern des nächtlichen Himmels war er vollkommen zu Hause; doch von den Verhältnissen des wirklichen praktischen Lebens wußte er in seinem zwanzigsten Lebensjahre weit weniger, als ein gewöhnlicher Knabe von acht Jahren. Der Kardinal war indessen mit der geistigen Ausbildung seines Großneffen vollkommen zufrieden, das übrige, meinte er, würde zu seiner Zeit schon von selbst sich finden, und er trug kein Bedenken, als Albert das dazu erforderliche Alter erreicht hatte, ihm anzukündigen, daß er zur Reise nach Maltha sich bereit halten solle.

Alberts Mutter war während dieser Zeit in einem Kloster gestorben, dem sie, um den Himmel mit den Verirrungen ihres Lebens zu versöhnen, ihr ganzes Vermögen hinterließ. Ihr Sohn war nun einzig auf die Großmuth des Kardinals angewiesen, der ihn auch sehr freigebig mit allem versah, was er zu seiner Reise bedurfte; ihm sogar erlaubte, durch Deutschland zu gehen und sich in Triest einzuschiffen, weil Albert sehnlichst dar-

nach verlangte, seinen nie gesehenen Bruder kennen zu lernen.

Die Reise selbst, auf die sich Albert, wenn gleich nicht ohne heimliches Bangen, sehr gefreut hatte, erfüllte in der Wirklichkeit durchaus nicht seine Erwartungen, besonders nachdem er die Alpen im Rücken hatte. Das laute Treiben und Lärmen der im Schweiße ihres Angesichts arbeitenden Menschen, die Noth der Armen, besonders aber die ihm barbarisch klingenden Töne einer ihm völlig unverständlichen Sprache, machten auf ihn den widrigsten Eindruck. Alles, was er sah und hörte, kontrastirte so sehr mit seinen goldenen Träumen, daß er einem vertrauten Kammerdiener seines Oheims, welchen ihn dieser zum Begleiter mitgegeben hatte, alle Besorgungen der Reise überließ, und nur aus dem Wagen stieg, um nächtlich zu ruhen.

Durch diese Art zu reisen geschah es denn, daß er auf seinem väterlichen Schlosse eben so unbekannt mit der Welt und den Menschen anlangte, wie er von Rom ausgegangen war. Wer ihn sah und hörte hätte glauben können, es habe ihn

ein Wolkenwagen durch die Lüfte geführt, ohne je die Erde zu berühren.

Er traf seinen Bruder nicht auf Leuenstein, man wußte nicht einmal mit Gewißheit zu sagen, wo sich dieser jetzt aufhielt, und der arme Albert fühlte sich bei dieser Nachricht so verlassen, wie nie zuvor in seinem Leben. Das einzige Erfreuliche für ihn war, daß er mit dem im Schlosse wohnenden Justiziar sich in französischer Sprache leidlich verständigen konnte, und daß dieser sich ziemlich bereitwillig zeigte, einstweilen für die Bequemlichkeit des jungen Herrn zu sorgen, bis Bernhard von Leuen von der Ankunft seines Bruders benachrichtigt werden konnte.

Der alte Kammerdiener Giovanno eilte sobald als möglich seiner schönen Heimath wieder zu, ohne auf Alberts Bitten zu achten, denn es schien dem verwöhnten Südländer unmöglich, zwischen den hohen waldbewachsnen Bergen länger zu verweilen, in deren Mitte Schloß Leuenstein auf einer bedeutenden Anhöhe lag.

Albert war nun mit einem Male von allen seinen gewohnten Umgebungen getrennt, ohne auch nur den kleinsten Ersatz für diese gefunden zu

haben. Die so lange ersehnte Freiheit, welche ihm jetzt im vollsten Maaße zu Theil geworden war, beängstigte den klösterlich erzogenen Jüngling statt ihn zu erfreuen, und ihm war ungefähr so zu Muthe, wie es einem Kanarienvogel seyn mag, der dem Käfig, in welchem er aufwuchs, unbedachtsam entschlüpfte, und nun wie verloren, mit ungeübtem Flügelschlage, über Wiesen und Gärten ängstlich flattert. Die Welt kam ihm so weit und so unheimlich vor, daß er einige Tage dazu brauchte, ehe er nur zu dem Entschlusse kommen konnte, das Schloß zu verlassen, und einsame Wanderungen in den romantisch schönen Umgebungen desselben anzustellen. Der Anblick der freien Natur, den er früher beinah nie genossen hatte, verfehlte indessen nicht, auf ihn den tiefsten Eindruck zu machen; er befreundete sich gar bald mit ihr, denn in ihr fand er zuerst seine Dichter wieder, und seine frische Jugendphantasie wußte beide zu einem entzückenden Ganzen zu vereinen. Liebeglühend drückte Albert Bäume und Blumen an seine mit süßer namenloser Wehmuth erfüllten Brust, ward nicht müde, die Nymphe Echo zu wecken, rief der Dryas ihm aus den Wipfeln

ihrer hohen Buchen nur einmal zu erscheinen, und trieb dieses phantastische Spiel, bis die sinkende Nacht ihn zwischen die alten dunkeln Mauern seiner väterlichen Burg wieder zurückbannte.

In ziemlich weiter Entfernung von dieser war er eines Morgens, nicht lange nach seiner Ankunft, seinen Virgil in der Hand, auf einem ihm noch unbekannten Pfad gerathen, der zwischen hohen Gesträuchen am Saume eines von einem kleinen See begränzten Waldes hinführte, als ein ängstliches Rufen um Hülfe ihn plötzlich aus seinen wachen Träumen aufschreckte. Es schien vom See herzukommen, Albert theilte blitzschnell das diesen ihm verbergende Gesträuch, um an das Ufer zu gelangen, und stand im nächsten Momente geblendet vor einer Göttererscheinung.

Galathea mit ihren Gespielinnen! war sein erster Gedanke, als er kaum zwanzig Schritte vom Ufer vier schöne junge Mädchen in einem kleinen Kahne sitzen sah. Doch bald ward er von ihrer irdischen Natur überzeugt, denn so wie sie seiner ansichtig wurden, streckten sie alle unter ängstlichen Klagetönen die runden weißen Arme ihm entgegen. Ihnen war das Ruder entglitten, das sie

ohnehin schwerlich zu führen wußten. Die armen Kinder glaubten, wegen einer nicht weit davon liegenden Mühle, sich in der dringendsten Todesgefahr zu befinden, obgleich der spiegelhelle, von keinem Lüftchen gekräuselte See, gerade an dieser Stelle sehr flach war, und der Kahn eigentlich auf dem Sande schon fest saß.

Albert hatte zwar noch nie Gelegenheit gehabt, den Umfang seiner physischen Kräfte kennen zu lernen, oder sich durch Behendigkeit und Besonnenheit aus irgend einer Verlegenheit zu ziehen, aber er bedachte sich dennoch keinen Augenblick, sich muthig den Fluthen anzuvertrauen, die ihm kaum bis über die Fußknöchel reichten. Dann ergriff er einen hinter dem Kahn herschwimmenden Strick, der inwendig befestigt, diesen am Ufer anzubinden wahrscheinlich gedient hatte, und zog das Fahrzeug sammt seiner reizenden Last etwas näher ans Land; endlich suchte er große Steine zusammen, um den schönen Kindern eine Brücke zu bauen, und so gelang es seinem Bemühen, sie alle ziemlich trocknen Fußes ans Land zu bringen.

Kaum fühlten sie festen Boden unter sich, so

Kapitel 12. Die Wörter im Lexikon

Wörter mit vielen Bedeutungen sind schwierig zu lernen. Zum Beispiel hat das Wort *run* (laufen) mehr als 50 Bedeutungen. Wir können *run* benutzen, um zu sagen, dass wir laufen, um zu sagen, dass wir schnell gehen, um zu sagen, dass wir vor etwas weglaufen, um zu sagen, dass wir vor jemandem weglaufen, um zu sagen, dass wir vor jemandem weglaufen, weil wir ihn hassen, um zu sagen, dass wir vor jemandem weglaufen, weil wir ihn hassen und er uns verfolgt, um zu sagen, dass wir vor jemandem weglaufen, weil wir ihn hassen und er uns verfolgt und wir Angst haben, um zu sagen, dass wir vor jemandem weglaufen, weil wir ihn hassen und er uns verfolgt und wir Angst haben und wir schreien, um zu sagen, dass wir vor jemandem weglaufen, weil wir ihn hassen und er uns verfolgt und wir Angst haben und wir schreien und wir weinen, um zu sagen, dass wir vor jemandem weglaufen, weil wir ihn hassen und er uns verfolgt und wir Angst haben und wir schreien und wir weinen und wir nicht mehr können, um zu sagen, dass wir vor jemandem weglaufen, weil wir ihn hassen und er uns verfolgt und wir Angst haben und wir schreien und wir weinen und wir nicht mehr können und wir nicht mehr laufen können, um zu sagen, dass wir vor jemandem weglaufen, weil wir ihn hassen und er uns verfolgt und wir Angst haben und wir schreien und wir weinen und wir nicht mehr können und wir nicht mehr laufen können und wir sterben, um zu sagen, dass wir vor jemandem weglaufen, weil wir ihn hassen und er uns verfolgt und wir Angst haben und wir schreien und wir weinen und wir nicht mehr können und wir nicht mehr laufen können und wir sterben und wir tot sind, um zu sagen, dass wir vor jemandem weglaufen, weil wir ihn hassen und er uns verfolgt und wir Angst haben und wir schreien und wir weinen und wir nicht mehr können und wir nicht mehr laufen können und wir sterben und wir tot sind und wir nicht mehr leben, um zu sagen, dass wir vor jemandem weglaufen, weil wir ihn hassen und er uns verfolgt und wir Angst haben und wir schreien und wir weinen und wir nicht mehr können und wir nicht mehr laufen können und wir sterben und wir tot sind und wir nicht mehr leben und wir nicht mehr existieren, um zu sagen, dass wir vor jemandem weglaufen, weil wir ihn hassen und er uns verfolgt und wir Angst haben und wir schreien und wir weinen und wir nicht mehr können und wir nicht mehr laufen können und wir sterben und wir tot sind und wir nicht mehr leben und wir nicht mehr existieren und wir nicht mehr sind, um zu sagen, dass wir vor jemandem weglaufen, weil wir ihn hassen und er uns verfolgt und wir Angst haben und wir schreien und wir weinen und wir nicht mehr können und wir nicht mehr laufen können und wir sterben und wir tot sind und wir nicht mehr leben und wir nicht mehr existieren und wir nicht mehr sind

schönen schwarzgelockten Jüngling eine Art von Conversation anzuknüpfen.

Albert befand sich wie im Traume; so vielem Zauber vermochte er nicht zu widerstehen; um so weniger, da es ihm gar nicht einmal in den Sinn kam dieses zu wollen. Entzückt, betäubt, kaum seiner selbst sich bewußt, wandelte er an Luisens Seite durch die schattigen Sternalleen des park-ähnlich ausgehauenen Waldes, und stand, ehe er sich dessen versah, vor einer zahlreichen, unter den Säulen eines sehr schönen modernen Land-hauses versammelten Gesellschaft. Scheu wie ein Reh, wäre er gern zurück in das Gebüsch geflo-hen, aber da war an kein Entrinnen zu denken.

Die Mädchen hatten unterwegs seinen Namen von ihm erforscht und stellten ihn unter diesem ihren Eltern vor, indem sie zugleich recht aus-führlich die große Gefahr, aus welcher der junge Fremde sie errettet hatte, erzählten, solche bis zum Schauderhaften vergrößerten, und nicht unter-ließen, Alberts bei dieser Gelegenheit bewiesenen Heldenmuth bis in die Wolken zu erheben. Dies mußte einigen der Anwesenden ein leichtes sarka-stisches Lächeln entlocken, denn der sehr verlegene

Held dieſer großen Begebenheit ſtand, troß der überſtandenen Waſſersnoth, in vollkommen trockner Kleidung da.

Baron Steinau und ſeine Gemahlin, die Eigenthümer des Schloſſes, ermangelten indeß nicht, auf die freundlichſte Weiſe von der Welt über die große Vertvegenheit ihrer Töchter zu ſchelten, und deren noch immer verſtummenden Erretter mit Dankſagungen und Lobſprüchen zu überhäufen, von denen dieſer in der Angſt ſeines Herzens keine Silbe verſtand. Da Baron Steinau ſchon früher von Alberts iſolirter Lage auf dem jetzt öden Leuenſtein gehört hatte, ſo lud er ihn in ſehr fließendem Italieniſch und auf die einnehmendſte Weiſe ein, bis zur Ankunft des ältern Herrn von Leuen bei ihm als ſeinem nächſten Gutsnachbar zu verweilen, und ſich ohne allen Zwang als ein Mitglied ſeiner Familie zu betrachten.

Schon aus Mangel an Bekanntſchaft mit den Formen des geſelligen Lebens hätte Albert gar nicht gewußt, wie er es anfangen könne, eine ſolche Einladung von ſich zu weiſen, ſelbſt wenn er dazu geneigt geweſen wäre; aber er begriff über-

dem jetzt gar nicht mehr die Möglichkeit zu leben, ohne die holde Luise zu sehen. Tief erröthend verbeugte er sich vor dem Baron, ohne weiter ein Wort hervorbringen zu können, und so wurden von dieser Stunde an seine Umgebungen, sein Empfinden, seine Gedanken, ja sein ganzes Leben auf eine Weise umgestaltet, die ihm selbst bis zum Unglaublichen wunderbar geschienen hätte, wenn es ihm nur möglich gewesen wäre, aus dem ewigen Freudentaumel, in welchem er schwebte, auf einen einzigen Augenblick zur Rückkehr in sich selbst zu erwachen.

Das Haus des Baron Steinau war in der ganzen Umgegend bei weitem das glänzendste auf viele Meilen in der Runde; die Familie desselben bestand außer den vier Töchtern noch aus zwei Söhnen, von denen der älteste, ein vollkommen für die Welt gebildeter junger Mann, mit Albert in gleichem Alter war. Auch der verlobte Bräutigam der ältesten Tochter war zugegen, und nächstdem vergrößerten noch mehrere für den ganzen Sommer eingeladene Gäste beiderlei Geschlechts die Gesellschaft.

Die Unterhaltung, in welcher der feinste gesel-

lige Ton vorherrſchte, wurde gewöhnlich in franzöſiſcher Sprache geführt, in welcher auch Albert ſich auszudrücken verſtand, doch ſprachen Mehrere in dem Zirkel ſeine Mutterſprache, und die Töchter des Hauſes, vor allen Luiſe, beeiferten ſich, ihn deutſch zu lehren, worin er in kurzem die auffallendſten Fortſchritte machte. Alle, vom Herrn des Hauſes bis zum geringſten der Diener begegneten ihm mit der größten Aufmerkſamkeit, jedes Mitglied der Geſellſchaft ſuchte ſeinem Mangel an geſelliger Gewandtheit auf das freundlichſte zur Hülfe zu kommen. Die ältern Herren und Damen nannten ihn lächelnd l'Ingénu, und die anmuthige Naivetät, mit welcher der Jüngling in die ihm ſo neue Welt hinein ſah, flößte ihrer Seltenheit wegen Allen ein gewiſſes Intereſſe für ihn ein, und machte Jedermann ihm geneigt.

So von Allen begünſtigt, ſo freundlich angezogen von allen Seiten, lebte und athmete Albert doch nur in Luiſens Gegenwart allein. Der Funke der glühendſten Leidenſchaft, den ihr erſter Anblick in ſeinem Gemüthe geweckt hatte, ſchlug bald zur hell lodernden, nicht mehr zu erſtickenden Flamme auf. Alles um ihn her trug bei, ſie zu

nähren und zu vergrößern, besonders der ihm ganz neue Anblick des traulichen Verhältnisses zwischen Konstanzen, der ältesten Schwester, und ihrem verlobten Bräutigam. Die mächtige Leidenschaft, die aus Alberts Augen blitzte, in jeder seiner Handlungen, jedem seiner Worte unverkennbar sich aussprach, konnte nicht verfehlen, auf das junge Herz der kaum funfzehnjährigen Luise den tiefsten Eindruck zu machen, und bald war sie selbst überzeugt, nicht minder heftig zu lieben, als sie geliebt wurde. Ihre Eltern, denen dieses unter ihren Augen sich entspinnende Verhältniß unmöglich entgehen konnte, thaten ihrerseits wenigstens keinen Schritt, um störend dazwischen zu treten. Sie wußten wenig mehr von Alberts persönlicher Lage, als daß er der jüngere Bruder sey, und alles was der allgemeine Ruf von dem ältern verkündete, bestärkte sie in der Hoffnung, daß dieser sich gewiß geneigt finden lassen würde, Alberts Glück auf jede Weise zu fördern. Da sie sich überdem die innere Zerrüttung ihres Vermögens nicht füglich länger selbst verbergen konnten, die aus einer Lebensweise entstanden war, welche die Kräfte ihres Vermögens weit überstieg, so

mußte jede Aussicht zur Versorgung einer ihrer Töchter ihnen unter diesen Umständen doppelt willkommen seyn.

Nach mehreren Wochen, welche Albert im gastlichen Hause des Barons Steinau verlebt hatte, langte endlich Bernhard, gleich nach seiner Flucht von der verkannten Geliebten, auf Leuenstein an, ohne eine Ahnung von des Bruders Nähe zu haben; denn sowohl die Briefe aus Rom, welche Alberten anmelden sollten, als die Boten, welche von dem Justiziar zu Leuenstein ausgeschickt worden waren, hatten durch ein eigenes Zusammentreffen mehrerer Zufälligkeiten ihn verfehlt.

Bernhards sehr trübe Stimmung erlaubte ihm nicht, in dem ihm ganz fremden Kreise des Barons Steinau Alberten persönlich aufzusuchen; er begnügte sich ihm seinen Wagen zu schicken, um ihn zu sich holen zu lassen, und dieses war für den armen Albert ein allerdings sehr günstiger Zufall. Denn die Verzweiflung, mit welcher dieser die früher sehnlichst herbei gewünschte Nachricht von der Ankunft seines Bruders so anhörte, als würde sein eigenes Todesurtheil ihm verkündet, hätte gewiß auf Bernhards, damals ohnehin

sehr hart verletztes Gemüth, den traurigsten Eindruck machen müssen. Bleich, zitternd, verstummend im tiefsten Schmerz bestieg Albert endlich den Wagen, und sein Zustand während der kurzen Fahrt war in der That bedauernswürdig zu nennen. Doch seine Qual stieg bis zum Unerträglichen als er auf Leuenstein angelangt war, und nun den Blick fest an den Boden geheftet, vor dem hohen edlen Manne stand, dem er angehörte, ohne ihn je gesehen, oder auch nur seine Persönlichkeit sich deutlich gedacht zu haben. Er fühlte sich erdrückt von Bernhards Nähe, welche das Ende seines kurzen Glücks ihm verkündete; er konnte nicht reden, kaum athmen, und es bedurfte aller der milden Ueberredungskraft, die Bernhard in so hohem Grade besaß, um den fast Vernichteten Anfangs nur einiges Vertrauen einzuflößen. Doch dieses wuchs von Minute zu Minute, sobald Albert es nur einmal über sich gewann, die Augen zu dem Bruder aufzuschlagen, der mit unendlicher Liebe und Milde im Blick und Herzen, ihm mit offenen Armen gegenüber stand, und über dem Bemühen, den Zagenden aufzurichten, der Brust voll eigener Qualen

vergaß. Mit überströmenden Augen warf Albert sich jetzt in diese Arme, an diese Brust, und das Geständniß seiner hoffnungslosen Leiden, seiner Verzweiflung ergoß sich unaufhaltsam über seine Lippen, mit jener Gewalt der hinreißendsten Beredsamkeit, die unwiderstehlich das Herz trifft, weil sie tief und wahr aus dem Herzen kommt.

Nie konnte Bernhards Gemüth einem Bekenntnisse dieser Art empfänglicher seyn, als gerade in diesem Augenblick, wo alle Hoffnung auf eigenes Lebensglück ihm verschwunden war. Alberts und Luisens traurige Lage erregte sein inniges Mitgefühl, und forderte ihn unwiderstehlich zur Errettung des in der Blüthe der Jugend hoffnungslos untergehenden Paares auf. Was er nach einigen Tagen reiflicher Ueberlegung zu diesem Zwecke mit der edelsten Aufopferung seiner selbst beschloß, ist dem Leser bekannt, und daß nicht bloßes, in Schwäche ausartendes Mitleid zu diesem Entschlusse ihn bewog, daß andre sehr ernste Ansichten dabei mit vorwalteten, beweist sein oben angeführtes Schreiben aus Maltha. Alberts reines Gemüth, sein vielseitig, wenn gleich noch nicht für das praktische Leben gebildeter Geist, wurden

καὶ, καὶ ἐδὼ ἔτος ἐν ἐλεγεῖα θρῆνον καὶ, ἔκαμε, ἔκαμεν ἐκεῖνα ἔκαμε, ἐκ, ἐκ

ἐκ, ἐκ ἐκ ἐκ

sens. Bernhard war in ihren Augen ein Halbgott, zu dem sie nur mit staunender Bewunderung seiner Größe hinauf sah, Albert ein Sterblicher; sie fühlte, daß sie sich jenem nur mit scheuer Ehrfurcht nahen dürfe, diesen liebte sie herzlich mit allen seinen Mängeln; doch läßt sich nicht ableugnen, daß ihr letztere nie sichtbarer erschienen, als wenn er der hohen edlen Gestalt seines Bruders gegenüber stand.

Die Vermählung des jungen Paares ward in Luisens väterlichem Hause sehr glänzend gefeiert, doch Bernhard mochte mit seinem zerrissenen Gemüth kein Zeuge davon seyn; ohne förmlichen Abschied begab er sich einige Tage früher auf den Weg zu seiner Bestimmung, und Albert und Luise blieben ganz allein in ihrer weitläufigen alten Burg. Der in gebirgigen Gegenden gewöhnlich früher eintretende Herbst scheuchte bald darauf alle Gutsnachbaren in die Stadt; auch Baron Steinau mit den Seinen kehrte zum Schauplatz seiner gewohnten Winterfreuden zurück; Albert aber hielt standhaft an das seinem Bruder geleistete Versprechen, Leuenstein nicht zu verlassen, und auch Luise, die im Rausche der ersten

jungen Liebe den Winteraufenthalt auf dem Lande sehr romantisch fand, stimmte freudig ihm bei. Monate vergingen und Albert schwebte noch immer wonnetrunken in einem Meer von Seligkeit, nur in der Liebe seiner Luise war er seines Daseyns sich bewußt, jede Stunde schien ihm wie aus seinem Leben gerissen, die er außer dem Bereich ihres seelenvollen Auges, ihres anmuthigen Lächelns zubringen mußte; er sah, er dachte nichts als sie, und alles andere rings um ihn her war für ihn so gut als verloren.

Bernhards Schreiben aus Maltha rüttelte ihn zuerst aus seinen süßen Träumen wieder auf; ein leiser Ausdruck der Unzufriedenheit schien ihm über die edlen schönen Züge seines Wohlthäters zu schweben, als er den Ring mit dem Porträt des Bruders betrachtete, und das dunkle Erröthen eines nicht ganz freien Bewußtseyns glühte dabei auf Alberts Wangen. Gewaltsam nahm er sich jetzt zusammen, indem er nochmals sich gelobte, jedes Bedingniß der ihm gewordenen Seligkeit zu erfüllen, um die Erwartungen des edlen Schöpfers seines Glückes in keiner Hinsicht zu täuschen; leider aber fand er jetzt bei dem ersten

Versuche, sich der Verbesserung seines jetzigen Eigenthums anzunehmen, Schwierigkeiten, die er, durch Bernhards Nähe gehoben, sich so groß nimmer gedacht hätte. Er verstand es zwar, die Bahnen der Kometen zu berechnen und die Lösung keiner noch so verwickelten Aufgabe der höhern Mathematik war ihm zu schwer, aber ihn schwindelte vor den bogenlangen, wahrscheinlich nicht ohne Absicht verworrenen Rechnungen und Tabellen, welche seine Beamten ihm vorlegten, und die Unmöglichkeit sich da hindurch zu finden, schlug seinen Muth fühlbar nieder.

Mit der praktischen Oeconomie ging es ihm nicht besser; er las mit unerhörtem Eifer alles, was über diesen Gegenstand geschrieben ward, der gerade in dieser Zeit anfing viele der ersten Köpfe, besonders in England zu beschäftigen; doch alle zum Theil sehr kostspieligen Versuche, die er nach jenen Vorschriften anstellte, fielen unglücklich aus, theils weil sie am unrechten Platz angewendet wurden, theils weil man sie nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit auszuführen suchte.

Seine große Unerfahrenheit, verbunden mit

seinem Mangel an Menschenkenntniß, verleitete ihn auch zu unzähligen Mißgriffen anderer Art. Er wandte oft seine ganze Aufmerksamkeit Gegenständen zu, die an sich wenig bedeuteten, und ließ darüber das Wichtigere aus der Acht; er entdeckte und bestrafte kleine Betrügereien, und übersah die gröbsten Unterschleife, welche dicht unter seinen Augen vorgingen. Weder sein Mißgeschick, noch seine eigene Unfähigkeit, am allerwenigsten das aus beiden hervorgehende traurige Resultat, konnte ihm lange verborgen bleiben, und alles dieses vereint beugte ihn tief. Sein ihm angeborner, durch die klösterliche Erziehung noch mehr ausgebildeter Hang zur Schwermuth erwachte von neuem, und er wurde mit jedem Tage trüber und mißmuthiger. Unter diesen Umständen begann die arme Luise gar bald sich heimlich nach dem fröhlichen Leben in dem heitern Hause ihrer Eltern zurück zu sehnen, denn der Abstand war gar zu groß. Sie seufzte oft recht schmerzlich aus tiefster Brust, wenn sie mit aller ihrer Liebenswürdigkeit dem armen Albert kein Lächeln mehr abzugewinnen vermochte, und ihr sonst immer klares Auge füllten Thränen, wenn er mit trübem Blick

sie an seine gramerfüllte Brust drückte, statt, wie sonst, sich mit ihr des Lebens in der schönen, sonnenhellen Welt heiteren Sinnes zu freuen.

Albert sah den Kummer der noch immer Heißgeliebten, und fühlte mit unnennbarem Weh, daß es nicht in seiner Macht stand, ihn völlig zu heben; indessen wollte er es doch versuchen, ihn wenigstens einigermaßen zu zerstreuen. Er bemühte sich ihre kleinen Wünsche zu erforschen, um durch deren Erfüllung ihr Leben zu erheitern. Sie liebte die zierliche Eleganz der häuslichen Umgebungen, an die sie in ihrer Eltern Hause von Jugend auf gewöhnt worden war, und Albert überraschte sie freudig mit manchem Geschenk dieser Art. Doch jedes von diesen machte wieder andre Dinge nothwendig, weil es zu dem von alten Zeiten her vorhandenen Geräthe nicht paßte; Albert sah sich dadurch unmerklich zu sehr bedeutenden Ausgaben verleitet, denn nach und nach wurde das ganze Schloß mit modernem Hausgeräthe versehen, welches mit großen Kosten aus der ziemlich entfernten Residenz herbeigeschafft werden mußte. Das neue Ameublement erforderte auch eine neue Einrichtung der Zimmer; Tapezirer,

Maler, Handwerker aller Art wurden verschrieben, überall ward gehämmert, vergoldet, gemalt, bis das von Außen noch immer uralte Schloß von Innen einem Feenpalaste glich, aus dem beinahe jede Spur seiner frühern ehrwürdigen Alterthümlichkeit verschwunden war.

Alberts Blick trübte sich oft und sein Herz war ihm schwer, wenn er diese, so ganz außer Bernhards Plänen liegende Umwandlung betrachtete, doch Luise lächelte wieder, laut schallte ihr Gesang durch das Haus, wenn sie in liebenswürdiger Geschäftigkeit von einem Zimmer zum andern eilte, um dieses oder jenes Neue anzuordnen; es war ihm unmöglich den Himmel dieses geliebten Wesens von neuem zu betrüben, er freute sich ihrer Freude und trug Sorge und Kummer gern allein.

Die tiefe Einsamkeit, in der Luise an der Seite eines stets in Geschäften sich abmühenden Gatten lebte, machte es allerdings wünschenswerth, ihr eine erheiternde Gesellschaft gewähren zu können, und Albert selbst fiel zuerst auf den Gedanken, einige ihrer Jugendfreundinnen einzeln und abwechselnd zu ihr einzuladen. Diesen folg-

ten bald mehrere Besuche, Luisens Eltern versäumten nicht nach und nach alle ihre Bekannten in dem Hause ihrer Tochter einzuführen, und Albert sah sich bald von dem Geräusche der großen Welt, das nie aufzusuchen er seinem Bruder feierlich gelobt hatte, in seinem eignen Schlosse umringt. Jeder Gedanke an häusliche Stille verschwand vor dem immer mehr sich vergrößernden Schwarme von Besuchenden, die oft wochenlang auf Leuenstein verweilten; Luisens Eltern trugen alles dazu bei, den Ton in Alberts Hause immer höher zu steigern, ohne daß Albert den Muth hatte, sich diesem Unheil zu widersetzen. Er fürchtete Luisen dadurch zu betrüben, die ihre Eltern zärtlich liebte und in deren Seele keine Ahnung davon kam, daß Baron Steinau es sehr angenehm und bequem finde, bei seiner Tochter eine Lebensweise fortführen zu können, an welche er gewöhnt war und die er selbst im eignen Hause nicht länger ausführbar zu machen vermochte.

Ein zahlloses Heer französischer Emigranten überschwemmte um diese Zeit Deutschland, und wußte mit seiner tiefen Verdorbenheit, seiner Frivolität, seiner Anmaßung, aber auch mit seinem

unübertrefflichen Talent für die feinste Geselligkeit, sich überall Eingang zu verschaffen. Auch Alberts Schloß wurde von dieser allgemeinen Landplage nicht verschont, denn Baron Steinau hatte seinem unbesonnenen Betragen dadurch die Krone aufgesetzt, daß er einige dieser gefährlichen Gäste, als ihm besonders lieb gewordne Hausfreunde, bei seinen Kindern einführte, und überall, wo es nur einem einzigen Emigranten gelungen war festen Fuß zu fassen, folgten bald mehrere nach, die mit unbeschreiblicher Gewandtheit in kurzer Zeit dort unumschränkt zu herrschen wußten, wo sie zuerst als unglückliche Verbannte mitleidige Aufnahme fanden. Vom Morgen bis zum Abend mußte Albert jetzt seine junge schöne Luise von Marquis und Vicomtes umschwärmt sehen, welche das ganze Schloß umkehrten, um alles auf den Ton der elegantesten Zirkel von Paris oder Versailles umzustimmen. Ihn selbst aber schienen sie wie einen Fremden zu betrachten, dessen düstre Aussenseite freilich sehr schlecht hieher passe, den man aber dulden müsse und nicht ganz degoutiren dürfe, weil er doch einmal der Gemahl der Dame vom Hause sey. Bei der ihm zur zweiten Natur

gewordenen Anspruchslosigkeit verlor Albert in diesen Umgebungen das wenige Selbstvertrauen gänzlich, das er noch besaß; er fühlte sich ungewandt und unbeholfen in der Mitte dieser glänzenden Fremdlinge, die nichts hatten und nichts achteten als den äußern Schein; er konnte es sich nicht ableugnen, daß diese ihn selbst in den Augen seiner Luise verdunkelten und verdunkeln mußten; er glaubte zu sehen wie Luisens Herz sich immer mehr von ihm abwende, und ward leider immer weniger liebenswürdig, je mehr die Ueberzeugung, nicht mehr geliebt zu seyn, in seiner Seele sich festsetzte; wie das leider immer zu geschehen pflegt.

Es braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden, daß Alberts häusliche Lage nicht urplötzlich, sondern allmählich, während dem Laufe mehrerer Jahre, diese traurige Umwandlung erlitt. Luise hatte ihm während dieser Zeit mehrere Kinder geboren, von denen nur das älteste, ein Knabe von etwa fünf Jahren, am Leben blieb; ein jüngerer war erst wenige Wochen alt, als Bernhard zum zweiten Mal von Maltha nach Deutschland zurückkehrte, um sich zu der Armee der alliirten Mächte zu begeben, welche zu jener

Zeit im Begriff ſtand den Feldzug gegen die franzöſiſchen Demokraten zu eröffnen. Damals, wie Bernhard ein Jahr nach ſeiner Flucht nach Maltha zurück eilte, um ſeine heißgeliebte Anna noch einmal wieder zu ſehen, als ihm in ihrer Nähe die früher ungeahnete Größe des Opfers klar wurde, durch welches er, viel zu voreilig für die ganze Seligkeit ſeines eignen Lebens, das Glück ſeines jüngern Bruders erkauft hatte, da vermochte er es nicht über ſich, durch den Anblick des jungen glücklichen Paares den eignen Schmerz noch zu erhöhen.

Die Zeit hatte dieſen Schmerz zwar nicht gemildert, aber Bernhard war durch ſie gewöhnt worden ihn mit Faſſung zu tragen, und ſo entſchloß er ſich einen ziemlich bedeutenden Umweg nicht zu achten, um auf ſeinem Wege zur Armee den Bruder und die Burg ſeiner Väter noch einmal zu begrüßen, ehe er den großen Kampfplatz betrat, von welchem nicht wiederzukehren vielen Tauſenden beſtimmt war.

Als Bernhard die Gränze ſeiner ehemaligen Beſitzungen betrat, bemerkte er zuerſt mit ſteigendem Unmuthe, wie ſchonungslos die Axt noch

vor kurzem in den herrlichen Waldungen gewüthet hatte, welche von jeher den größten Schatz derselben ausmachten. Jahrhunderte hindurch, mitten im wildesten Drange der Zeiten, hatte keiner seiner Vorfahren es gewagt, sie so frevelhaft anzutasten, weil alle sie als eine nie versiegende Quelle von Wohlhabenheit betrachteten, die durchaus verlangte, sorgsam gepflegt und verständig benutzt zu werden. Sein Unmuth vermehrte sich, indem er weiter ritt und überall den fruchtbarsten Boden unverantwortlich vernachlässigt sah. Doch als Schaaren halb nackter, hungernder Kinder ihn in den Dörfern bettelnd verfolgten, als er aus den elendsten Hütten die ihm je vorgekommen waren, bleiche Jammergestalten scheu hervorlauschen sah, oder wilde zigeunerartige Gesichter, die, mit dem Gepräge dumpfer Rohheit bezeichnet, ihn anstarrten, da hielt er sich nicht mehr, der edelste Zoan schwellte seine schmerzlich bewegte Brust und flammte aus seinen dunkel blitzenden Augen.

„Albert!“ rief er beinahe laut, „Albert, leichtsinniger Knabe, hältst du so dein Gelübde? lohnst du mir so für ein Opfer, dessen wahren

Werth niemand ermeſſen kann, und das von nun an durch deine Schuld, wie ein entehrender Flecken auf meinem Leben haften muß!“ Er ritt langſamer, um ſich nur einigermaßen wieder zu bemeiſtern, ehe er das Schloß erreichte; ſein Blick wurde immer düſtrer, je näher er ihm kam; doch wer beſchreibt ſein ſchmerzliches Erſtaunen, als er nun das Innere der Burg ſeiner Väter betrat. Er ſchritt durch die lange Gallerie hindurch, von deren Wänden die ehrwürdigen Geſtalten ſeiner Ahnen ſonſt auf ihn herabzublicken ſchienen. Dieſe waren nicht mehr dort, er ſah die ihm ſo unausſprechlich theuren Bilder durch Spiegel, Vergoldungen, blitzende Girandolen und allen Flitter der damaligen Mode verdrängt; ſie ſelbſt, wenn ſie noch exiſtirten, waren wahrſcheinlich in irgend einen düſtern abgelegenen Winkel des Schloſſes verbannt.

Glühend vom edelſten gerechteſten Zorn, der je in einer menſchlichen Bruſt entbrannte, nahte er dem kerzenhellen großen Saal, aus welchem eine luſtige Janitſcharen-Muſik ihm entgegen ſchallte. Hoch und furchtbar wie ein zürnender Apoll blieb Bernhard am Eingange deſſelben ſtehen, ſein Auge flammte, ſeine Bruſt hob ſich gewaltſam, indem

er die im Walzer ſich drehenden Tänzer überſchaute, um Albert und Luiſe unter ihnen aufzufinden. Niemand achtete auf ihn, niemand bemerkte ihn, denn er hatte ſeine Ankunft vorher nicht gemeldet, weil er ſeinen Bruder freudig zu überraſchen gehofft hatte. Da umſchlangen ihn plötzlich zwei zitternde Arme, als wolle jemand zu ſeinen Füßen in den Staub ſinken; es war Albert.

Bernhard heftete ſchweigend den finſtern Blick auf ihn, und die in gänzlicher Muthloſigkeit eingeſunkene Geſtalt des Armen, der Ausdruck tiefen unheilbaren Grams in ſeinen Zügen, entwaffneten Bernhards Zorn im Augenblick. Er drückte den unglücklichen Bruder an ſeine feſte männliche Bruſt. „Albert, mein armer Albert!“ ſprach er mit dem weichen Ton des tiefſten Mitleids, „was iſt mit Dir geſchehen?“ Albert vermochte nicht zu antworten.

Jetzt kam auch Luiſe herbei, um ihren Wohlthäter mit unverſtellter Freude zu begrüßen; ſie war ganz unbefangen, denn ſie hatte keine Ahnung davon, daß Bernhard hier irgend Grund zur Unzufriedenheit finden könne. Sie hatten ja ihr Wort gehalten, denn ſie waren wie er es ver-

hen auf Kandlen aufführen, wo diese nicht hin kommen können. Die Kandlen müssen 3 Fuß hoch und 2 Fuß breit sein, und mit Brettern, die 1 Zoll weit von einander stehen, verschlagen werden, damit die Hühner durch diese Zwischenräume ihre Nahrung aufsuchen können.

Besonders ist darauf zu sehen, daß die Hühner nicht zu viel Futter bekommen, weil sie sonst fett werden und dann keine Eier legen. Man gebe ihnen nur so viel, als sie in einer Viertelstunde verzehren können, und lasse sie dann wieder hungern, bis sie wieder Futter bekommen.

Wenn man Hühner mästen will, so sperre man sie in einen Stall, der nicht zu warm und nicht zu kalt ist, und gebe ihnen Futter, so viel sie wollen. Dieses Futter muß aus Gerste, Hafer, Buchweizen, Mais, Kartoffeln, Milch, Brod und Fischen bestehen. Das Getreide muß gekocht und mit Milch angefeuchtet werden. Die Kartoffeln müssen gekocht und zerstampft werden. Das Brod muß in Milch eingeweicht werden. Die Fische müssen gekocht und zerstampft werden. Dieses Futter gebe man ihnen 3 Mal des Tages, und zwar Morgens, Mittags und Abends. Zu trinken bekommen sie Milch, Wasser oder Bier. Nach 14 Tagen sind sie fett.

ge gebben gelde, dat de man dikwils op de dagelijkse Reize by Manier van Gemeenschap met de Vrouwen, die hy ontmoet, verkeert, en dat de Vrouwen, die hy ontmoet, dikwils Vrouwen van Leven zyn, die hem met Ziekten besmetten, die hy dan aan zyne Vrouw overbrengt, en dat de Vrouw, die dikwils geen Gelegenheid heeft, om met andere Mannen te verkeeren, dikwils door haren Man met Ziekten besmet wordt, die zy van hem niet verwachtte

vere Ton des Bittens zu sein. Ein Kopfschütteln hat mich gar nicht so betrübt, so sehr ich auch darauf gefaßt war, denn ich habe ja gesehen, daß es nicht aus Härte geschah, sondern weil es nicht anders ging.

Ich habe mich auch nicht gewundert, daß Sie mir nicht gleich Antwort gaben, denn ich begreife ja sehr wohl, daß Sie sich erst besinnen mußten, ehe Sie mir eine Antwort geben konnten, die Ihnen selbst und mir Freude machte. Deshalb habe ich mich auch gefreut, daß Sie mir nicht gleich eine Antwort gaben, denn ich sah ja, daß Sie sich besinnen mußten. Und ich habe angefangen, Freudentränen in Ihren Augen zu sehen, ehe Sie mir Ihre Antwort gaben, denn ich sah ja, daß Sie sich besinnen mußten.

Und ich habe mich gefreut, daß Sie mir nicht gleich eine Antwort gaben, denn ich sah ja, daß Sie sich besinnen mußten. Und ich habe angefangen, Freudentränen in Ihren Augen zu sehen, ehe Sie mir Ihre Antwort gaben, denn ich sah ja, daß Sie sich besinnen mußten.

durfte ich meiner Luiſe etwas verſagen, das ihr durch meine Schuld getrübtes Daſeyn erheitern kann? Ich fühle es, meine Liebe kann ſie nicht mehr beglücken, ich ſehe das liebliche Weſen an meiner Seite in Mißmuth vergehen, das, hingeriſſen von meiner wilden Leidenſchaftlichkeit, mich zu lieben glaubte, und ſo in jugendlicher Unerfahrenheit ſich mir opferte. Täglich fühle ich, bitter bereuend, wie ſo ganz verſchieden ſich ihr Daſeyn an der Seite eines andern Mannes geſtaltet hätte. Luiſe bedarf einer feſten leitenden Hand, um ſich zum Vortrefflichſten zu erheben, und ich bin unfähig, ſie ihr zu reichen. Was bin ich? ein durch ſeine frühere mönchiſche Erziehung für das Leben auf ewig Verdorbener. Nie hätte ich es wagen ſollen, an mein von Grund aus verfehltes Daſeyn das Glück Anderer knüpfen zu wollen, nie hätte ich von Liebe bethört mich in Luiſens ſchönes Jugendleben eindrängen müſſen! ſchweigend und duldend hätte ich bleiben ſollen was ich halb ſchon war, ein dunkler, einſamer Mönch. Luiſe wäre dann glücklich und frei; das Erbtheil unſerer Väter, deſſen ich unwerth bin, wäre in Deinen Händen wieder geworden was es früher geweſen iſt

und ich — unbeweint und vergessen in meiner stillen Gruft, ruhte ich schon längst von aller der Sehnsucht, von allen den Schmerzen aus, die ich in reiner verschwiegener Brust getragen hätte, bis sie mich hinabzogen. Die Palme des ewigen Friedens wäre dort oben schon längst der hohe Lohn meiner Entsagung auf Erden!“

Bernhard hörte seinen Bruder ohne alle Unterbrechung schweigend an; seine Klagen drangen bis in die tiefsten Tiefen seines Gemüths, denn sie waren ihm nur der laut werdende Nachhall leiser Vorwürfe, die schon ohnehin zu oft und zu schmerzlich in seinem Innern sich regten. Indessen gewann er es doch über sich den Muth des tiefgebeugten Bruders durch ernstes männliches Zureden fürs erste wieder zu erheben, und dann ernstlich auf Mittel zu sinnen um wieder gut zu machen, was noch gut zu machen möglich sey.

Vor allen Dingen suchte Bernhard jetzt Luisens Eltern ohne große Umschweife von der eigentlichen Lage Alberts zu unterrichten, und legte es ihnen sehr fest und bestimmt ans Herz, wie es ihre Pflicht sey, durch Rath und Beispiel ihre Kinder auf den rechten Weg zu ihrem Glücke

zurückzuleiten, statt sie zu neuen größern Verirrungen zu veranlassen, die endlich ihren gänzlichen Untergang herbeiführen müßten. Doch er fand nur halbes Gehör.

Steinau und seine Frau waren von jeher gewohnt über alles Unangenehme leicht hinweg zu schlüpfen, und Bernhards sehr ernste Vorstellungen schienen ihnen deshalb, wenn nicht beleidigend, doch wenigstens sehr unbequem. Sie suchten ihnen daher für den Augenblick zu entgehen, und erfanden noch am nämlichen Abend einen Vorwand, um zur Stadt zurückzukehren, wo sie jetzt für immer ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten; denn ihr eigenes Gut war schon längst in den Händen ihrer Gläubiger, und wurde zu deren Besten administrirt.

Einige der Gäste die mit ihnen gekommen waren begleiteten sie, die übrigen folgten ihnen am andern Tage; denn Allen war gleich beim ersten Anblick des ernst umherblickenden Maltheſers unheimlich zu Muthe geworden. Selbst die Emigranten bequemten sich Bernhards ziemlich deutlich ausgedrückte Wünsche zu verstehen, und ihm einige ruhige Tage in der Mitte der Seinen zu gewähren. Und so war denn die lange vermißte

Ruhe auf Leuenstein wieder eingekehrt, und Bernhard hatte Raum gewonnen so schonend als möglich den Schleier zu heben, der Luisen gegen ihr eigenes und ihres Gatten Wohl verblendete.

Luise hörte den ernsten Warner mit größerer Fassung an als er es erwartet hätte, denn der Eindruck seines frühern Edelmuths war noch bei weitem nicht in ihrem Gemüthe erloschen. Bernhards Bild schwebte ihr noch immer, selbst während seiner Abwesenheit, als das Ideal aller männlichen Liebenswürdigkeit, Hoheit und Würde vor, sie gedachte seiner nie ohne Bewunderung und Verehrung, und nur die strahlende Höhe, auf welcher ihr dankbares Gefühl ihn stellte, hatte vielleicht früher das Aufkeimen einer weit zartern innigern Liebe in ihrem Herzen erstickt, als sie je für Albert empfunden hatte.

Ueberdem war Luise jetzt kaum ein und zwanzig Jahre alt, und in diesem Alter pflegt eine an sich gutgeartete Natur sich nicht leicht gegen die warnende Stimme eines als wohlwollend anerkannten Freundes zu verhärten.

Sanft weinend aber willig, gelobte sie daher dem Rathe ihres edlen und weisen Beschützers nach

vom Kriege führen, um sie dann mit der Waffe in der Hand zu vertheidigen. Wenn sie sich nun auf diese Weise in Besitz gesetzt haben, so ist es ihnen ein Leichtes, sich auch ferner darin zu behaupten, und sie können sich dann ruhig auf die Vertheidigung beschränken. Wenn sie aber nicht gleich anfangs Besitz ergreifen, so ist es ihnen nachher nicht mehr möglich, sich dort festzusetzen, und sie müssen sich dann auf die Vertheidigung beschränken. Wenn sie nun gezwungen sind, sich auf die Vertheidigung zu beschränken, so ist es ihnen nicht möglich, sich dort festzusetzen, und sie müssen sich dann auf die Vertheidigung beschränken. Wenn sie nun gezwungen sind, sich auf die Vertheidigung zu beschränken, so ist es ihnen nicht möglich, sich dort festzusetzen, und sie müssen sich dann auf die Vertheidigung beschränken.

wohnte, deſſen urſprünglichen Werth er, nach dem Urtheil aller in dieſem Fache Erfahrnen, durch Fleiß und wohl angewandte ökonomiſche Kenntniſſe während der kurzen Zeit faſt verdoppelt hatte. Zu dieſem führte Bernhard, am letzten Tage ſeines Aufenthalts in der Burg ſeiner Väter, Albert und Luiſen, und ſchon auf dem Wege fielen ihm die blühenden Felder, die üppigen Wieſen, die freundlichen Dörfer auf, welche Meinaus Beſitzungen vor andern der Nachbarſchaft auszeichneten.

Sein alter Freund erkannte ihn ſogleich und empfing ihn mit offenen Armen und ungeheuchelter Freude; auch Albert und Luiſe fanden die freundlichſte Aufnahme, und während Frau von Meinau Luiſen mit jener anſpruchsloſen Zuvorkommenheit zu unterhalten ſuchte, welche ſogleich die Herzen gewinnt, fand Bernhard Gelegenheit, dem Baron Meinau in Alberts Beiſeyn das wichtige Anliegen zu eröffnen, das ihm beſonders am Herzen lag. Er hatte früher Gelegenheit gehabt, dieſem ſehr bedeutende Dienſte zu leiſten, und obgleich er es ſelbſt längſt vergeſſen zu haben ſchien, ſo ergriff Meinau doch mit herzlicher

Freude die Gelegenheit, die so ganz unerwartet sich ihm bot, um Bernhard durch mehr als Worte zu beweisen, daß er jener Vergangenheit noch immer dankbar gedächte. Er zeigte sich daher sehr bereitwillig, alle Zeit, die er von seinen eigenen Geschäften abmüßigen könne, Alberten zu widmen, und versprach diesen überall durch Rath und That, so viel er dieses vermöchte, zu unterstützen.

Mit sehr erleichtertem Herzen kehrten Bernhard, Albert und Luise nach Leuenstein zurück, und brachten noch einige Stunden im traulichen Gespräche zu, bis der Morgen graute. Dann drückte Bernhard noch einmal seine Lieben an sein [illegible], entfernte sich stumm, und warf sich auf sein bereit stehendes Pferd, um nun endlich seiner ernsten Bestimmung entgegen zu eilen.

Gleich nach Bernhards Abreise, bemühte sich Baron Meinau das seinem Freunde gegebene Wort im vollsten Sinne desselben zu erfüllen, doch leider stellte ihm die überall in Alberts Angelegenheiten herrschende Verwirrung Schwierigkeiten dabei entgegen, die er so groß sich nimmer gedacht hatte. Er wandte jede seiner freien

Stunden daran, nur fürs erste den Betrag der auf den von Leuen'schen Gütern ruhenden Schuldenlast zu erforschen, aber es währte sehr lange, ehe er nur damit zu Stande kommen konnte; und endlich wurde er mit Schrecken gewahr, daß die von Albert in der letzten Zeit aufgenommenen Summen, dessen eigne unvollkommene Angabe derselben, um mehr als die Hälfte überstiegen. Ueberdem mußte sich diese Schuld mit jedem Jahre beträchtlich vermehren, wenn man nicht bald Mittel und Wege fand, einige bösartige Wucherer zu befriedigen, denen Albert theils aus Unerfahrenheit, theils verleitet durch den Rath seines gewissenlosen Justiziars, in die Hände gefallen w[illegible]

Meinau sah für den Augenblick keine Mögl[illegible]keit, die dazu nöthigen sehr bedeutenden Summen aufzubringen; er konnte es nicht unterlassen, seine daraus entstehende Besorgniß gegen Albert zu äußern, und obgleich er dabei so schonend als möglich verfuhr, so drückte er damit doch den Stachel der Reue immer tiefer in das Herz des Armen, das durch die täglich steigende Gewißheit von Luisens Gleichgültigkeit ohnehin schmerzlich verwundet war, so daß Meinau alle Mühe hatte,

seinen Muth nur etwas zu erheben, und ihn durch freundliche Trostgründe vor gänzlicher Hoffnungslosigkeit zu bewahren.

Während der weise, wohlmeinende Freund, welchen Bernhard seinem Bruder geschenkt hatte, sich so thätig für dessen Wohl bemühte, fühlte auch die Gattin desselben sich von ihrem Herzen gezogen, ihm zu helfen; denn diese wirklich liebenswerthe Frau war zu gewohnt, ihrem Gatten in allem hülfreich zur Seite zu stehen, als daß sie dieses nicht auch in einer Angelegenheit hätte versuchen sollen, die ihm so sehr am Herzen zu liegen schien. Sie begann daher ganz unvermerkt [illegible]fens sich anzunehmen, gegen die sie mit ihren [illegible] und zwanzig bis dreißig Jahren sich ohnehin recht matronenartig vorkam. Halb scherzend, halb im Ernst suchte sie die junge Frau zu bewegen, der Verwaltung des innern Hausstandes sich mehr als sonst anzunehmen; und da sie ihr hierhin überall mit dem besten Beispiele voranging, so lernte Luise auch bald, wenigstens in der Gegenwart ihrer neuen Freundin, sich ihrer bisherigen Nachlässigkeit zu schämen.

Luise konnte es sich nicht verhehlen, daß Frau

von Meinau mit nicht geringern Ansprüchen an das Leben in die Welt getreten sey als sie selbst, auch sie hatte vor ihrer Vermählung im Hause ihrer reichen, angesehenen Eltern in der Residenz, und sogar am Hofe, mitten in den glänzendsten Zirkeln gelebt, deren schönste Zierde sie war; sie hatte Talente und überhaupt eine weitumfassende geistige Bildung sich erworben, welche Luise nicht besaß, und klagte dennoch nie über die Einsamkeit des Landlebens, und stand dennoch mit nie ermüdender Thätigkeit ihrem Hauswesen und der Erziehung ihrer Kinder vor, ohne je damit prunken zu wollen. Wenn sie Abends an ihrem schönen Wiener Pianoforte, dem einzigen glänzenden Hausgeräth, das sie besaß, ihre Zuhörer bezauberte, oder im kleinen Kreise ihrer Bekannten am Theetisch die Seele der Unterhaltung war, so merkte Niemand es ihr an, wie sie den Tag über in ihrem Haushalte sich beschäftigt hatte und oft selbst mit Hand anlegte, wenn ihr dieses nöthig zu werden schien.

Ein zweites Verdienst um Luisen, welches diese ihr noch inniger verdankte, erwarb Frau von Meinau sich dadurch, daß auf ihre Veranlassung

hat Gott, ist Gott Herr, so ist Gott Herrscher, Gesetzgeber, Richter. Ist Gott Herrscher, gebietet er, so ist Gehorsam gegen Gott Pflicht. Ist Gehorsam gegen Gott Pflicht, so ist Ungehorsam gegen Gott Sünde. Ist Ungehorsam gegen Gott Sünde, so ist Gott Richter, Vergelter, Strafer. Ist Gott Richter, Vergelter, Strafer, so ist Gott Heiland, Erlöser, Versöhner. Ist Gott Heiland, Erlöser, Versöhner, so ist Gott Geber, Spender, Mittheiler. Ist Gott Geber, Spender, Mittheiler, so ist Gott Vater. Ist Gott Vater, so ist Gott Sohn. Ist Gott Sohn, so ist Gott Geist. Ist Gott Geist, so ist Gott Dreieinigkeit. Ist Gott Dreieinigkeit, so ist Gott Liebe. Ist Gott Liebe, so ist Gott Alles. Ist Gott Alles, so ist Gott Gott. Ist Gott Gott, so ist Gott Gott. Ist Gott Gott, so ist Gott Gott. Ist Gott Gott

So mochten denn, wechselnd zwischen gut und böse, einige Monate seit Bernhard's Abreise hingegangen seyn, als eines Morgens einige Landleute sich auf Leuenstein meldeten, um über die Verwüstungen zu klagen, die ein wilder Eber auf ihren Feldern anrichtete. Schon seit geraumer Zeit waren alle Thiere dieser Art in jenen Gegenden ausgerottet worden, und die Erscheinung eines einzelnen, das sich wahrscheinlich aus einem andern fernen Gebiete hinüber verirrt hatte, setzte gerade ihrer Seltenheit wegen die Leute in um so größere Angst. Meinau war eben zugegen und rieth, eine große allgemeine Jagd anzustellen; die ganze Nachbarschaft ward aufgeboten, um das Thier zu erlegen. Alle zogen am frühsten Morgen des folgenden Tages mit Hunden und Jägern, begleitet von fröhlicher Jagdmusik, von Leuenstein aus, in den herbstlich gefärbten Wald, an dessen Zweigen nur einzelne Blätter noch gelb und röthlich im Sonnenschein spielten.

Der Mittag nahte heran; mit Hülfe ihrer Freundin hatte Luise alles zum Empfange der wahrscheinlich sehr ermüdeten Jäger vorbereitet, und beide Frauen saßen nun mit ihrer Arbeit an

einem Fenster, von welchem sie die in den Wald ausgehauene lange Allee überschauen konnten, durch die jene zurückkommen mußten. — „Horch!“ rief Luise, „hörst Du Hallalli blasen? die Jagd ist aus, sie müssen bald hier seyn.“

Frau von Meinau öffnete das Fenster. „In der That,“ sprach sie, „ich höre Hörnergetöne aus der Ferne. Und wie mild und erquickend die Luft vom Tannenwalde herüberweht! komm, Luise, der Tag ist zu schön, um ihn ganz im Zimmer zu verleben; laß uns den Männern bis zu dem runden Platze entgegen gehen, wo alle die Alleen sich kreuzen; dort können wir sie unmöglich verfehlen.“

Beide Frauen wandelten nun Arm in Arm durch den Garten dem Walde zu, und hatten den bestimmten Platz bald erreicht, an welchem sie zu verweilen beschlossen. Frau von Meinau vertiefte sich rechts in's Gesträuch, um von den Zweigen einer jungen, noch mit allen ihren Blättern prangende Eiche einen Kranz für den Sieger zu flechten; Luise blieb mitten auf dem Platze stehen, und sah einem Eichhörnchen zu, das sich mit lustigen Sprüngen von einem der hohen, im

Sonnenstrahl erglühenden Tannenwipfel zum andern schwang. Hundegebell und Hörnergetön schallten aus der Ferne, die Jagd schien näher zu kommen, ein Schuß fiel und wenige Augenblicke darauf knisterte und rasselte es ungefähr dreißig Schritte vor Luisen im Gesträuch zu linken Hand; der durch eine leichte Wunde zur entsetzlichsten Wuth aufgereizte Eber brach hervor und rannte, schäumend vor Schmerz und Zorn, gerade auf die Wehrlose zu. Sie wollte seitwärts zu ihrer Freundin fliehen, ihr Fuß verwickelte sich in Brombeerranken, die über ihren Weg sich ausbreiteten, sie fiel und verlor das Bewußtseyn. Der Eber eilte noch immer auf sie zu, schon war er nur wenige Schritte noch von ihr entfernt, sie rettungslos dem gräuelvollsten Tode verfallen, als ein Reiter im gestrecktesten Galopp aus einer Seitenallee, welche nach Meinaus Besitzungen führte, sich zwischen sie und das wüthende Thier warf.

Der Eber wandte nun seine Wuth gegen diesen neuen Ankömmling, der, nur mit einer Reitgerte bewaffnet, ihr nichts entgegensetzen konnte. Im Nu verwundeten die furchtbaren Hauer des Ungeheuers das edle, durch gewaltiges Spornen

ohnehin sehr wild gewordene Pferd, dies bäumte und überschlug sich mit seinem Reiter, der unter dasselbe zu liegen kam. Glücklicher Weise war ein Theil der Jagd indessen herbeigekommen, zwei gewaltige Saufänger packten den Eber noch gerade im rechten Augenblick, da er seine Wuth an den Unglücklichen auslassen wollte; sie zwangen ihn, sich gegen sie zu wenden, und ein glücklicher Stoß von Meinaus starker Hand machte bald darauf dem Kampf ein Ende.

Auch Albert kam jetzt herbei, und sah mit unaussprechlichem Entsetzen sein geliebtes Weib, bleich und starr wie eine Todte, am Boden liegen; er rief tausend Mal überlaut Luisens Namen, warf sich neben sie hin mit der Geberde an Wahnsinn gränzender Verzweiflung, und vor Schrecken völlig unfähig, ihr die kleinste Hülfe zu leisten, verlangte er nur mit ihr zu sterben.

Indem eilte auch Frau von Meinau, bleich und zitternd herbei. Sie hatte aus der Ferne in Todesangst zugesehen. Selbst kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, wollte sie die Freundin unterstützen, welche eben anfing, sich von selbst zu erholen, doch indem sie sich zu ihr beugte, fiel

ihr Blick auf Luisens Befreier. Diesen hatten die Jäger unterdessen unter seinem Pferde hervorgezogen und er saß mit Blut bedeckt geduldig da, den Rücken an einen Baum gelehnt, von ihm zu Hülfe Eilenden umringt.

„Oskar," schrie sie mit dem tonlosen Schrei des höchsten Entsetzens. „Oskar, o stirb nicht, stirb nicht, mein Bruder, ohne mich!" Sie warf sich neben ihm in das mit seinem Blute benetzte Gras, zerriß ihr Kleid, um die Kopfwunde zu verbinden, aus der das Blut sein Gesicht überströmte, umschlang ihn mit ihren Armen und zuckte erschrocken zusammen, da sie gewahrte, wie weh die leiseste Berührung ihm that, während er mit halberstorbener Lippe sie zu beruhigen suchte, und ihr versicherte, daß er sich durchaus nicht gefährlich verwundet fühle.

Die Scene, welche jetzt erfolgte, läßt sich nicht beschreiben. Freude, Schmerz, Erstaunen, Dankbarkeit bewegten jede Brust und äußerten sich auf tausendfältige Weise. Luise hatte sich aber indessen vollkommen wieder erholt, stumm und bleich, wie eine Bildsäule, kniete sie mit gefaltenen Händen neben dem Verwundeten, den starren Blick

so fest auf ihn geheftet, als wäre außer ihm die ganze Welt ihr verschwunden. Albert lag zu seinen Füßen, Thränen überströmten sein Gesicht. „Engel, zur Rettung eines Engels vom Himmel gesandt," sprach er, „wie soll ich Dir danken! wie Dich nur nennen, der, selbst wehrlos, mit unerhörtem Heldenmuthe sich für eine ihm ganz Unbekannte dem gräßlichsten Tode sich entgegenstürzte!" — „Ich sah Frauen in Gefahr, da galt kein Bedenken, ich konnte nicht anders," erwiederte Oskar mit schmerzlichem Lächeln und kaum hörbaren Ton.

Die Jäger hatten indessen unter Meinaus Leitung aus Tannenzweigen eine Art von Trage zusammengezimmert und mit weichem Moose bedeckt, auf welche der Verwundete, freilich unter großen Schmerzen, gelegt ward, um ihn nach Leuenstein zu bringen. Alle Männer wetteiferten unter einander, ihn abwechselnd auf den Schultern zu tragen, Luise und Frau von Meinau gingen neben her, ihn zu unterstützen; so kam langsam, einem Leichenbegängnisse ähnlich, der Zug im Schlosse an, der am Morgen unter Hörnerschall fröhlich ausgegangen war.

Zum Glück konnte Oskar sogleich die nöthige

ärztliche Hülfe erhalten, denn Meinau hatte Besonnenheit genug gehabt, um gleich im ersten Augenblick einen reitenden Boten nach einem ziemlich geschickten Wundarzte auszuschicken, der in der Nähe wohnte. Diesen fanden die Ankommenden schon im Schlosse vor, und sein Ausspruch nach dem ersten Verbande gab wenigstens Beruhigung. Weder die Kopfwunde, noch die übrigen Verletzungen, die Oskar bei'm Sturze mit dem Pferde erlitten, drohten die mindeste Gefahr für sein Leben; doch freilich war der linke Arm zerbrochen, der rechte verrenkt, die Schmerzen, welche er litt, waren groß, und Monate mußten wahrscheinlich darüber hingehen, ehe es ihm möglich werden durfte, das Schloß zu verlassen, um sich zu seiner Schwester zu begeben.

Dieser, wenn gleich an sich traurige, doch auch in andrer Hinsicht tröstliche Ausspruch eines als geschickt anerkannten Arztes, beruhigte Alle; selbst Frau von Meinau vergaß einigermaßen über die Erhaltung ihrer Freundin den Schmerz, den geliebten Bruder, nach jahrelanger Trennung, so wiederfinden zu müssen; nur Albert wollte es kaum wagen, in seinem Herzen der Hoffnung Raum

zu gewähren. Die Gräßlichkeit der Gefahr, in welcher er seine Luise gesehen hatte, schwebte unabläßlich in furchtbarer Deutlichkeit vor seiner aufgeregten Phantasie; sein eignes Leben schien ihm jetzt an dem ihres heldenmüthigen Befreiers zu hängen, und er wußte sich vor den entsetzlichen Bildern, die ihn stündlich verfolgten, nicht anders zu retten, als daß er, stets bedacht für Oskars Erhaltung zu sorgen, auch Luisen ermahnte, der Erfüllung dieser heiligen Pflicht sich ausschließlich zu weihen.

In Luisens weicher Seele steigerte sich nur zu leicht der Enthusiasmus der Dankbarkeit bis zur Leidenschaft hinauf, ja man könnte sagen, daß diese die einzige Leidenschaft sey, welche sie bis dahin wahr und wirklich empfunden hatte. Bernhard erweckte sie zuerst in ihr, aber seine höhere Natur hielt sie ab, ihn anders als aus der Ferne zu verehren. Oskar hingegen stand ihr weit näher und daß er als Kranker stets ihres Beistandes bedurfte, machte ihn ihr mit jedem Tage noch werther. Sie verließ ihn so selten als möglich, und wachte über ihn wie eine Mutter über den Liebling ihres Herzens. So lange er durch den

Verband gehindert wurde, sich seiner Hände zu bedienen, suchte sie mit unglaublicher Aufmerksamkeit auch den kleinsten seiner Wünsche zuvorzukommen, und hiedurch sowohl, als durch tausend andere Zufälligkeiten, wie sie das häusliche Leben mit sich führt, entstand zwischen Beiden ein zartes, namenloses Verhältniß, den sie sich hingaben, ohne weiter darüber zu denken. Ueberdem wurde Frau von Meinau durch ihre häuslichen Pflichten oft abgehalten, sich der Pflege ihres Bruders so anzunehmen, wie sie es wohl gewünscht hätte, und so blieb diese Sorge Luisen größtentheils allein überlassen.

Oskars ungeschwächte Jugendkraft beförderte seine Genesung; er durfte weit früher als man gehofft hatte es wagen, sein Lager und bald auch sein Zimmer zu verlassen, und entwickelte nun auch im häuslichen Beisammenseyn die liebenswürdigsten Eigenschaften. Schon seine männlich schöne Gestalt mußte auf den ersten Blick für ihn einnehmen. Die zwar nicht regelmäßig schönen, aber ausdrucksvollen Züge seines sehr angenehmen Gesichts waren der treuste Spiegel jeder Regung seines Gemüths; dabei trug sein ganzes Wesen

einen Anſtrich von Ritterlichkeit, der ihm außerordentlichkeit gut ſtand, und ſich beſonders in der zarteſten Achtung gegen Frauen äußerte. Lebhaft und leicht erregbaren Geiſtes, riß er alles unwiderſtehlich mit ſich fort, wenn er in ſeiner ſchönen wohlklingenden Sprache über irgend einen Gegenſtand, der ihn innig ergriffen hatte, mit dem Enthuſiasmus eines Begeiſterten ſich äußerte. Mit einem ſehr angenehmen ſonoren Organ verband er das ſeltene Talent ein ausgezeichnet guter Vorleſer zu ſeyn; oft auch begleitete ſeine rührende, gerade ans Herz dringende Tenorſtimme Luiſens ziemlich mittelmäßiges Spiel auf der Guitarre, die er ſelbſt zwar meiſterhaft zu behandeln wußte, aber mit ſeinem noch immer gelähmten Arme nicht zu berühren wagte. Abends erzählte er zuweilen Luiſens älteſtem Knaben wunderſame Mährchen, die den ſonſt ewig Unruhigen feſtbannten und denen ſelbſt die Mutter gern zuhörte.

So verſtand er es auf die verſchiedenſte Weiſe, ſich ſelbſt zu Andrer Freude zu vervielfältigen, und den Geiſt innerer Unzufriedenheit und Langeweile allein durch ſeine Gegenwart aus dieſem

Hause zu bannen, der bis dahin den Frieden desselben so oft getrübt hatte.

Mit immer steigender Zufriedenheit bemerkte Albert den wohlthätigen Einfluß der Gegenwart seines neuen Freundes auf die Gemüthsstimmung seiner Luise. Nie fand er sie mehr in stillen Thränen, wie wohl sonst oft geschehen war, sie klagte nie mehr über die in Leuenstein herrschende Einsamkeit, kein Zeichen der Unzufriedenheit entschlüpfte ihr, wenn ihr arbeitsmüder Gatte Abends mit anscheinendem Mangel an Theilnahme ihr zur Seite saß. Albert sah sie jetzt immer heiter, immer freundlich, mit Augen, aus denen Jugend, Gesundheit und kindliche Freude am Leben strahlten. Sie erschien ihrem Gatten völlig so, wie er zuerst im Hause ihrer Eltern sie sah; auch sein Herz ward ihm leichter, und ein Nachgefühl der zu schnell entschwundnen Seligkeit der ersten Tage ihrer Vereinigung, gab auch ihm einen Theil seiner entflohnen Heiterkeit wieder zurück.

Daß Oskar es war, der diese glückliche Veränderung seines häuslichen Zustandes herbeiführte, fand Albert eben so natürlich, als Luisens Betragen gegen diesen. Ihre grenzenlose Dankbarkeit,

Art. 101. Ist ein Beamter verhindert, sein Amt zu verwalten, so hat er dies sofort seinem Vorgesetzten anzuzeigen. Dieser hat, wenn es sich um eine längere Dauer handelt, einen Stellvertreter zu bestellen.

Art. 102. Ist ein Beamter verhindert, sein Amt zu verwalten, so hat er dies sofort seinem Vorgesetzten anzuzeigen. Dieser hat, wenn es sich um eine längere Dauer handelt, einen Stellvertreter zu bestellen.

Art. 103. Ist ein Beamter verhindert, sein Amt zu verwalten, so hat er dies sofort seinem Vorgesetzten anzuzeigen. Dieser hat, wenn es sich um eine längere Dauer handelt, einen Stellvertreter zu bestellen.

Art. 104. Ist ein Beamter verhindert, sein Amt zu verwalten, so hat er dies sofort seinem Vorgesetzten anzuzeigen. Dieser hat, wenn es sich um eine längere Dauer handelt, einen Stellvertreter zu bestellen.

Art. 105. Ist ein Beamter verhindert, sein Amt zu verwalten, so hat er dies sofort seinem Vorgesetzten anzuzeigen. Dieser hat, wenn es sich um eine längere Dauer handelt, einen Stellvertreter zu bestellen.

Art. 106. Ist ein Beamter verhindert, sein Amt zu verwalten, so hat er dies sofort seinem Vorgesetzten anzuzeigen. Dieser hat, wenn es sich um eine längere Dauer handelt, einen Stellvertreter zu bestellen.

Art. 107. Ist ein Beamter verhindert, sein Amt zu verwalten, so hat er dies sofort seinem Vorgesetzten anzuzeigen. Dieser hat, wenn es sich um eine längere Dauer handelt, einen Stellvertreter zu bestellen.

Art. 108. Ist ein Beamter verhindert, sein Amt zu verwalten, so hat er dies sofort seinem Vorgesetzten anzuzeigen. Dieser hat, wenn es sich um eine längere Dauer handelt, einen Stellvertreter zu bestellen.

Art. 109. Ist ein Beamter verhindert, sein Amt zu verwalten, so hat er dies sofort seinem Vorgesetzten anzuzeigen. Dieser hat, wenn es sich um eine längere Dauer handelt, einen Stellvertreter zu bestellen.

Art. 110. Ist ein Beamter verhindert, sein Amt zu verwalten, so hat er dies sofort seinem Vorgesetzten anzuzeigen. Dieser hat, wenn es sich um eine längere Dauer handelt, einen Stellvertreter zu bestellen.

Der Winter hatte sich indessen sehr früh und mit fast beispielloser Härte eingestellt; kaum durften völlig Gesunde es ungestraft wagen, sich im Freien der grimmigen Kälte auszusetzen, und der Arzt wiederholte täglich, daß Oskar durchaus nicht daran denken könne, Leuenstein zu verlassen, so lange der scharfe Frost anhielt. Wie groß mußte daher Alberts Erstaunen seyn, als Oskar gerade am kältesten Tage, den man bis dahin gehabt hatte, mit der Bitte in sein Zimmer trat, ihn sogleich zum Baron Meinau fahren zu lassen, weil er bei diesem einige Zeit zu verweilen Willens sey.

Albert's erster Gedanke war, daß bei seinen Freunden irgend ein Unglück vorgefallen seyn müsse; er betrachtete Oskar genauer, während dieser ihm versicherte, daß dieses keinesweges der Fall sey; er sah ihn ungewöhnlich bleich, alle Züge seines Gesichts deuteten auf eine heftige Bewegung in seinem Innern; sein sonst immer heiteres Auge glänzte im feuchten Schimmer zurückgedrängter Thränen, und seine Lippe zuckte schmerzlich, indem er in kaum verständlichen Worten die eben ausgesprochene Bitte um Pferde und Wagen nochmals wiederholte.

Albert vermochte nicht, ihm zu antworten, er strengte alle seine Geisteskräfte an, um zu errathen, was seinen Freund so heftig ergriffen und ihn zu dem Entschlusse bewogen haben könne, so plötzlich von Leuenstein sich zu entfernen. Er erinnerte sich, daß Oskars ungewohnter Trübsinn ihm schon seit einigen Tagen aufgefallen sey, daß er bemerkt habe, wie dieser öfterer als sonst die Einsamkeit gesucht, und besonders Luisen absichtlich zu meiden schien, und nun glaubte er mit einem Mal den Schlüssel zu dessen jetzigem räthselhaften Benehmen gefunden zu haben.

„Ich sehe wie es ist, Freund Oskar, ich, der ich in meinem Leben nichts errathe, ich durchschaue Sie dennoch dieses Mal," rief Albert mit freundlichem Lächeln, und ergriff Oskar's Hand, die in der seinen zuckte. Daß Oskar immer bleicher wurde und sich kaum noch aufrecht zu halten vermochte, bemerkte Albert nicht, sondern fuhr aus der Fülle seines liebenden, argwohnlosen Gemüths zu reden fort. „Es darf nicht seyn," sprach er recht herzlich bittend, „Sie dürfen uns noch nicht verlassen und auf diese Weise nun vollends gar nicht. Was zwischen Ihnen und meiner Luise

vorgefallen seyn mag, verlange ich nicht zu wissen, aber das weiß ich, daß Sie es nicht auf diese Weise aufnehmen würden, wenn Sie das liebenswürdige Geschöpf so kennten als ich. Ich möchte sogar keine der kleinen Launen meiner Luise an ihr vermissen, denn sie ist doch ein Engel der Güte. Ich gehe zu ihr, sie selbst wird eilen, alles wieder gut zu machen, sie selbst wird Sie bitten uns nicht zu verlassen, ich weiß, da können Sie unmöglich widerstehen."

Albert eilte zu Luisen, ehe Oskar so viel Fassung gewann, ihn daran hindern zu können. Er fand sie auf ihrem Sopha in Thränen. Bei seinem Eintritt verhüllte sie ihr Gesicht, und unterdrückte nur halb einen Schrei des schmerzlichsten Erschreckens.

„Du weißt es also schon, ich sehe es," sprach Albert, „er will fort in dieser entsetzlichen Kälte, die ihm den Tod geben kann. Das darf nicht seyn, nicht wahr, Luise? Nur Du kannst es hindern. Komm, liebe Luise, sey gut, vergiß, was zwischen Euch vorgefallen seyn mag und hilf mir ihn erbitten. Bezwinge diese kleine Aufwallung, mein geliebtes Weib, denke: er ist der Retter

unſeres Lebens, ein freundliches Wort von Dir und alles iſt wieder gut; komm, meine Luiſe.“ Albert wollte ihre Hand faſſen, doch ſie entriß ſie ihm mit ungewohnter Heftigkeit, drückte laut ſchluchzend das Geſicht nur noch tiefer in die Sophakiſſen hinein, und winkte ihm abwehrend, fortzugehen.

„O über die großen erwachſenen Kinder!“ rief Albert halb entrüſtet, halb traurig, indem er Oskar wieder aufſuchte; er fand ihn vertieft in ſchmerzlicher Betrachtung vor Luiſens Büſte ſtehen, und begann nun, ihn mit Bitten zu beſtürmen, ein Paar Menſchen nicht zu verlaſſen, die in ihm ihren Schutzengel entfliehen ſähen. Alles was unbegränzte Dankbarkeit, tiefgefühlte Hochachtung, innige Freundſchaft und der heißeſte Wunſch des Gelingens nur eingeben können, brachte er mit jener unwiderſtehlichen Beredſamkeit vor, die ihm ſtets eigen war, ſobald er von den Regungen ſeines tiefen Gemüthes ſich hinreißen ließ. Er beſchwor Oskar bei allem, was ihm heilig ſey, Luiſens vorübergehenden, gewiß nur aus Kränklichkeit entſtandenen Unmuth nicht ſo ſchwer an ihm und ihr zu ahnden. Er verſicherte ihm, daß ſie gewiß

mit Entzücken dem sich ihr wieder zuwendenden Freunde entgegeneilen und alles daran setzen würde, um nur den heldenmüthigen Retter ihres Lebens zum Verzeihen und zum Vergessen zu bewegen.

Was auch Oskar ihm einzuwenden versuchte, alles war verloren. Albert hörte nicht darauf und ward immer wärmer, immer unwiderstehlicher, je länger er sprach, so daß Oskar endlich die Unmöglichkeit fühlte, sich hier länger in den Schranken zu halten, die er sich gesetzt hatte, um seinen edlen Freund zu schonen.

„Albert! laß ab von mir, ich beschwöre Dich," rief er zuletzt in höchster Spannung, hingerissen von seinem Gefühl, „laß ab von mir, und höre auch mich, Du unerbittlicher Feind Deiner Selbst. Edle, argwohnlose, kindlich reine Seele!" setzte er unendlich weich hinzu, „höre mich endlich an. Ich kann Dich betrüben, aber betrügen kann ich Dich nicht. Und müßte ich Dein schönes Gemüth noch tiefer verwunden, ich kann gegen Dich dennoch nicht unwahr seyn. So erfahre denn durch mich, wovon kein Gedanke in Deine ahnungsfreie Seele kam: ich liebe Luise, Deine Luise, Dein Weib! ich liebe sie mit verzehrender Gluth, ich

lebe, ich athme nur in dieser Liebe, die ihr erster Anblick in mir entflammte, und die ich dennoch zu spät mit unsäglichem Schrecken erkannte. Albert, ich kämpfe seit vier Tagen den fürchterlichsten Kampf mit mir selbst, umsonst, ich liebe nur sie, ich kann nichts denken, nichts fühlen als diese Liebe. Trennung ist Tod. Ich beschloß zu bleiben, mein Geheimniß in tiefster Brust zu begraben. Ich unseliger Thor, wie konnte ich ihr zu verbergen hoffen, was mir selbst jetzt offenbar war! Ein unglückseliger Zufall entriß mir diesen Morgen ein Geständniß, das mich — — Luise weiß alles! Albert, bestehst Du noch darauf, mich hier festhalten zu wollen?"

Albert stand regungslos wie eine Bildsäule. „Luise weiß Alles, sagst Du, Alles! — Und sie?" hauchte er fast unhörbar, mit kaum bewegter Lippe. „Und sie?" wiederholte er dringender, und sein Auge suchte mit dem Ausdruck unaussprechlicher Angst in Oskars Zügen zu lesen.

„Laß mich fliehen, dränge selbst mich über Deine Schwelle," rief Oskar in wilder Verzweiflung. „Verbanne mich! laß mich elend seyn, aber schuldlos; dränge mich mit Gewalt fort!

fort! fort! um Luiſens willen, um Deinetwillen, fort von hier, verſtoße mich, verbanne mich.“ Seine noch nicht ganz wiederhergeſtellten Kräfte verließen ihn, er ſank in einen Seſſel und verhüllte mit beiden Händen ſein Geſicht.

Albert betrachtete ihn eine Weile ſchweigend, und ging dann einige Mal mit immer feſter werdendem Schritte im Zimmer auf und ab. Dann ſtand er wieder vor Oskar ſtill und ergriff deſſen faſt lebloſe Hand. Als ſey ein neuerer, höherer Geiſt über ihn gekommen, ſo verändert, ſo erhaben war in dieſem Augenblick Alberts Haltung, ſeine ganze Geſtalt; ſein Auge ſtrahlte in hoher Verklärung, wie das Auge eines Sterbenden im letzten Momente des ſcheidenden Lebens, welcher der Erde nicht mehr angehört. Nie zuvor ſah er ſeinem Bruder Bernhard ſo ähnlich.

„Oskar,“ fing er mit kaum merklich bewegter Stimme und ſehr gemäßigtem Tone an, „lieber Oskar, Sie hatten Recht, ich ſehe ein, es iſt gut, daß Sie noch heute Ihre Schweſter beſuchen, und es ſoll meine angelegentlichſte Sorge ſeyn, daß dieſes ohne Gefahr für Ihre Geſundheit geſchehen könne. Mein edler, hochgeliebter Freund,

wir brauchen beide Zeit, um uns ſelbſt wieder zu finden, aber glauben Sie mir nur, alles wird ſich ordnen, wir werden beide ruhiger werden, und Sie kehren gewiß einſt, und bald, in frohe-rer glücklicherer Stimmung nach Leuenſtein zurück. Oskar, Sie würdigten mich eines ungemeſſenen Vertrauens, wo Tauſende an Ihrer Stelle — doch es wäre Beleidigung, Sie nur mit jenen zu vergleichen. Wir beide haben in dieſer ſchmerz-lich ſchönen Stunde einander erkannt, auf ewig. Sie wiſſen jetzt, daß ich Ihres edlen Vertrauens nicht unwerth bin, geben Sie mir den letzten Be-weis davon, daß Sie dies glauben, indem Sie nur eine Frage noch mir offen und ohne Rück-halt beantworten. Weiß außer mir noch jemand, weiß Meinau oder Ihre Schweſter — — —“

„Guter Gott, wie wäre dies möglich!“ rief Oskar, „wie könnte ich Andern geſtehen, was ich mir ſelbſt kaum geſtand!“

„Nun dann,“ erwiederte Albert, indem er Oskars Hand an ſeine Bruſt drückte, „nun dann, ſo gewähre mir noch die Bitte, auch ferner gegen alle zu ſchweigen, und Deiner Schweſter Haus nicht zu verlaſſen, bis wir beide in der Stim-

mung sind, mit gefaßtem Muth zu überlegen, welch' ein Entschluß hier zu fassen steht, der uns allen die entwichene Ruhe wiederzugeben vermag. Wir alle drei sind reines Herzens; es wird ein Ausweg sich entdecken lassen, wir haben nichts zu befürchten, als in zweckloser Uebereilung die, so uns lieb sind, zu verwunden. Laß dies uns vermeiden und mögen dann Gott, Zeit und der unbestechbare Richter, den jeder von uns im Busen trägt, über alles Andere entscheiden."

Alberts seltene, wie durch höhere Eingebung über ihn gekommene Geistesstärke, welche in des noch tiefer gebeugten Oskars Gegenwart seinen Muth erhob, und ihn in dieser erschütternden Scene aufrecht erhielt, brach zusammen, so wie er sich wieder in seinem einsamen Zimmer allein sah. Er hörte den Wagen aus dem Schloßhofe fortrollen, in welchem Oskar sich entfernte, ohne Lulsen wieder gesehen zu haben, und ihm war, als gingen die Räder desselben zermalmend über seine Brust hinweg.

„Dort fährt er hin," rief Albert, übermannt vom Schmerze des Augenblicks, „dort fährt er hin, er, dessen Leben ich beraubte, noch eh' ich

ihn ſah, und mit ihm verläßt das ganze Glück des geliebteſten Weſens auf Erden unſer verödetes Haus. Niemand bleibt der armen Luiſe als ich, den ſie ſchon lange nicht mehr liebt, den ſie nie lieben konnte, den ſie jetzt haſſen, verabſcheuen muß, ſeit ſie den Einzigen gefunden hat, der ohne mein unſeliges Dazwiſchentreten ihr Leben zu einer Kette von Seligkeit umgewandelt hätte! Ich bleibe, um täglich, ſtündlich den Vorwurf ihres Unglücks, ihr tiefes Leiden in ihren Augen zu leſen! Ich Unſeliger habe zwei Weſen getrennt, die der Himmel ſelbſt für einander beſtimmte. Und was habe ich mir gewonnen? Unausſprechlichen Jammer, ewige Reue. Oskar und Luiſe! wo giebt es ein Paar, dieſem zu vergleichen? Sie hätten ſich gefunden, ſie mußten ſich finden. Ohne mich blühte jetzt Luiſe in unentwelkter voller Jugendpracht ihm entgegen, doch ich, ſelbſtſüchtig und grauſam, benutzte die jugendliche Unerfahrenheit des kindlich lieblichen Geſchöpfs; ich zerſtörte in der Knospe die Blume, nun wird ſie an meiner Seite dahin welken! O, läge ich ruhig und ſtill in meinem Grabe! Noch wäre es nicht zu ſpät, beiden lacht noch das Le-

ben im Jugendglanz, beide könnten vereint noch glücklich mit einander seyn. Bernhards edler Wille würde dennoch erfüllt, ich habe Söhne, unser alter edler Name wird in ihnen fortblühen, und sie würden unter Oskars Pflege den Unglücklichen nicht vermissen, der ihnen nichts geben konnte als das Leben."

Ergriffen von diesem Gedanken, gefoltert von unbeschreiblichen Qualen, sank Albert auf die Knie und betete mit Inbrunst um augenblicklichen Tod, den freiwillig zu wählen fromme Ueberzeugung ihn abhielt. So glühend, so ernstlich wie er, hat vielleicht kein zum Sterben Verurtheilter jemals um Leben gefleht. Dann sprang er wieder auf, tausend Entschlüsse, tausend Gedanken, tausend Möglichkeiten durchkreuzten sich verwirrend in seinem Gemüthe und brachten ihn dem Wahnsinn nah. Nichts ward ihm klar, als die Nothwendigkeit, Luisen ihre Freiheit wieder zu geben, und mit dieser, die Anwartschaft auf eine glückliche Zukunft an Oskars Seite. Vergebens strengte er sich an, um eine Möglichkeit zu entdecken, dieses vollbringen zu können. Scheidung war hier kein Ausweg, denn Luise bekannte sich so wie er selbst

auf Schleifen führen, wie sie sich gebildet an den Ufern eines Flusses, dem sein Bett zu enge Windungen, zu viele Krümmungen macht. Wenn der Fluß sich dann ein neues Bett gräbt, so bleiben die alten Schleifen als Seen zurück, die nach und nach austrocknen und sich mit Pflanzenwuchs füllen. Solche Seen sind z. B. der Federsee, der Steinhuder Meer, der Dümmersee, der Chiemsee, der Starnberger See, der Ammersee, der Lech, der Inn, der Rhein, die Elbe, die Weichsel, der Nil, der Mississippi, der Amazonenstrom, der Ganges, der Indus, der Euphrat, der Tigris, der Jordan, der Po, die Donau

In diesem Moment öffnete sich die Thüre, Albert sprang erschrocken auf. Es war nur einer seiner Diener, der Licht brachte, und zugleich ein schwarzgesiegeltes ziemlich starkes Briefpacket ihm überreichte, welches so eben der Bote von der nächsten Post abgegeben hatte. Mechanisch nahm Albert es an und öffnete es, eigentlich nur, um dem Bedienten, der noch einige Augenblicke im Zimmer beschäftigt blieb, seinen heftig bewegten Zustand zu verbergen. Doch einzelne Worte zogen dennoch seine Aufmerksamkeit an, indem er die in dem Packet enthaltenen Papiere ohne eigentlich zu lesen nur flüchtig überschaute. Er zwang sich aufmerksamer zu lesen, und der Inhalt derselben fesselte ihn endlich ganz. Als er vollendet hatte, rieselte Todeskälte ihm den Nacken hinab, sein Haar sträubte sich und die Hand zitterte convulsivisch, in welcher er die Papiere hoch empor hob. „Du hast mich erhört!“ rief er bleich wie ein Sterbender, den starren Blick zum Himmel gerichtet, „Du hast das Zeichen mir gegeben, das ich vielleicht an Deiner Gnade frevelnd mir erflehte. Ich beuge mich tief in den Staub vor Dir, ich folge zitternd aber willig dem Wink Dei-

ner allmächtigen Hand. Nimm das Opfer gnädig an, segne Luise und Oskar!“

Das Packet, welches Albert gerade in diesem Moment erhielt, und das seine aufgeregte Phantasie so wunderbar ergriff, enthielt die Nachricht von dem im hohen Alter erfolgten Absterben des Kardinals, seines Großoheims, und zugleich die Abschrift von dessen letztem Willen. Der fromme Greis hatte eine Hälfte seines wirklich fürstlichen Vermögens der Kirche zu wohlthätigen Stiftungen hinterlassen, die zweite Hälfte desselben in reiche Legate unter seine Freunde, Verwandte, und alte treue Diener vertheilt. Albert war mit einem reichen Vermächtnisse bedacht worden, das beinahe dreimal so viel betrug als die Summe, welche nach Meinaus Berechnung nöthig war, um alle seine Schulden zu tilgen.

Eine Anweisung war dem Briefe beigefügt, gegen welche er den vollen Betrag des Vermächtnisses, bei einem der ersten Handelshäuser in St*** erheben konnte, sobald er sich als der, dem es bestimmt war, legitimirte.

Mit jener an Todeskälte gränzenden Fassung, die dem auf den Fluthen des Lebens Müdegetrie-

benen das Anſehen ſcheinbarer Ruhe gewährt, ſetzte Albert ſich hin, um an Luiſen zu ſchreiben, die unter dem Vorwande großer Nervenſchwäche an dieſem Tage niemanden vor ſich ließ. Er meldete ihr, daß ein dringendes Geſchäft ihn zwinge, morgen in aller Frühe nach St*** zu reiſen. Sie ließ ihm mündlich zurückſagen, daß ſie ſich zu ſchwach fühle, um ihn noch vor ſeiner Abreiſe zu ſehen, daß ſie hoffe, er würde nicht lange ausbleiben, und ihn bitte, das jüngſte Kind nebſt ſeiner Wärterin bis B** mitzunehmen, wo ihre Eltern wohnten, indem eine ſehr bösartige Blatterepidemie anfange, unten im Dorfe und in der Umgegend überhand zu gewinnen, und ſie daher wünſche, den Kleinen bei den Großeltern in Sicherheit zu wiſſen. Albert hörte von dieſem allen nur, daß Luiſe ihn nicht wiederſehen wolle.

Die Nacht ward zum Theil unter dem Einpacken der zu ſeiner Legitimation nothwendigen Papiere hingebracht. Sein Herz lag todt und ſchwer in ſeiner Bruſt, und keine Thräne kam in ſeine heißbrennenden Augen. Noch einmal zog er durch alle Zimmer ſeines Schloſſes, wie ein

raſtloſer Geiſt, der weder im Himmel noch auf Erden eine bleibende Stätte findet. Der Morgen dämmerte, leiſe öffnete Albert die Thüre zu Luiſens Zimmer, ſie ſchlummerte ſanft und hörte ihn nicht. Noch einmal betrachtete er die holde Geſtalt, wie ſie in jugendlicher Anmuth, aufgelöſt in ſüßem Vergeſſen dalag. Tief und ſchmerzlich prägte in blutigen Zügen das geliebte Bild ſich ihm ins gemarterte Herz für eine Ewigkeit ein. Um ſie nicht zu wecken, wagte er es nur, eine ihrer Locken zu küſſen, und riß ſich dann von ihr los, wie ein Verzweifelnder vom Leben ſcheidet. Im Wagen verſank er Anfangs in dumpfes ſtarres Hinbrüten und ward es gar nicht gewahr, daß die Wärterin, ſeinen ſchlummernden Knaben auf dem Schooß, ihm gegenüber ſaß. Doch als ein flammendes Lichtmeer ſich über Erde und Himmel ergoß, und die ſpät aufgehende Sonne in ihrer winterlichen Pracht Bäume und Felder mit blitzenden Rubinen überſäete, da wachte auch das Kind auf, und ſtreckte, laut jauchzend für Freude, dem Vater die kleinen Arme liebkoſend entgegen. Ein Strom von Thränen ſtürzte jetzt aus Alberts Augen, und erleichterte ſein bis zum

Zerſpringen zuſammengedrücktes Herz. Er nahm das zarte kleine Weſen in ſeine Arme, das ſich in dem, vor jedem Eindringen der Kälte ſorgfältig geſchützten Wagen ſehr behaglich fühlte, und in ſeiner wortloſen Sprache ſeine Freude auszudrücken ſtrebte.

„Dich habe ich noch!“ rief Albert; „doch noch ein Weſen, das zu mir gehört! Dich gab ein Gott zum Troſte mir mit in die verödete Welt. Und willſt Du immer mir bleiben? Willſt Du mich niemals verlaſſen?“ Das Kind ſchlang lächelnd ihm beide Aermchen um den Nacken. Es war zu viel für ſein Herz, er gab es der Wärterin zurück und weinte laut.

Ohne Plan für ſich ſelbſt war Albert in die Welt hinausgezogen, nur des Entſchluſſes ſich bewußt, von allem was ihm theuer war zu ſcheiden. Doch der Anblick ſeines Kindes gab ihn ſich ſelbſt wieder zurück. In dem raſtloſen kummervollen Leben, das er bis jetzt geführt hatte, war ihm wenig Raum für die Beſchäftigung mit ſeinen Kindern geblieben und oft waren ganze Wochen vergangen, ohne daß er ſie zu Geſichte bekam. Doch jetzt, beim Anblicke dieſes wirklich

sehr schönen muntern Knaben, der so ganz unerwartet sein Reisegefährte geworden war, regte sich die Vaterliebe mächtig in ihm, und erwärmte wohlthätig sein fast erstorbenes Gemüth. Die Reise kam ihm nach dem heftigen Kampfe, der ihr voranging, wie Ausruhen vor, und es gelang ihm, sich im Laufe derselben zu sammeln, und eine Ansicht dessen zu gewinnen, was jetzt für ihn am nächsten zu ergreifen sey.

So wie sie B**, dem Wohnorte von Luisens Eltern, sich näherten, kündigte er der treuen Renate an, daß er Willens sey, durch diese Stadt gerade durchzufahren, und sie mit dem Knaben noch weiter mit sich zu nehmen. Die gute Frau war damit außerordentlich zufrieden, indem die Reise dem Kleinen sehr wohl zu bekommen schien, und sie sich überdem von dem Aufenthalt bei der Frau Großmama nicht viel versprach, die gerade gegen diesen ihren jüngsten Enkel niemals große Liebe bezeigt hatte.

Nach wenigen Tagen langten die Reisenden glücklich in St*** an, wo Albert zuerst darauf bedacht war, das reiche Geschenk seines erblichenen Wohlthäters sich auszahlen zu lassen, was

ohne alle Schwierigkeiten vollbracht wurde. Dann ſetzte er unter den gehörigen Formalitäten ſeinen letzten Willen auf und legte ihn gerichtlich nieder, nachdem er eine Abſchrift davon nehmen ließ, die er an ſeinen Freund Meinau zu ſenden Willens war. In dieſem Teſtamente übertrug er dem Baron Meinau die Vormundſchaft über ſeinen älteſten in Leuenſtein zurückgelaſſenen Sohn, und beſtimmte ein Drittheil der Einkünfte ſeiner Güter für die Erziehung deſſelben, zwei Drittheile aber, nebſt der Wohnung in Leuenſtein überließ er ſeiner Gattin auf Lebenslang, ſogar, wie er ausdrücklich hinzuſetzte, im Fall ſie ſich zum zweiten Male vermählen ſollte.

Dem Baron Meinau ſandte er, nebſt der Abſchrift dieſes Teſtaments, eine unumſchränkte Vollmacht für die Zeit, in welcher er ſelbſt abweſend wäre; zugleich übermachte er ihm die Hälfte der von ſeinem Oheim ererbten Summe, bat ſeinen edlen Freund, dieſe nach beſtem Wiſſen zur Verbeſſerung ſeiner Beſitzungen anzuwenden, benachrichtigte ihn von dem Abſterben des Kardinals und trug ihm zugleich auf, Luiſen zu melden, daß er nach Italien zu gehen gedenke, um dort das

Grab des väterlichen Beschützers seiner Jugend zu besuchen. Er bat sie, ihm zu verzeihen, daß er seinen Sohn mit sich auf die Reise nähme, indem das Kind ihm jetzt zu lieb geworden wäre, als daß es ihm unmöglich sey, sich von ihm zu trennen. Der zweiten Hälfte der so unverhofft ererbten Summe erwähnte Albert in diesem Briefe nicht, denn diese glaubte er mit Recht, ausschließend als sein Eigenthum, und als das künftige Erbtheil seines jüngern Sohnes betrachten zu können; aber er empfahl nochmals seine Luise in den dringendsten rührendsten Ausdrücken dem Schutze seines Freundes, und bat ihn zugleich, Oskar seiner unveränderten Liebe und Dankbarkeit zu versichern und ihm zu sagen, daß er fest darauf rechne, ihn bei seiner Heimkehr noch in der Nachbarschaft von Leuenstein anzutreffen.

Der Brief ward versiegelt und abgeschickt, und Albert fühlte sich von diesem Augenblick an, von seiner ganzen Existenz, von allen ihren Freuden und Hoffnungen, von allen ihren Schmerzen und Sorgen auf ewig geschieden; ein heimathloser Wanderer auf Erden. Die Ueberzeugung, jetzt einzig an sich selbst gewiesen zu seyn, ohne eine

Seele, die ihm nahe genug geblieben wäre, um ihm auf seinem ferneren Wege eine leitende Hand zu reichen, gab ihm eine Selbstständigkeit, die er sich nie zugetrauet hätte. Er glich einem Kinde, welches gehen lernt, und immer weniger schwankend vorwärts schreitet, sobald es sich nur einmal entschließen konnte, die Gegenstände loszulassen, an die es bis dahin sich ängstlich angeklammert hielt.

Alberts Hauptsorge war jetzt, sein Daseyn Allen, die früher ihn gekannt hatten, zu verbergen, um sowohl vor den Augen der Welt, als derer, die durch engere Bande an ihn gefesselt waren, spurlos zu verschwinden. Unerachtet seiner bisherigen Unerfahrenheit in allem, was zum practischen Leben gehört, gelang es ihm, dieses auf die zweckmäßigste Weise auszuführen. Den einzigen Bedienten, der ihn von Leuenstein aus begleitet hatte, schickte er in St*** unter einem wohl ersonnenen Vorwande zurück, ehe er noch selbst diese Stadt verließ, um angeblich die Reise nach Rom anzutreten. Unterwegs wandte er sich in gerad entgegengesetzter Richtung von dem Wege ab, von dem man glauben mußte, daß er ihn ge-

nommen habe; mit großer Vorsicht verwandelte er seinen alten adlichen Namen, sobald er dieses sicher und unbemerkt wagen durfte, in einen unbekannten bürgerlichen, und eilte nun, so schnell er konnte, der von Leuenstein entferntesten Gegend in Deutschland zu, das er nicht ohne Noth zu verlassen entschlossen war.

Die treue Renata, die er, so viel dies schicklich und möglich war, in einen Theil seines Geheimnisses einweihte, ließ sich leicht bewegen, durch einen heiligen Eid, zum ewigen Verschweigen seines wahren Namens und Standes sich zu verbinden, da er ihr dagegen gelobte, sie nie von dem Kinde zu trennen, an dem sie mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit hing, und das von nun an für das ihre gelten sollte.

Je weiter Albert von dem ehemaligen Schauplatz seines Wirkens und Lebens sich entfernte, je besser gelang es ihm, seine Zukunft in seinem Gemüthe zu ordnen. Seine frühere, nie ganz erstickte Liebe zur Wissenschaft erwachte wieder, überdem fühlte er, daß nur anhaltende ernste Beschäftigung ihn auf die Länge vor Wahnsinn und Verzweiflung bewahren könne, und so beschloß er alles

anzuwenden, um sich noch so viel möglich die Kenntnisse zu erwerben, die ihm mangelten, um späterhin seinen Sohn zu einem würdigen, nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft bilden und ihn vor den Fehltritten bewahren zu können, zu denen seine Unerfahrenheit im Leben ihn selbst verleitet hatte.

Sobald er weit genug sich von Leuenstein entfernt glaubte, miethete er daher Frau Renata in einem artigen, mitten in einer der reizendsten Gegenden belegenen Landhause ein, wo er sie für eine ihm nah verwandte Wittwe ausgab, welche mit ihrem einzigen Kinde in ländlicher Stille zu leben wünsche. Er selbst aber bezog eine damals sehr berühmte, einige Meilen von jenem Landhause entfernte protestantische Universität, wo er förmlich seine Studien begann, die ihm durch die unter Pater Jeronimos Leitung erhaltene klassische Erziehung sehr erleichtert wurden. Seine Erscheinung fiel an diesem Orte niemanden auf, denn man war es in jener Zeit mehr gewohnt als jetzt, Jünglinge erst im reiferen Alter die Universität beziehen zu sehen; überdem hatte Albert eben erst sein

sechs und zwanzigstes Jahr zurückgelegt und sah weit jünger aus, als er eigentlich war.

Da er beinahe alle Gesellschaft und besonders öffentliche Orte mied, so wurde seine Existenz kaum bemerkt. Seine einzige Erholung, nach wochenlanger Arbeit, schränkte sich auf einen Besuch bei seinem Sohne ein, der unter Renata's treuer Pflege recht munter und kräftig heranwuchs.

In Leuenstein hatte man indessen, wenige Monate nach Alberts Entfernung, in der Zeitung die Nachricht gelesen, daß an der italienischen Küste ein Schiff sammt der ganzen Mannschaft und allen darauf befindlich gewesenen Passagieren zu Grunde gegangen sey. Dabei wurde besonders das Schicksal eines Baron Albert von Leuen mit Bedauern erwähnt, der sich mit seinem Sohne und dessen Wärterin in Triest eingeschifft hatte, um dem noch sehr jungen unmündigen Kinde den Uebergang über die Alpen zu ersparen, und der nun sammt diesem auf so traurige Weise ebenfalls den Tod in den Wellen gefunden hatte.

Welchen schmerzlichen Eindruck diese Nachricht sowohl auf Luisen als Oskar und den Baron Meinau machen mußte, ist leicht zu erachten, doch

nichts gleicht Alberts tiefem Seelenleiden, als er bald darauf sich, im Namen seiner Frau und seines Freundes Melnau, in allen Zeitungen auf das Dringendste aufgefordert sah, von seinem Leben und seinem jetzigen Aufenthalte Nachricht zu geben, indem man immer noch hoffe, daß jenes Gerücht von seinem Untergange ungegründet gewesen sey. Diese Aufforderungen wurden mehrere Monate hindurch, immer rührender und erschütternder, wöchentlich wiederholt, und der schwere Kampf zwischen Alberts noch immer unbesiegter treuen Liebe, und dem Glauben, daß die Heißgeliebte nur durch seinen anscheinenden Tod das ihr von jeher bestimmt gewesene Glück finden könne, erhob sich dann jedes Mal von neuem in seinem Gemüthe. Die Stimme der Gattin und des Freundes lockten ihn mit unaussprechlicher Lieblichkeit aus der Ferne, oft war er nahe daran, den Schritt zurückzuthun, durch welchen er Heimath, Namen, ja seine ganze Existenz auf Erden freiwillig hingab, um nur Luise wahrhaft glücklich zu wissen: aber er hielt dennoch fest an der einmal gewonnenen Ueberzeugung, hier standhaft bleiben zu müssen, um nicht aus schnöder Eigen-

liebe sowohl an Luisen, als an dem edlen Retter ihres Lebens unwürdig zu handeln.

Diese quälenden Nachklänge aus seinem vergangenen Leben hörten endlich auf; doch nun erschien ein volles Jahr nach seiner Abreise von Leuenstein ein Aufruf andrer Art, der ihn von Gerichtswegen ermahnte, sich binnen Jahresfrist zu melden, widrigenfalls er für todt erklärt und seiner Gattin die Erlaubniß ertheilt werden würde, zur zweiten Ehe zu schreiten. Albert schwieg und meldete sich nicht, aber obgleich er nichts anders bezweckt und erwartet hatte, fühlte er sich noch schmerzlicher als zuvor tief in der Seele verwundet. Noch gewaltsamer traf ihn die, Freunden und Verwandten gewidmete Ankündigung von Oskars und Luisens Vermählung, die er nach Ablauf des ihm gesetzten Termins ebenfalls in den Zeitungen las. Sie schien ihm der letzte Todesstoß alles seines Hoffens auf Erden; und dennoch hatte er gewähnt, seine Rechnung mit dem Leben ganz abgeschlossen zu haben.

Tief erschüttert sank er aufs Krankenbette, wo er mehrere Wochen hindurch in wohlthätigen Fieberphantasien alles vergaß, nur nicht seine Liebe.

der 1. 1858 schon 1. Jan. 1858 Nachm. 3 Uhr, an der Spitze, als erster in Bau- und Betrieb, die Eisenbahn Bruck a. d. Leitha—Pest eröffnet hatte, dem folgte am 1. Juli 1858 die Eisenbahn Pest—Szolnok, dem folgte die Eisenbahn Szolnok—Arad, Temesvár—Orsova, Szeged—Csorva, Pest—Vácz, Pest—Hatvan, Pest—Cegléd, Pest—Kecskemét, Pest—Szolnok, Pest—Szeged, Pest—Csorva, Pest—Arad, Arad—Temesvár, Arad—Gyoma, Arad—Csorva, Arad—Kronstadt, Arad—Karlsburg, Arad—Szeged

Thränen am Grabe der treuen Pflegerin seines Sohnes; sie war die Einzige, die noch zuweilen Luisens Namen ihm nannte, und er fühlte sich nun durch ihren Verlust noch mehr verwaiset, als zuvor. Er ermannte sich indessen wieder, nahm seinen Knaben, der jetzt beinahe fünf Jahre alt, der weiblichen Pflege allenfalls entbehren konnte, und trat mit ihm, von einem einzigen Diener begleitet, eine Reise an, um irgendwo in Deutschland einen Ort aufzufinden, in welchem er zwar in tiefer Verborgenheit, doch dem größern Wirkungskreise der Welt nahe genug leben könne, um seinem Sohn die Unbekanntschaft mit ihr zu ersparen, die der einzige Grund seines verfehlten Daseyns, und aller seiner frühern Leiden gewesen war.

Beschluß des oben abgebrochenen Briefes von Albert an seinen Bruder Bernhard.

In dieser großen lebensreichen Handelsstadt, in welcher ich nun schon seit zwölf Jahren einheimisch bin, denke ich auch den Rest meiner Tage vollends abzuspinnen, so lange es Gott gefällt.

Wenn aber nun wirklich meine letzte Thräne geweint, mein letzter Seufzer verhallt ist, und ich nun endlich vom Fiebertraum des Lebens unter dem Rasenhügel ausruhe, den ich unfern meiner bescheidenen Wohnung, im duftigen Schatten einer uralten Linde, mir längst zum letzten Asyl erwählt habe, dann, mein Bruder, mein hochgeliebter Bernhard, dann wird ein Dir unbekannter Jüngling vor Dich hintreten, und Du wirst wähnen Dich selbst durch ein Wunder wieder in neu erblühter Jugend zu sehen. Nimm ihn in Deine Arme, an Dein Herz, denn dieser Jüngling ist mein Sohn, ist Dein Neffe Bernhard Raimund von Leuen. Vergönnt es die ewige Weisheit, welche das unsichtbare Reich dort drüben, wie hier unten das sichtbare allmächtig beherrscht, so umschwebt in jener heiligen Stunde mein entfesselter Geist Euch, theure Beide! und Du fühlst das Wehen seiner unbegreiflich aber gewisse Seligkeit verkündenden Nähe. Von jenem Augenblicke an lege ich die Bestimmung des künftigen Geschicks meines Raimunds in Deine Hände, des einzigen Wesens, das mein sonst so freudenarmes Daseyn durch einen Hoffnungsstrahl zu er-

heitern vermochte. Raimund entwickelt schon jetzt mit jedem Tage die treffendste Aehnlichkeit mit Dir, mein Bernhard, und täuscht mich nicht die Liebe des Vaters zum Sohne, die so oft und gern unsern Blick verblendet, so ist es nicht nur die edle schöne Gestalt, die er von Dir ererbte, sondern es glüht auch ein unsterblicher Funken Deines Geistes in seinem Innern und in seiner Brust schlägt ein Herz, dem Deinen gleich. Liebe mich in ihm, wie ich Dich in ihm immer geliebt habe. Ach sein Anblick allein erleichterte mir den herben Schmerz unserer hoffnungslosen Trennung, und wenn er sprach, drang mir in seiner Stimme der milde tröstende Ton der Deinen tief ins Herz, der Stimme, die nie, nie wieder hören zu dürfen mein trauriges Loos auf Erden ist.

Mein Sohn bringt das elfenbeinerne Kästchen Dir wieder zurück, das Du von Maltha aus an mich sandtest. In den nur Dir und mir bekannten geheimen Fächern desselben, lege ich diese letzten Bekenntnisse eines schon längst der Welt Abgestorbenen nieder, nebst allem was einst dazu dienen kann, meinem Sohne das Anrecht an den alten edlen Namen zu erhalten, den seine Geburt

ihm verlieh. Er selbst kennt sich bis jetzt nur als Raimund Holm, und Dir mein Bruder bleibt es überlassen zu entscheiden: ob er jemals erfahren soll, welch einem ehrwürdigen Stamme er entsprossen ist, oder ob er noch ferner nur auf sich selbst zurückgewiesen, als der Sohn eines unbekannten dunkeln Bürgers, für den er sich hält, die Bahn verfolgen soll, für die ich ihn erzogen habe. Auch auf ihr kann er einst als ein geachtetes, nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft sich Ehre, Ansehn, und alles was man im gewöhnlichen Leben Glück nennt erwerben; es wird ihm dieses sogar leichter gelingen können, als es dem nicht reichen, jüngsten Sohne eines alten adlichen Hauses gelingen könnte.

Noch ein Bekenntniß bin ich Dir schuldig, und warum sollte ich länger anstehen, es Dir freimüthig abzulegen? Ich habe meinen Sohn im Glauben der Kirche erzogen, die seines Vaters Hause jetzt am nächsten steht. Raimund ist Protestant, ich selbst bin es in meinem Herzen schon seit ich die Universität verließ, obgleich ich nie öffentlich zu jener Kirche überging. In meinem jetzigen Wohnorte konnte kein äußeres Bedingniß

a. einen Silber-Pfennig und schlagen, gegen Ende des Jahres, 1 Pfund Silber zu 240 Pfennigen aus. Dieses Pfund Silber heißt die Mark feine Silber. Wie viel Mark feine Silber sind nun in einer Mark Silber zu 14 Loth enthalten? Da 14 Loth 240 Pfennigen gleich sind, so sind in einer Mark Silber zu 14 Loth 240 Pfennige enthalten. Wie viel sind nun in einer Mark Silber zu 12 Loth enthalten? Da 14 Loth 240 Pfennigen gleich sind, so sind in einer Mark Silber zu 12 Loth 240 Pfennige enthalten. Wie viel sind nun in einer Mark Silber zu 10 Loth enthalten? Da 14 Loth 240 Pfennigen gleich sind, so sind in einer Mark Silber zu 10 Loth 240 Pfennige enthalten. Wie viel sind nun in einer Mark Silber zu 8 Loth enthalten? Da 14 Loth 240 Pfennigen gleich sind, so sind in einer Mark Silber zu 8 Loth 240 Pfennige enthalten. Wie viel sind nun in einer Mark Silber zu 6 Loth enthalten? Da 14 Loth 240 Pfennigen gleich sind, so sind in einer Mark Silber zu 6 Loth 240 Pfennige enthalten. Wie viel sind nun in einer Mark Silber zu 4 Loth enthalten? Da 14 Loth 240 Pfennigen gleich sind, so sind in einer Mark Silber zu 4 Loth 240 Pfennige enthalten. Wie viel sind nun in einer Mark Silber zu 2 Loth enthalten? Da 14 Loth 240 Pfennigen gleich sind, so sind in einer Mark Silber zu 2 Loth 240 Pfennige enthalten. Wie viel sind nun in einer Mark Silber zu 0 Loth enthalten? Da 14 Loth 240 Pfennigen gleich sind, so sind in einer Mark Silber zu 0 Loth 240 Pfennige enthalten.

von der Veränderung seines Namens abhängig ist. Nur Deiner Liebe bedarf er, wenn er nun ohne mich allein in der Welt steht, nur diese entziehe ihm nicht, und möge er immer, wenn Du es so willst, dem süßen Wahn überlassen bleiben, daß er sie nur Deinem Herzen verdanke, und nie erfahren, daß in diesem auch die Stimme des Bluts für ihn spreche.

Indessen könnten aber doch einst Zustände eintreten, die Dich bestimmten Raimund als den, der er seiner Geburt nach ist, in der Welt auftreten zu lassen. Ist dieses jemals der Fall, so beschwöre ich Dich, mein Bruder, bei allem was Dir heilig ist, bei Deiner künftigen Ruhe, bei Deiner Hoffnung auf eine selige Zukunft: gib nie zu, nie, unter keiner Bedingung, daß dies geschehe so lange seine Mutter noch lebt. Was würde aus Luisen, was aus Oskar werden, wenn sie von der Verlängerung meines traurigen Daseyns Kunde bekämen! und wie könnte dieses ihnen dann noch verborgen bleiben, wenn Raimund wieder ans Licht träte? Nein, nein, lasse sie bis an ihr Ende in dem Wahne verharren, der sie beseligt, den ich mit meinem Leben ihnen

erkaufte. Alles, alles was ich erſtrebte, Luiſens innrer Friede, das ganze Glück ihres Daſeyns wären bei einer ſolchen Entdeckung auf immer verloren. Raimunds Wiedererſtehen böte ſeiner Mutter keinen Erſatz, er war nie das Kind ihrer Liebe, die ſich einzig auf ihren Erſtgebornen beſchränkte, und ihre Thränen um ihn, wie die um mich — ſind längſt ſchon getrocknet.

Ich habe vollendet und ſcheide jetzt von Dir. Bald, mir ſagt es ein unbezwingliches Vorgefühl meines nahen Scheidens aus dieſer Welt, bald, recht bald werden dieſe Blätter in Deinen Händen ſeyn. Laß keine bittre Thräne des Schmerzes ſie netzen, halte feſt an der tröſtenden Gewißheit: daß ſobald Dein Auge auf ihnen ruht, Dein armer lange verbannter Albert endlich durch Nacht und Dunkel zu der ewigen lichthellen Heimath den Weg fand, wo er freudig Deiner harret, um Dich nie wieder zu verlieren. Die Liebe aber, die dann gewiß aufs neue in Deiner Bruſt für ihn erwachen wird, beglücke ſeinen Sohn; ſie iſt das herrlichſte Erbtheil, das ſein Vater ihm hinterlaſſen konnte. Feiere zuweilen mit ihm das Andenken Deines Bruders, und freue Dich, daß

dieſer endlich hinüber gelangt iſt, ins Land der ewigen Ruhe.

Albert von Leuen.

Alberts Hoffnung hatte ihn abermals getäuſcht; er mußte noch den großen Schmerz erfahren ſeinen Bruder Bernhard zu überleben, ohne an deſſen Grabe weinen zu können. Alle verjährten Schmerzen ſeines verarmten Lebens erwachten in ihm von neuem, bei dieſer Todesnachricht; jeder ſeiner Tage bildete von nun an ein Glied der langen Kette trüber Erinnerungen, die Muth und Athem raubend, ihn immer feſter umſchlang bis an ſein Grab.

Es iſt ſchwer zu errathen, was er während ſeiner übrigen Lebenszeit bei dieſer traurigen Veränderung der Dinge mit den Papieren beabſichtigte, welche er in dem elfenbeinernen Käſtchen niedergelegt hatte. Sie zu vernichten verhinderte ihn wahrſcheinlich jenes heimliche Grauen, das wohl ein jeder bei ähnlichen, wenn gleich vielleicht minder wichtigen Gelegenheiten ſchon empfand.

Wer sie anfassen, den soll Gott strafen!
Wer sie hört auf meinem Wort,
Dem will ich helfen fort und fort.
Wer sie hält, der hält mich fest,
Wer sie lässt, der lässt mich nicht.
Wer sie trägt, der trägt mich mit,
Wer sie ehrt, der ehrt mich auch,
Wer sie liebt, der liebt mich auch,
Wer sie lobt, der lobt mich auch,
Wer sie hat, der hat mich auch,
Wer sie ist, der ist mich auch,
Wer sie kennt, der kennt mich auch,
Wer sie nennt, der nennt mich auch,
Wer sie preist, der preist mich auch,
Wer sie schreibt, der schreibt mich auch,
Wer sie liest, der liest mich auch,
Wer sie lernt, der lernt mich auch,
Wer sie lehrt, der lehrt mich auch,
Wer sie singt, der singt mich auch,
Wer sie sagt, der sagt mich auch,
Wer sie hört, der hört mich auch,
Wer sie sieht, der sieht mich auch,
Wer sie schaut, der schaut mich auch,
Wer sie ehrt, der ehrt mich auch,
Wer sie liebt, der liebt mich auch,
Wer sie lobt, der lobt mich auch,
Wer sie hat, der hat mich auch,
Wer sie ist, der ist mich auch,
Wer sie kennt, der kennt mich auch,
Wer sie nennt, der nennt mich auch,
Wer sie preist, der preist mich auch,
Wer sie schreibt, der schreibt mich auch,
Wer sie liest, der liest mich auch,
Wer sie lernt, der lernt mich auch,
Wer sie lehrt, der lehrt mich auch,
Wer sie singt, der singt mich auch,
Wer sie sagt, der sagt mich auch,
Wer sie hört, der hört mich auch,
Wer sie sieht, der sieht mich auch,
Wer sie schaut, der schaut mich auch,

an Leuenstein keine Ansprüche mehr hatte, verließ diese Gegend, um in weiter Ferne Vergessenheit eines Glücks zu suchen, dessen er sich nie mit vollem Genusse und ganz reinem Bewußtseyn hatte erfreuen können. Denn Alberts bleiche trübe Gestalt stieg oft vor seinem innern Sinne auf, und der Gedanke, durch das unzeitige Bekenntniß seiner Liebe zu Luisen den frühen Untergang dieser edlen nur zu weichen Natur herbeigeführt zu haben, drang sich ihm bei jedem Anlasse auf und ließ nie ganz von ihm ab.

Leo Bernhard, Alberts ältester Sohn und Meinaus Zögling, blieb also vor der Hand der einzige anerkannte Eigenthümer der weitläuftigen Besitzungen, die unter der Aufsicht seines trefflichen Vormundes und mit Hülfe der beträchtlichen Summen, welche Albert diesem übermacht hatte, wieder in den blühendsten Zustand versetzt worden waren. Meinau hatte während seiner langen Vormundschaft mit mehr als väterlicher Sorgfalt über die Erziehung des ihm anvertrauten Mündels gewacht, doch kein ganz glücklicher wenn gleich auch kein ganz niederschlagender Erfolg lohnte sein edles Bemühen. Leo war im Aeußern wie im Innern

ganz das Ebenbild seiner Mutter, er besaß die ihr eigene Liebenswürdigkeit und Grazie, aber auch die ihr eigene Indolenz, die es ihr von jeher unmöglich gemacht hatte sich ernst und anhaltend zu beschäftigen. Vergebens strebte Meinau diesem Charakterzuge seines Mündels entgegen, Leo blieb wie er war, aber er schenkte seinem edlen Pflegevater das innigste Vertrauen, und hing an ihm mit wahrhaft kindlicher Liebe.

Niemals, selbst nachdem er schon seit mehreren Jahren mündig geworden war, konnte Leo zu dem Entschlusse kommen, sich als vom Baron Meinau unabhängig zu betrachten, und die Verwaltung seines Eigenthums selbst zu übernehmen. So oft dieser nur Miene machte, ihm von der Führung seiner langen Vormundschaft Rechnung ablegen zu wollen, stürmte Leo mit den dringendsten Bitten auf ihn ein mit solch einer Zumuthung ihn zu verschonen; wenigstens bis dahin, wo er von einer großen Reise ins Ausland zurückgekehrt seyn würde, die er nächstens zu unternehmen Willens sey.

Diese Reise aber ward durch die übergroße Zärtlichkeit seiner Mutter von einem Jahre zum andern verschoben, und Meinau fuhr indessen fort,

ſich der Verwaltung der Güter anzunehmen, ob=gleich ſein zunehmendes Alter ihm dieſes Geſchäft ziemlich zu erſchweren begann.

Eigentlich mochte er wohl ſelbſt gewiſſermaßen ſich davor fürchten, das, was er ſo mühſam er=baut und eben dieſer Mühe wegen lieb ge=wonnen hatte, unter der Leitung eines gut=müthigen Schwächlings wieder zu Grunde gehen ſehen zu müſſen.

Indeſſen ſchien ein vernichtender Geiſt über dem Hauſe der von Leuen zu walten und es dem Untergange zuführen zu wollen, denn auch Leo überlebte nicht lange den Tod ſeiner Mutter. Der Tag, an dem er ſeine immer aufgeſchobene Reiſe wirklich antreten wollte, war beſtimmt; eine große Jagd, zu der die ganze Nachbarſchaft ein=geladen wurde, ſollte den Vorabend derſelben feiern. Hörnergetön und Hundegebell tönten luſtig durch den Wald, wie an jenem verhängnißvollen Tage, an welchem Oskar Luiſen von der Wuth des wilden Ebers errettet hatte; doch die allge=mein herrſchende Freude ward auch dieſes Mal, und auf noch ſchrecklichere Weiſe in Trauer und Angſt umgewandelt. Ein unglücklicher Fehlſchuß

von der Hand eines seiner Jugendfreunde gab dem armen Leo augenblicklichen Tod; er fiel lautlos, beinahe auf der nämlichen Stelle wo seine Mutter einst in Todesgefahr geschwebt hatte.

So schien denn nun wirklich der traurige Fall eintreten zu wollen, den Bernhard vorahnend gefürchtet und durch die Vermählung seines Bruders abzuwenden gehofft hatte. Der Stamm der von Leuen war anscheinend ausgestorben, und die jetzt im blühendsten Zustande sich befindenden großen Besitzungen desselben, standen, in Folge uralter Familienverträge, im Begriff, einem weit entfernten Zweige desselben zuzufallen, der einen ganz andern Namen führte, in einem ganz andern Theile von Deutschland wohnte und mit den ehemaligen Eigenthümern des Schlosses Leuenstein nie in persönlicher Verbindung gestanden hatte. Auch würde die Uebergabe der Güter in kurzem erfolgt seyn, wenn nicht Baron Meinau, dieser treuste Freund seiner Freunde, sich dem kräftig entgegengesetzt hätte.

Alberts Andenken war nie in Meinaus Herzen erloschen; eine leise Ahnung hatte stets ihn davon abgehalten, der Nachricht von dessen Unter-

gange auf dem Meere unbedingten Glauben zu ſchenken.

Späterhin erreichten ihn dunkle Gerüchte von Leuten, die den Verlorengeglaubten bald hier bald da in fernen Städten begegnet ſeyn wollten, und beſtärkten ihn in ſeinem Zweifel an Alberts Tode. Als Oskar, der Bruder ſeiner Frau, ihm in einer vertrauten Stunde den Inhalt ſeiner letzten Unterredung mit Albert entdeckte, als endlich Luiſens leidenſchaftliche Neigung für den Retter ihres Lebens ſich immer deutlicher offenbarte, da gerieth Meinau, bei ſeiner genauen Kenntniß von Alberts Charakter, ſogar auf Vermuthungen, die ihn das mehr als heldenmüthige Benehmen deſſelben und deſſen Beweggründe, beinahe ganz der Wahrheit gemäß, errathen ließen. Er verſuchte daher in öffentlichen Blättern, dem einzigen Wege dazu der ihm offen ſtand, den allzu Großmüthigen durch dringendes Bitten zur Heimkehr zu bewegen. Alles blieb indeſſen vergebens, Albert ſchien durchaus bei ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe verharren zu wollen, und Meinau hielt ſich zuletzt in ſeinem Gewiſſen für verpflichtet ihn nicht weiter auf ſeinem Wege zu ſtören. Er ſchwieg alſo eben-

falls, und setzte sich Oskars und Luisens Vermöhlung nicht entgegen, weil er überzeugt war, dadurch am sichersten in dem hohen Sinn seines edlen Freundes einzugehen, den er bewundernd verehren mußte.

Jetzt aber waren jene nun alle dahin, welche Albert durch sein Verschwinden zu beglücken gedacht hatte. Außer dem weit entfernten Oskar lebte niemand mehr, dessen Ruhe durch das Wiedererscheinen des Verschwundenen hätte gestört werden können, und keine Rücksichten waren noch vorhanden, die den Baron Meinau abhalten konnten alles anzuwenden, um das von ihm redlich verwaltete Eigenthum seines Freundes so lange, als er selbst nicht von dem Tode des rechtmäßigen Eigners überzeugt wäre, vor fremden Händen zu bewahren. Die Zeitung, welche den Schiffbruch gemeldet, hatte nur höchst unbestimmte Nachricht von diesem gegeben, nicht einmal den Namen des Schiffes genannt; und obgleich Albert seit langen Jahren für todt geachtet wurde, so ließ sich dennoch wenigstens die Möglichkeit nicht abstreiten, daß sein damals unmündiger Sohn beim Schiffbruch gerettet und noch am Leben sey. Meinau

entschloß sich daher, gleich nach dem Tode seines unglücklichen Mündels, zu einer Reise in die Residenz, um dort der höchsten Behörde seine Zweifel an dem völligen Erlöschen dieses Hauses vorzulegen.

Meinau war persönlich in jener Stadt sehr geachtet, es fehlte ihm nicht an bedeutenden Verbindungen, und auch das Haus der von Leuen stand dort von jeher in hohem Ansehen. Selbst der Fürst hatte nicht ohne Schmerz von dessen Erlöschen gehört. Meinau erhielt also ohne große Schwierigkeiten den Aufschub der Uebergabe der Güter, den er verlangte, bis er von dem Leben oder Sterben Alberts und seines Sohnes genügendere Beweise einziehen könne. Zugleich wurde ihm von hoher Hand die einstweilige Verwaltung der von Leuenschen Besitzungen abermals übertragen, weil man bei seiner allgemein anerkannten Redlichkeit und Einsicht überzeugt war, daß sich niemand besser dazu eigne.

Alberts Name erschien jetzt abermals, vereint mit dem seines Sohnes, in allen öffentlichen Blättern, selbst in denen des Auslandes. Raimund las unzählige Mal die Nachricht von denen im Schlosse Leuenstein so schnell auf einander ge-

folgten Todesfällen, ohne zu ahnen, daß hier von seiner Mutter und seinem Bruder die Rede sey. Noch weniger kam ein Gedanke daran in seine Seele, daß er selbst der Bernhard Raimund von Leuen seyn könne, der so dringend aufgefordert wurde, von seinem Leben und Aufenthalte Nachricht zu ertheilen.

Auf Meinaus Veranlassung wurden indessen auch in Triest, wo Alberts Schiff ausgelaufen, und an der Küste, wo es gescheitert seyn sollte, die genaueste Nachfrage angestellt. Die weite Entfernung der Oertlichkeiten, die vielen Jahre, die verstrichen waren, seit jenes Unglück sich ereignet haben sollte, erschwerten jeden Schritt, und es verging eine lange Zeit, ohne daß man nur irgend eine Auskunft erhalten konnte. Eben so wurde auch den Personen vergeblich nachgeforscht, die bald nach Alberts Verschwinden ihm im Auslande begegnet seyn wollten. Nirgends war eine Spur von dem zu finden was man suchte, aber man stieß auch auf keinen neuen Beweis für Alberts und Raimunds Untergang. Undurchdringliches Dunkel ruhte über Beider Geschick.

Durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände war aber auch der nächste Agnat der von Leuen verschollen, und wurde ebenfalls allgemein für verstorben gehalten, ohne daß seine Erben gültige Beweise seines Ablebens beibringen konnten. Er war während des Befreiungskrieges nach einem Gefechte vermißt worden, aber Niemand hatte ihn fallen sehen, Niemand ihn auf der Wahlstatt unter den Todten gefunden. Auch nach diesem wurde daher in allen Zeitungen Nachfrage gehalten, und auf das dringendste um Nachricht von seinem Tode oder Leben gebeten; doch seine Erben waren in ihren Nachforschungen um nichts glücklicher, als Baron Meinau in den seinigen. So gingen ein paar Jahre hin, während denen in dieser wichtigen und verwickelten Sache nichts entschieden wurde. Baron Meinau freute sich dieses Aufschubs und benutzte ihn nach besten Kräften; doch als fortwährend keine Aussicht für die Erfüllung seiner Wünsche sich zeigen wollte, so begann freilich seine Hoffnung allgemach sehr zu sinken, und Ahnungen stiegen in seinem Gemüthe auf, die ihn muthlos zu machen drohten.

Wie freudig mußte ihn daher ein Kourier über-

raschen, der aus dem Stifte von Anna von Falkenhayn an ihn abgesandt, ihm von ihr die Nachricht überbrachte, daß Bernhard Raimund von Leuen aufgefunden und noch am Leben sey; daß er zwar für den Augenblick sich in einem fremden Welttheile befinde, jedoch hoffentlich bald wieder nach Europa zurückkehren werde. Rasch wie ein Jüngling, trotz seiner siebenzig Jahre und seiner Silberlocken, warf sich Baron Meinau augenblicklich in den Reisewagen, um zu ihr, die ihm eine so frohe Botschaft sandte, hinzueilen, und sich von den nähern Umständen ihrer Entdeckung unterrichten zu lassen. Zwar hatte er Anna noch nie gesehen, aber aus seines entschlafenen Freundes Bernhard's Briefen kannte er sie genugsam, um sie innig zu verehren, und von ihrer Theilnahme an dem Hause von Leuen fest überzeugt zu seyn. Auch Anna ehrte und liebte in ihm den treuen Freund ihres Verklärten, sie wußte, daß dieser ihm bis an seinen Tod stets das unbedingteste Vertrauen geschenkt hatte, und sah ihm und seiner näheren Bekanntschaft deshalb mit verdoppelter Freude entgegen.

So wie Meinau in Anna's Wohnung ange-

langt war, eilte diese, ihm den Inhalt des elfenbeinernen Kästchens vorzulegen, und zu seiner größten Freude fand er darin Beweise für Raimund's Ansprüche, welche ihm unwiderleglich scheinen mußten. Sogar das Taufzeugniß desselben fehlte nicht, denn Albert hatte in der Nacht, da er von Leuenstein sich auf immer entfernte, dieses zufälliger Weise unter den Documenten mitgenommen, die er damals zu seiner Legitimation als Erbe des Kardinals brauchte. Der Baron und Anna brachten mit einander einige Tage in Berathschlagungen über die Schritte zu, welche sie während Raimund's Abwesenheit zur Vertheidigung seiner Rechte gemeinschaftlich thun wollten. Auch die Beweise für seine Geburt wurden dabei nochmals ernstlich erwogen und genau untersucht. Meinau konnte nicht umhin, den seltnen Geist, den geübten Scharfblick zu bewundern, welchen Anna bei dieser Gelegenheit an den Tag legte. Die Leichtigkeit, mit der sie bei einem Geschäfte, das so weit außer dem gewohnten Bereich der Frauen lag, das Verworrenste zu durchschauen vermochte, setzte ihn oft in Erstaunen; doch noch weit inniger fühlte er sich bewegt, wenn der Gedanke an Bern-

hard sie lebhafter ergriff, und sie für den Augenblick weit weg von dem Gegenstande, der Beide beschäftigte, in das dämmernde Reich der Erinnerung zurückführte. Dann feierte er mit ihr in mancher schönen ernsten Stunde das Andenken des hochgeliebten Freundes, dessen Bild auch er noch immer im treuen Herzen bewahrte. Beide tauschten gegen einander manchen schönen Zug aus seinem Leben aus, und das Gespräch schien nimmer enden zu wollen, bis sie verstummend, vom Gefühle inniger Wehmuth überwältigt, von einander scheiden mußten, und Anna sich in ihr einsames Kabinet zurückzog, um ungesehen zu weinen.

Meinau rüstete sich endlich zur Abreise in die Residenz, wohin Anna ihm auf einige Tage zu folgen versprach; den für den Augenblick hielten ihre eigenen Verpflichtungen sie ab, sich wieder auf lange Zeit von ihrem Stifte zu entfernen. Sie war bereit, sobald dieses nöthig würde, als Zeuge für Raimund aufzutreten und die wichtigen Verbindungen, in denen sie selbst mit dem regierenden Fürstenhause stand, konnten allerdings wenigstens zur Beschleunigung der Entscheidung beitragen.

Uebrigens war sie um ihre Lieben im Kleeborn'schen Hause unbesorgt. Angelika's Briefe zeugten von ungewohnter Heiterkeit, und Viktorine, das wußte sie, bedurfte seit der Entfernung des Sir Charles ihrer Gegenwart für den Augenblick nicht, obgleich diese über der Tante lange Abwesenheit die bittersten Klagen führte, und sie auf das dringendste beschwor, bald wieder zurückzukehren. Die Tante kannte die heftige Natur dieses ihres Lieblings zu gut, um nicht den Entschluß zu fassen, die Entdeckung von Raimund's wahrem Stande und Namen Viktorinen bis zur völligen Entscheidung seiner Angelegenheiten zu verschweigen. Und dieses war ein Grund mehr, um für's Erste deren Nähe zu meiden; denn sie fühlte wohl, daß es ihr sehr schwer fallen würde, den unablässigen Fragen und Bitten des geliebten Kindes zu widerstehen.

„Fast möchte ich auf meine alte Tage anfangen, recht modern abergläubig zu werden," rief Meinau der Tante entgegen, als er in ihr Zimmer trat, um sich vor seiner Abreise in die Re-

ſidenz bei ihr zu beurlauben. „Ich kann es mir beinahe nicht aus dem Sinne bringen, daß es der Schutzgeiſt des von Leuen'ſchen Hauſes geweſen ſey, der mich inſpirirte, die Rechte eines Unſichtbargewordenen zu verfechten, welcher, nach dem Urtheil faſt aller vernünftigen Leute, nur in meiner Einbildung noch exiſtiren konnte. Auch war es gewiß nur dieſer ſchützende Genius, der Ihnen zugleich ſo ganz zur rechten Zeit das elfenbeinerne Käſtchen in die Hände ſpielte. Ihre wichtige Entdeckung hätte nur um einige Wochen ſich verſpäten dürfen, und ich befände mich jetzt in nicht geringer Verlegenheit. Denn wunderbarer Weiſe iſt auch Raimund's nächſter, lange vermißter Agnat in dieſen Tagen wieder von den Todten erſtanden. So eben erhielt ich die Nachricht davon, die zum Glück uns jetzt ziemlich gleichgültig ſeyn kann. Ich hoffe, er ſoll keinen Prozeß gegen uns anſtellen, und thut er es ja — nun ſo iſt das jetzt deſto ſchlimmer für ihn."

„Wir leben doch in einer wunderlichen Zeit," erwiederte Anna. „Ich habe ſchon oft daran gedacht, daß es den Romanſchreibern in unſern Tagen gar nicht ſchwer fallen kann, die ſeltſamſten

Verwickelungen zu ersinnen, ohne Furcht der Wahrscheinlichkeit damit zu nahe zu treten. Denn Verlorengehen und Wiederkommen, für Tod gehalten werden und Wiederauferstehen sind vollkommen an der Tagesordnung in der jetzigen Welt."

„Freilich," antwortete Meinau, „freilich ist die Zeit vorbei, in der man von Tausenden nur mit Gellert sagen durfte: er lebte, nahm ein Weib und starb, um ihren ganzen Lebenslauf beschrieben zu haben. Auch der Unbedeutendste hat in den letzten Jahren etwas erlebt, das des Erzählens werth ist. Man muß leider nur zu viel davon hören und lesen."

„Setzen Sie hinzu," sprach Anna, „daß auch die Meisten mehr Städte und Länder gesehen haben, als ihre Großeltern nur recht zu benennen wußten. Wer selbst nie auf Reisen ging, hatte wenigstens zwischen seinen vier Pfählen überflüssige Gelegenheit, die Bewohner der entferntesten Länder kennen zu lernen. Die Welt kommt mir darüber als recht enge geworden vor, denn Rom, Moskau, London, Paris, Petersburg scheinen uns beinahe dicht vor der Thüre zu liegen, und wir haben uns gewöhnt, die Bewohner dieser Städte

faſt wie Gevattersleute und Nachbarskinder anzuſehen.“

„Jetzt wäre es die rechte Zeit für den Kosmopolitismus, der in unſrer Jugend ſo Mode war, wie vor Kurzem die deutſchen Röcke,“ erwiederte Meinau, „aber von der großen Weltanſicht mag Niemand mehr etwas wiſſen, auch ſie iſt aus der Mode gekommen. Jeder will ſich nur auf das Nächſte, nur auf ſeine Landsmannſchaft beſchränken! Doch laſſen wir die Welt zuſehen, wie ſie mit ſich ſelbſt fertig wird, und erlauben Sie mir für jetzt, Ihnen ganz in der Kürze die Abentheuer des zuletzt Wiedererſtandenen mitzutheilen, von denen deſſen Oheim mir Nachricht gibt. Sie ſind an ſich ſeltſam genug, und können wohl einiges Intereſſe für den armen Klarenau erwecken, gegen den wir alle Beide doch einen kleinen Widerwillen fühlen, welchen er wahrſcheinlich nicht verdient.“

Die Tante willigte freundlich ein, indem ſie bemerkte, daß ſie ſich allerdings ein wenig geneigt fühle, es dem jungen Manne übel zu nehmen, daß er ſich beikommen laſſe, noch am Leben zu ſeyn, und Meinau fing ſeine Erzählung an:

„Daß Klarenau," sprach er, sich dem Lützow'schen Jägern zugesellte, um gegen den allgemeinen Feind zu Felde zu ziehen, ist Ihnen vielleicht bekannt. Gewiß aber haben Sie es eben so wenig wie ich selbst vergessen, auf welche unwürdige und empörende Weise diese tapfern Verfechter des Vaterlandes von dessen Feinden für Räuberbanden erklärt, und mitten im Waffenstillstande überfallen, ja sogar größtentheils vernichtet wurden. Klarenau wollte gleich bei'm ersten Allarm des Ueberfalls sich auf sein Pferd schwingen, der Sattel war in der Eile nicht recht befestigt worden, das sehr muthige Thür bäumte sich, er fiel, brach ein Bein, blieb in dem allgemeinen Tumult unbemerkt liegen, und gerieth völlig wehrlos in die Gefangenschaft der Feinde, ohne an der Seite seiner tapfern Kampfgenossen sich einen ehrenvollen Tod oder Befreiung erfechten zu können.

„Mehrere Monate hindurch wurde er als Kriegsgefangener von einem Lazarethe in's andere geschleppt, ohne daß sein Leben dem unbeschreiblichen Elende erlegen wäre, das er dulden mußte. Er war noch zu größerem aufgespart. Sein Fuß heilte bei der schlechtesten Behandlung halb durch

ein Wunder, und er, nebſt mehreren ſeiner Unglücksgefährten, wurden zuletzt nach Frankreich in die Gefangenſchaft abgeführt. Von den Mißhandlungen, der Noth, dem gräßlichen Hohn, kurz von allem, was dieſe Beklagenswerthen auf dem langen Wege durch ein feindliches Land ertragen mußten, ſchweige ich, um Sie nicht zu wehmüthig zu ſtimmen, meine Geſchichte wird ohnedem noch traurig genug. Die mehrſten Gefangenen ſtarben unterwegs, wo ſie in Gefängniſſe, in Zuchthäuſer eingeſchloſſen wurden, ſo lange ſie nicht wandern mußten; nur einige wenige, und Klarenau unter dieſen, langten an ihrem fürchterlichen Beſtimmungsort, dem Arſenal von Toulon, an, in welchem viele Tauſende von Galeerenſclaven jeden Tag die Sonne anklagen, daß ſie über ſolche Gräuel aufgehen mag.

„In dieſen Aufenthaltsort für ſchwere Verbrecher wurden damals mehrere deutſche Gefangene geſendet, denn man nannte ſie Räuber, Brigands, eben weil ſie ihr Vaterland von Räubern zu befreien aufgeſtanden waren.

„Solch unermeßlich hartes Loos traf auch Klarenau. Gehüllt in elende Lumpen, den kahlge-

schorenen Kopf mit der rothen platten Mütze bedeckt, die den Galeerensclaven bezeichnet, wurde hier der unglückliche Jüngling von seinen Landsleuten sogleich getrennt.

„Alle Galeerensclaven werden gewöhnlich zu zweien und zweien vermittelst einer langen Kette an einander geschmiedet, und auch er erhielt einen abscheuerregenden Missethäter auf diese Weise zum Gefährten, von dem er jetzt Tag und Nacht unzertrennlich blieb. Trocknes, hartes Brod, Wasser, höchstens eine elende Wassersuppe, ist die einzige Nahrung jener Unglücklichen, sie war auch die seine, und bei diesen mußte er Arbeiten verrichten, wie man sie kaum einem Lastthiere aufbürden sollte. Jedem seiner schrecklichen Tage folgte eine noch weit furchtbarere Nacht in dem untern Raume einer der Galeeren, denen alle diese Gefangene jeden Abend zugetrieben werden. In diesem düstern Aufenthalt, den die Hölle kaum an Gräßlichkeit übertreffen kann, mußte Klarenau, um nächtlich zu ruhen, mit seinem entsetzlichen Gefährden eine hölzerne enge Bank theilen, zusammengeschichtet mit mehreren Hunderten von Elenden, die hinabgesunken zu dumpfer Thierheit

oder schamloser Frechheit — — — hochwürdige Frau, es sind beinahe vierzig Jahre, daß ich in meiner Jugend, als neugieriger Reisender, auch in diesen Abgrund aller Gräuel einen Blick geworfen habe, und noch steht das Bild davon unauslöschlich in meiner Seele. Ihre Phantasie mag ich nicht damit beflecken, genug ich bin überzeugt, daß die wegen der Behandlung ihrer Christensclaven so übel berüchtigten Raubnester an der afrikanischen Küste, nichts Entsetzlicheres aufzuweisen haben können.

„Klarenau sank eines Tages unter einer schweren Last, die ihm aufgebürdet worden war, ohnmächtig zusammen, denn seine Kräfte waren völlig erschöpft. Er wurde für krank erklärt, und in eines der für die Galeerensclaven bestimmten Lazarethe abgeführt, einen dumpfen, düstern, grabähnlichen Kerker. Monate lang schmachtete er hier zwischen Leben und Sterben. Paris wurde indessen erobert, Deutschlands Befreiung war erfochten, die Kriegsgefangenen wurden losgegeben, er erfuhr nichts von alle dem und war vergessen. Die wenigen seiner Leidensgefährten, die in ihrem tiefen Elende diesen großen Tag erlebten, gedach-

ten bei ihrer Befreiung seiner nicht mehr, oder zählten auch ihn zu den Todten, den sie seit ihrem ersten Eintritt in diesen Schreckensort nicht wieder sahen.

„Abermals genaß Klarenau, unerachtet alles Mangels und Elends, in seinem traurigen Verpflegungsorte. Er wurde wieder an das Tageslicht gelassen, und mußte jetzt denen im Arsenal arbeitenden Handwerkern zur Hand gehen, da man ihn für schwere Arbeiten untauglich fand. Doch blieb er immer noch in Ketten und allnächtlich erwartete ihn noch immer die schreckliche Ruhestätte in der Galeere. Wer er sey, warum er hierher geführt worden, hatten seine durch den täglichen Anblick des höchsten menschlichen Jammers bis zur vollkommensten Gleichgültigkeit verhärteten Aufseher längst vergessen oder es nie erfahren. Keine Seele wandte theilnehmend sich ihm zu, und so blieb alles Große und Herrliche ihm verborgen, was während seines Aufenthalts im Lazareth die halbe Welt in einen Taumel von freudigem Entzücken versetzt hatte. Hoffnungslos schleppte er noch lange Zeit sein trauriges Daseyn und seine Ketten von einem Tage

zum andern, ehe auch ihm die Stunde der Befreiung schlug.

„Doch endlich kam sie heran. Einer der angesehensten Beamten, der über die großen hydraulischen Arbeiten im Arsenal die Aufsicht führte, begegnete ihm eines Tages zufälliger Weise. Die Gestalt des Unglücklichen fiel ihm auf, er redete ihn an, und erfuhr mit wahrem Entsetzen, wer er sey und wie schuldlos er leide. Der menschenfreundliche Mann eilte sogleich in die Stadt, um die Entdeckung anzuzeigen, daß noch ein Kriegsgefangener vergessen auf der Galeere schmachte, und er brachte es wirklich dahin, daß Klarenau schon am folgenden Tage die Jahrelang entbehrte Freiheit wieder erhielt. Sein gütiger Befreier versah ihn nicht nur mit der nöthigen Kleidung, sondern auch mit einer kleinen Summe Geldes, die Klarenau zu ersetzen versprach, sobald er die Heimath wieder erreicht habe. Schnell, als glühe der Weg ihm unter den Sohlen, floh er nun durch Toulon durch, hinaus in's Freie, um nur die Thürme dieser ihm entsetzlichen Stadt nicht länger sehen zu müssen, zu denen er aus seinem tiefen Elende so oft hoffnungslos hinaufgeblickt hatte.

Denn ehe er sie aus dem Gesichte verlor, konnte er nicht mit voller Seele an seine wiedererlangte Freiheit glauben.

„Seine Kräfte, die dem fürchterlichsten Unglücke widerstanden hatten, erlagen dem freudigen Gefühle, mit dem er sich endlich am Ufer des Meeres, frei wie ein Vogel in der Luft, wiederfand. Mitleidige Fischer nahmen den bis zum Umsinken Ermatteten in ihre kleine, von Olivenbäumen umschattete Hütte auf, die unerachtet des darin vorherrschenden südlichen Schmutzes ihm ein Paradies zu seyn dünkte. Er sah sich genöthigt, mehrere Monate bei diesen guten Leuten zu verweilen, ehe er sich genugsam erholt hatte, um die weite Reise in das Vaterland antreten zu können. In dieser Zeit schrieb er mehrere Briefe an seine Verwandte in Deutschland. Die Fischer nahmen sie mit, wenn sie ihre Fische nach Toulon zum Markte trugen, und versprachen sie dort auf die Post zu geben; denn ihn selbst hielt ein unüberwindlicher Abscheu davon zurück, sich dem Schauplatze seines unvergeßlichen Elends wieder zu nähern, das sich noch immer, so wie er die Augen schloß, in den allergräßlichsten Traumbil-

dern ihm erneuerte. Wahrscheinlich aber müssen seine Hausleute mit dem Bestellen der Briefe nicht recht umzugehen gewußt haben, den kein einziger hat je den Ort seiner Bestimmung erreicht.

„Klarenau's abgeschorne Locken waren indessen wieder gewachsen, seine Gesundheit erstarkte bei der gesünderen Kost, und in der alles belebenden Seeluft, die mit erquickenden Düften beladen ihn umwehte. Müde des Wartens, da noch immer keine Antwort auf seine Briefe kam, ergriff er endlich den Wanderstab und machte sich zu Fuß auf den Weg, ohne zu wissen wie er, selbst bei dieser wohlfeilen Art zu reisen, mit den wenigen Franken auskommen werde, die er von dem durch seinen großmüthigen Befreier ihm vorgestreckten Gelde noch übrig behalten hatte. Er verließ sich dabei auf das Glück, das seit Kurzem sich ihm wieder zuwenden zu wollen schien. Es war ihm auch günstig, wenn gleich es ihm zuerst diese Gunst ein wenig unsanft bewies.

„Der Wanderer war noch nicht weit von Toulon auf dem Wege nach Marseille fortgeschritten, als er sich plötzlich in einer als unsicher berüchtigten Gegend von Räubern umringt sah; ein Schlag

auf den Kopf streckte ihn bewußtlos hin, rein ausgeplündert blieb er regungslos liegen, während die Räuber, die ihn für getödtet halten mußten, mit seiner wenigen Habe entflohen. Wahrscheinlich wäre er nie wieder zum Leben erwacht, wenn nicht ein junger deutscher Kaufmann, der zufällig des Weges reisete — — —“

„Ihn mitleidig aufgenommen hätte,“ fiel hier Anna ein, die so lange mit immer steigender Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Dieser Samariter,“ fuhr sie fort, ohne durch Meinau's Erstaunen sich stören zu lassen, „dieser mitleidige Samariter ließ den Verwundeten für's Erste nach dem nahen Dörfchen Oliulles und dann nach Toulon in's Maltheserkreuz tragen, wo er selbst abgestiegen war. Dort pflegte er seiner mit großer Sorgfalt, bis er selbst nach einigen Tagen wieder abreisen mußte; bei seiner Abreise übergab er ihn einem sehr angesehenen, wackern, in Toulon etablirten deutschen Kaufmann, Namens Weiler, in dessen Familie der Arme ebenfalls mit Herzlichkeit aufgenommen und mit der größten Aufmerksamkeit verpflegt wurde, bis er völlig genesen, ausgerüstet mit Geld und Empfehlungen — — —“

„Hochwürdige Frau!“ unterbrach Meinau sie jetzt, der sich in seiner Verwunderung nicht länger mäßigen konnte.

„Raimund war es!“ rief Anna, helle Freudenthränen im Auge und ohne ihn weiter zum Worte kommen zu lassen. „Raimund Holm, Raimund Bernhard von Leuen!“ Sie eilte jetzt, dessen Brief herbeizuholen, und dem Baron die auf dieses Ereigniß Bezug habende Stelle daraus mitzutheilen.

„Nun wahrhaftig, das kommt immer besser!“ rief Meinau jetzt fröhlich aus, als Anna zu lesen aufgehört hatte. „So wäre denn der Roman völlig fertig, nur etwas Liebe muß noch hinein, die findet sich. Der gehörige Edelmuth wird auch am Ende nicht ausbleiben, denn hoffentlich wird doch Klarenau nicht mit dem Erretter seines Lebens einen Proceß anfangen wollen, um diesen um sein rechtmäßig ererbtes Eigenthum zu bringen; und so wären wir ja mit einem Male aller Furcht vor Streit und Aerger entledigt.“

Der Aufenthalt in Kleeborn's sehr schönem Landhause, das er während der Sommerzeit mit den Seinen gewöhnlich zu bewohnen pflegte, gewährte den beiden Freundinnen Angelika und Viktorine wenigstens ein ruhigeres Daseyn, als das Leben in der Stadt ihn bieten konnte. An jedem schönen Abend wandelten sie Arm in Arm auf der hohen Terrasse vor dem Hause auf und nieder, bis die sinkende Nacht die weite Aussicht über Strom und Land und Meer mit ihrem dunkeln Schleier verhüllte.

Sehnsuchtsvoll blickte Viktorine dem majestätischen Laufe der mächtigen Schiffe nach, wenn sie auf dem prächtigen breiten Strome, der dicht am Garten vorüberfloß, mit geschwellten, vom Abendschein gerötheten Segeln dem lange ersehnten Hafen zueilten. Dann wandte sie seufzend das umdüsterte Auge der dämmernden Ferne zu, wo der Strom dem Meere sich vereint, bis es in Thränen überfloß und Himmel und Erde und Meer in eins ihr verschwammen.

Angelika betrachtete vor allem gerne den tiefblauen Himmel, wenn an ihm ein Stern nach dem andern auftauchte. Auch ihrer müden Brust

entrang sich dann manch leiser Seufzer, und ein trübes Lächeln schwebte um die bleiche Wange und den lieblichen, festgeschlossenen Mund, der keiner Klage sich mehr öffnete. Beide Freundinnen suchten die Heimath ihrer Liebe auf, die eine dort oben, im glänzenden, geheimnißvollen Reiche, von Tausenden im ewigen Sphärentanz einander umkreisenden fernen Sonnen; die andere zwar noch auf der grünenden, blühenden Erde, aber weit, weit weg, jenseits der immer bewegten Wogen, die, wie der nächtliche Himmel, dem Sterblichen ein Bild der Unendlichkeit sind.

Agathe umflatterte zuweilen die Beiden, so wie ein leichter, luftiger Schmetterling die rothe und die weiße Rose fröhlich umtanzt, welche die Kunst des Gärtners einem einzigen Stocke entblühen ließ. Aber sie wußte doch dabei die zu schonen, welche nicht so glücklich waren als sie selbst, und hütete sich sorgsam davor, sie durch unzeitig angebrachten Scherz zu verletzen. Ihr Lieblingsplätzchen im Garten war eine kleine Anhöhe, von der sie den Weg übersehen konnte, welchen Horst gewöhnlich kam, wenn er sie besuchen wollte. Mehr als zehnmal des Tages erstieg sie diese,

sogar wenn sie wußte, daß er heute unmöglich kommen könne, und war er nun da, so schalt sie ihn tapfer aus; denn er fing gewöhnlich an, die Tage und Wochen zu berechnen, die bis zu dem im Herbst angesetzten Hochzeitstage noch vergehen mußten. Die Kleine pflegte bei solchen Gelegenheiten sich gewaltig zu ereifern, was ihr indessen nach ihres Bräutigams Urtheil recht allerliebst stand, der daher auch nie unterließ, sie zum Zorne zu reizen.

„Ich habe es Dir schon tausend Mal gesagt," sprach sie einst, „daß das eine ganz alberne und unnütze Rechnung ist. Wie kann ich denn heirathen ohne die Tante, und wer kann vorher wissen, wenn die kommen wird. Daß sie mir den Kranz aufsetzt und keine Andere, das steht nun einmal fest; doch wo sie jetzt stecken mag, wissen die Götter. Sie schreibt ja nur alle Jubeljahre einmal. Kommen aber wird sie und zur rechten Zeit auch, darauf verlasse Dich, denn sie hat es mir versprochen. Wir können schon warten bis sie Zeit hat, denke ich; ein paar Wochen oder Monate sind ja keine Ewigkeit."

Während dieses Streites hatte Viktorine ein

Zeitungsblatt ergriffen, das zufällig dalag, und studirte es sehr emsig und zwar nach ächter Mädchenart nur die letzte Seite desselben, denn um politische Angelegenheiten bekümmerte sie sich nach geschlossenem Frieden nur wenig. Doch seit Raimund's Entfernung interessirten sie die Schiffsnachrichten ungemein, die gewöhnlich am Ende der Zeitungen neben den übrigen Bekanntmachungen ihren Platz finden.

„Meine gute, liebe Agathe," sprach Viktorine jetzt, indem sie das Blatt niederlegte und die kleine Braut recht herzlich umarmte, „liebes, liebes Kind, glaube mir, wir sind Beide vergessen. Ich weiß jetzt, daß wichtigere Dinge, Ereignisse, die ihr weit näher am Herzen liegen, die Tante so beschäftigen, daß wir die Hoffnung aufgeben müssen, sie sobald wiederzusehen. Flechte Dir selbst Deinen Kranz, und drücke ihn Dir schnell in die Locken, ehe der Sturm ihn Dir entführt. Baue in Zukunft auf Niemand als auf Gott und auf Dich selbst."

„Und das alles steht da in der Zeitung!" rief Agathe voller Erstaunen.

„Und obendrein in einer uralten, sieh' nur

selbst, vom siebenzehnten April," setzte Horst lächelnd hinzu, der indessen das Blatt aufgenommen hatte. Er fing nun an, es leise zu durchlaufen. „Schiffe angekommen — ausgelaufen — wir bitten um stille Theilnahme —" murmelte er lesend. „Unsre gestern gefeierte Verbindung — ja wer erst so weit wäre! — einem gesunden Mädchen beschenkt — Hm! da finde ich doch auf Ehre nichts. Doch halt, da ganz unten steht noch etwas mit lateinischen Lettern, das wird es seyn." Mit lauter Stimme las er nun eine jener an Albert und Raimund von Leuen gerichteten Aufforderungen, Nachricht von ihrem Leben und Aufenthalt zu geben, welche Baron Meinau in allen Zeitungen hatte einrücken lassen. Der Inhalt derselben schien ihm aufzufallen, denn er las sie noch ein paarmal vor sich mit großer Aufmerksamkeit durch, ehe er das Blatt wieder hinlegte.

„Ich verstehe Sie noch immer nicht, liebe Viktorine," sprach er endlich. „Daß es mehr Leute in der Welt giebt, die Raimund getauft sind, ist längst bekannt, das einzige Auffallende dabei ist nur, daß auch der Vorname des Vaters zutrifft. Vor ein paar Tagen habe ich diesen auf dem

Denkmal gelesen, das sein Sohn ihm auf seinem Grabe hat errichten lassen, und dessen schöne einfache Form mir im Vorübergehen auffiel. Die Leute sagen: der alte Holm sey ein sonderbarer, sehr ernsthafter Mann gewesen, der etwas eignes, geheimnißvolles in seinem Wesen gehabt habe. Aber mein Gott, Cousinchen, wie bleich Sie werden! habe ich Ihre eignen Gedanken nicht getroffen, so ist ja alles was ich sagte nur ein wunderlicher Einfall, auf den Sie gewissermaßen mich selbst gebracht haben."

Viktorine antwortete wenig, das Gespräch nahm eine andere Wendung, Horst entfernte sich bald darauf, um nach Hause zu reiten, und Agathe begleitete ihn, um ihn zu Pferde steigen zu sehen.

„Angelika," rief Viktorine, sobald sie mit dieser allein war, „liebe Angelika, welchen Sturm hat dieser Scherz in mir aufgeregt. Mehr als Scherz konnte Horst mit dem, was er sagte, nicht meinen; da er die Geschichte der Tante nicht kennt, so fielen ihm nur die Vornamen derer, welche gesucht werden, und nicht der Name von Leuen auf. Und doch hat er, ohne es zu beab-

sichtigen, mich in ein Meer von Zweifeln gestürzt. Ahnungen erstehen in mir, denen meine Vernunft sich vergebens widersetzt. Dieses Blatt ist vom siebenzehnten April. Am nämlichen Tage erhielt die Tante Raimunds Brief, am nämlichen Tage kündigte sie uns ihre schon auf den nächsten Morgen bestimmte Abreise an. War es dieses Blatt, in welchem die Verwandte Ihres Bernhard gesucht werden, oder war es der Brief, was sie zu jenem schnellen Entschlusse bewog? oder errieth Horst, ohne es zu ahnen, die Wahrheit, und Brief und Blatt wirkten vereint zum nämlichen Zwecke? Ist Raimund der, den man sucht, — und tausend früher nicht beachtete Umstände drängen sich mir jetzt entgegen, um mich in dieser Ahnung zu bestärken, — ist er ein Edelmann, so wird mein Vater bei seinen uns bekannten Grundsätzen um so weniger in unsre Verbindung einwilligen wollen, und ist er es nicht, und kehrt er glücklich zu mir zurück, wer wird uns dann in Schutz nehmen, wenn Anna es nicht thut? wer bei meinem Vater uns so vertreten, wie sie allein es kann? Sie bleibt uns fern, Anna wird den Bruder, den Neffen ihres Bernhards wiederfinden, die

ihrem Herzen weit näher stehen als wir. Wir sind vergessen!“

„Armes, liebes, unruhiges Herz, wie sinnreich bist Du, zu Deiner eigenen Qual!“ unterbrach sie Angelika. „Anna vergißt Dich nicht, das glaube fest. Wie konnte nur je ein so frevelhafter Gedanke in Deinem eignen treuen Gemüthe aufkommen?“

Jeder Trost, den Angelika aufbringen konnte, ging indessen an Viktorinen verloren, denn zufolge ihrer ungeduldigen Natur konnte diese eher alles andere ertragen als Ungewißheit. Die Tante war ihr von jeher der sichtbare Schutzgeist ihrer Liebe gewesen, nur von ihrer Gegenwart unterstützt, war Viktorine fähig zu hoffen; doch nun war nicht nur sie, sondern zugleich mit ihr jede Spur von Raimunds jetzigem Leben ihr verschwunden, und sie fand eine Art grausamer Freude darin, sich ihrem Kummer, und jeder Besorglichkeit ohne Schonung gegen sich selbst hinzugeben. Auch die gegenwärtige Stimmung ihres Vaters trug in dieser Zeit nicht wenig dazu bei, sie in Angst und Unruhe zu versetzen. Dieser war freilich weit milder und freundlicher gegen sie gewor-

den, als er es bald nach der Auflösung ihres Verhältnisses zu Sir Charles gewesen war; die Liebe zu seinem einzigen Kinde schien nicht nur in dem Gemüthe des Alten wieder erwacht, sondern sie äußerte sich zuweilen ganz eigen, auf eine Weise, die bei seiner gewohnten Heftigkeit um so rührender erschien, je mehr sie gegen die rauhe Behandlung abstach, die Viktorine früher von ihm zu erdulden gehabt hatte. Eben diese Veränderung in seinem Wesen, deren Grund sie vergebens zu errathen suchte, erweckte aber in Viktorinens, dem Vater kindlich ergebenem Gemüthe Besorgnisse, die nicht ganz ungegründet zu seyn schienen.

Kleeborn war viel bleicher und dabei viel stiller als sonst, auch oft in Gedanken versunken und dabei recht von Herzen betrübt. Der alte Müller kehrte noch immer nicht von Amsterdam zurück und Viktorine glaubte zu bemerken, daß ihres Vaters trübe Stimmung mit der verlängerten Abwesenheit desselben in Zusammenhang stünde; doch aus leicht zu errathenden Gründen vermied sie es, hierüber eine Frage zu wagen.

Die drückendste Schwüle hatte einen ganzen langen Sommertag hindurch auf der Natur gelastet, schwere Ungewitter stiegen im Laufe desselben aus allen Himmelsgegenden auf, und standen oft kämpfend einander gegenüber. Die hohen Linden vor dem Hause beugten sich krachend vor des Sturmes Gewalt, vom schwarzumzogenen Himmel stürzten Wolkenbrüchen ähnliche Regenströme herab, gelbe Blitze umspielten die hohen Wipfel der uralten Bäume, und die Erde schien in ihren Vesten vor der lauten Stimme des Donners zu erzittern. Dann ward es wieder Friede in der Natur, die kämpfenden Elemente schienen versöhnt, bis neue Wolkengebirge sich aufthürmten, neue Donner diese zerrissen, und der eben beendete Kampf sich noch furchtbarer von neuem entflammte.

Doch die Strahlen der dem Untergange sich nahenden Sonne zertheilten endlich den Wolkenschleier, der sie fast den ganzen Tag über verhüllt hatte. Zurückgerollt zu beiden Seiten, bildete er ein hochgewölbtes, in den glühendsten Farben prangendes Flammenthor, in dessen Mitte die Siegerin sich langsam dem Horizonte zuneigte.

Jede einzelne Woge des breiten majestätisch hinrollenden Stromes prangte in goldigem Purpur, Myriaden zerstreuter Edelsteine blitzten auf der grünen Erde, jedes Blatt, jede Blume, jeder Grashalm glänzte in mehr als königlicher Pracht; berauschende Düfte entströmten den blühenden Orangenbäumen auf der Terrasse, den Levkoyenbeeten, den dunkeln Nachtviolen, und drüben im Osten strahlten drei Regenbogen dicht neben einander, in so hoher seltner Farbenpracht, daß man nicht unterscheiden konnte, welcher der Abglanz des andern sey. Es war als wollten sie mit jenem westlichen, immer glühender sich wölbenden Thore wetteifern, unter welchem die Sonne immer tiefer sich senkte.

„O welch ein Abend!“ sprach tiefaufathmend Angelika, indem sie, auf Viktorinens Arm gelehnt, unter die hohen Säulen vor dem Hause hinaustrat. „Laß mich hier Luft schöpfen, ich habe den Tag über ihrer so wenig gehabt, die Brust war mir so enge. Laß mich jetzt in langen Zügen die balsamisch erquickende Kühle trinken.“

Sorgsam führte Viktorine die aetherisch verklärte Gestalt einem bequemen Sitze unter den

Säulen zu, und nahm schweigend ihr zur Seite Platz. In Andacht und stiller Bewunderung versunken, blickten beide eine Weile hinaus, in die wundervolle Pracht, welche sie umgab.

„Siehst Du im Osten den Bogen des Friedens? der ewigen Hoffnung?“ sprach endlich Angelika, „und täuscht mein Auge mich vielleicht — es thut es jetzt zuweilen — oder sind es wirklich ihrer drei?“

„Es sind ihrer drei,“ erwiederte Viktorine, die jetzt mit immer steigender Besorgniß den ungewöhnlich strahlenden Glanz der Augen ihrer Freundin gewahr wurde, welche den ganzen Tag über von der schwülen Luft sehr bedrückt gewesen war.

„Es sind wirklich ihrer drei,“ wiederholte Angelika. „Wunderbar! nie zuvor habe ich diese seltne Pracht gesehen. Und dort die Sonne! Liebe Viktorine, welch ein Bild meines kurzen Lebens war dieser Tag. Immer mußte ich daran denken. Zuerst der trübe beklemmende Morgen. Dann die kurzen Sonnenblicke, der Regen, das Ungewitter, und nun die köstliche himmlische Ruhe dieses glanzerfüllten Abends! Sieh', Liebe, ist es

nicht als wolle dort im Westen der Himmel sich öffnen, und uns einen Blick in das Reich seiner Herrlichkeit gewähren? und die untergehende Sonne, will sie uns nicht nach Osten hinweisen, wo sie noch immer wieder aufgehen wird, wenn sie mir schon lange nicht mehr leuchtet? Nach dem Osten, den sie jetzt, indem sie von uns Abschied nimmt, so überherrlich mit dem tröstlichen Bilde schmückt, das Gott einst der vor seinem Zorne zagenden Erde gab, und dem Menschen dabei zu hoffen gebot. Und nun kommt bald die milde ernste Nacht mit ihren Sternen am Himmel heraufgezogen. Dann schlummern wir in Frieden — und träumen auch wohl."

„Sprich nicht so viel, meine Angelika," bat Viktorine, „komm, Liebe, komm ins Haus, Du bist matt und erschöpft."

„O nein! o nein!" rief Angelika mit ungewohnter Lebhaftigkeit. „Mir ist wohl, unbeschreiblich wohl, mir ist wie noch nie in meinem Leben. Sey nicht besorgt um mich," setzte sie schmeichelnd hinzu, indem sie Viktorinens Aengstlichkeit bemerkte. „Meinst Du, ich sehe nicht was jetzt Dein liebes Herz beklemmt? Aber laß

Dir nicht bangen, wenn nun jetzt wohl bald auch mein Abend kommt; bangt es mir doch auch nicht, und möge er nur diesem Abende so gleichen, wie mein Leben diesem Tage glich. Ich habe noch nie mit Dir davon gesprochen, doch heute geht mir in Wonne das Herz auf. Bringe der geliebten Anna meinen letzten Gruß und meine gute Nacht, wenn es so weit seyn wird. Sage ihr, daß ich mich nicht gefürchtet habe allein einzuschlafen, sage ihr, daß ich beim Entschlummern mich nicht nach ihr gesehnt habe, denn ich kenne keine Sehnsucht mehr auf Erden. Aber ich freue mich, daß ihre Abwesenheit den einzigen Schmerz mildern wird, den ich mir bewußt bin, ihr jemals gegeben zu haben. Sage ihr auch noch, daß ich sie dort jubelnd empfangen werde, denn wahrscheinlich ist sie die erste unter meinen Lieben, die mir nachfolgen wird."

„Angelika, Du zerreißest mir das Herz," rief Viktorine, und sank vor ihr hin, und verbarg das von Thränen überströmte Gesicht in ihrem Schooße.

„Liebes, liebes Herz, was bewegt Dich denn so?" sprach Angelika und strebte liebkosend, Vik-

torinen zum Wiederaufstehen zu bewegen. „Was fürchtest Du denn heut? Ich sage Dir ja und gewiß es ist so, mir ist in diesem Augenblick so unaussprechlich wohl, wie noch nie in meinem Leben. Ich fühle wie von Engelsflügeln mich gehoben, als wäre die Last des Lebens schon von mir genommen, als brauche ich gar nicht mehr zu athmen, so leicht ist es mir in der Brust, die mir den ganzen Tag über so enge war. Kannst Du denn wirklich mir nicht wünschen, daß mir immer so seyn möge? kannst Du, Du Herz voll Liebe, Dich freuen, wenn ich noch lange jeden Athemzug mit stechendem Schmerz erringen muß, kannst Du es mir mißgönnen, daß ich nun bald dort, dort — — —"

Angelika verstummte und sah süß lächelnd mit träumerischem Blick in die goldene Abendpracht hinaus; Viktorine weinte still und von ihr unbemerkt, ihr zur Seite.

„Es ist seltsam," fing Angelika nach einer kleinen Pause wieder an, „oder ist Dir vielleicht auch so? Mir ist als müßte ich etwas hier erwarten — jemanden — als stände etwas Großes, Erfreuliches, mir ganz nahe bevor, als —

Horch!“ rief ſie, plötzlich von ihrem Sitze ſich erhebend, „horch! hörſt Du nicht? Hörſt Du die Stimme?“

„Ich höre nichts,“ erwiederte Viktorine, „aber Du machſt mir unausſprechlich bange; komm liebe Angelika, komm hinein, die Abendluft muß Dir ſchaden.“

„Wunderliches Kind,“ rief Angelika ein wenig heftig, „ich ſage Dir ja, mir iſt wohl. Aber den Wagen hörſt Du doch?“

„Nein — doch ja —“ antwortete Viktorine, „es iſt als käme ein Wagen ganz von ferne den Hügel herab. Aber Du weißt, von hieraus können wir die Landſtraße nicht ſehen, ſo nahe ſie auch am Garten vorbeigeht. Jetzt höre ich das Fahren deutlicher, komm ins Haus, im vorderen Salon, da können wir — —“

„O nein, o nein,“ rief Angelika ſie feſthaltend. „Wieder! — die Stimme! o mein Gott! Hörſt Du die Stimme denn nicht? ganz nahe. Die Stimme, die ich nie wieder zu hören meinte. Ganz deutlich — hörſt Du? hörſt Du?“

„Es iſt mein Vater,“ erwiederte Viktorine. „Jetzt höre ich es recht gut, der Wagen fährt

in den Hof. Was kann so spät noch ihn aus der Stadt herführen? und heut' am Posttage, da pflegt er nie zu kommen."

„Hörst Du die Tritte nicht? näher und immer näher — und wieder die Stimme!" flüsterte athemlos und zitternd Angelika. „Stille, stille, — die Tritte — die Stimme — sein Gang, seine Stimme!"

„Es ist der Vater," sprach Viktorine.

„Ich bringe Euch einen Fremden, der nach der Tante fragt," sagte Kleeborn, indem er aus dem Hause hervortrat. „Es schien ihm viel daran gelegen, ihren Aufenthalt auf der Stelle zu erfahren, er hat sie in ihrem Stifte aufgesucht und nicht gefunden. Du, Viktorine, als ihre fleißige Correspondentin, kannst ihm die beste Auskunft geben. Der Abend machte sich schön, die Post hatte nicht viel gebracht, da entschloß ich mich kurz, und fuhr noch mit ihm heraus."

Während Kleeborn so sprach, trat eine schlanke blasse Gestalt hinter den Säulen hervor. Des Fremden erster Blick fiel auf Angelika. Weit vorgebogen erröthend, erbleichend, im schnellsten Wechsel, mit starr auf ihm gehefteten Auge, hielt

dieſe ſich zitternd an der Bank feſt, von der ſie eben aufgeſtanden war.

Alle Stufen, die vom Hauſe hinabführten, mit Blitzesſchnelle überſpringend, ſtand der Fremde im nächſten Momente dicht vor ihr. Ohne Laut, ohne ſich zu regen, betrachteten beide einander, all' ihr Leben war in dieſem Blick! „Angelika!“ rief der Fremde, und, feſt umſchlungen, ſanken beide, eins in den Arm des andern auf die Knie. Angelika ſchien ohnmächtig zu werden. Der Fremde hielt ſie in ſeinen Armen, als wolle er nimmer und nimmer ſie laſſen.

„O tragt ſie hinein!“ rief Viktorine mit gerungenen Händen in tödtlicher Angſt. „Sie ſtirbt! ſie ſtirbt! o tragt ſie ins Haus.“

Kleeborn trat jetzt hinzu und nahm die leichte Laſt in ſeine ſtarken Arme. Der Fremde erhob ſich mit ihr, aber er ließ ſie nicht los. Der ſehr bewegte Alte trug ſie mit der größten Sorgfalt ins Haus und legte ſie auf ein Sopha. Sie lag da wie ein ſchlafender Engel, keine Spur von Schmerz in den ſchönen Zügen. Ferdinand von Klarenau, er war der Fremde, kniete neben ihr, wechſelnd im Ausdruck furchtbarer Angſt und ent-

zückender Freude, hielt er sprachlos den Blick auf sie geheftet.

„Sie regt sich, sie schlägt die Augen auf!“ rief Viktorine.

Der letzte Strahl der sinkenden Sonne umfloß in diesem Augenblicke Ferdinanden und verklärte ihn wunderbar. Angelika betrachtete ihn mit festem ernsten Blick. „Todesengel,“ flüsterte sie, „schöner ernster Bote, kommst Du mich abzurufen in dieser geliebten Gestalt?“

„Angelika, Du lebst! ich lebe! wir haben uns wieder und können glücklich noch seyn,“ rief Ferdinand und drückte sie an seine ungestüm wogende Brust.

„Ferdinand!“ rief Angelika fast überlaut. „Mein, mein Ferdinand, ja Du bist es, ja Du lebst. Sie richtete sich auf, sie legte das schöne todtenbleiche Gesicht auf seine Schulter, sie umschlang seinen Nacken, fest, fest, mit beiden Armen. Du lebst Ferdinand, Du lebst! Die Wonne — o nein, sie tödtet uns nicht — nein, nein, niemand stirbt vor Freude — nein man stirbt vor Freude nicht — Ferdinand!“ hauchte sie zu-

letzt fast unhörbar. Ihr Haupt sank tiefer, ihre Arme hielten ihn noch immer.

„Sie wird wieder ohnmächtig," rief Viktorine, und legte mit Hülfe ihres Vaters sie in die Sophakissen zurück. Viktorine versuchte alle Mittel, die ihr zu Gebote standen, um Angelika ins Leben zu rufen; Kleeborn eilte hinaus, um den Wagen nach einem Arzte auszuschicken.

„Erwache, Angelika, erwache!" rief Ferdinand mit furchtbarem Tone in Todesangst.

Angelika erwachte nie wieder.

Der unglückliche Klarenau war, so wie er Deutschlands Gränze erreichte, zu Angelika's Oheim, dem Baron Sternwald hingeeilt, bei dem er die Geliebte noch zu finden hoffte. Die schlecht verhehlte Verlegenheit, mit der er dort empfangen ward, schien ihm gleich auf nichts Gutes zu deuten; sie entsprang indessen doch nur aus dem beschämenden Gefühle der Nachlässigkeit, mit der man sich seit langer Zeit um das Geschick einer so nahen Verwandten gar nicht weiter bekümmert hatte. Es währte lange, ehe man unter einem

Haufen alter Papiere die Adreſſe der Pröbſtin von Falkenhayn auffinden konnte, bei der, wie man verſicherte, Angelika ſich in dieſem Augenblick nur zum Beſuche aufhielt. Klarenaus liebevolle Ungeduld ließ ihm nicht Zeit, das unwürdige Benehmen von Angelika's Verwandten weiter zu ahnden, er eilte unaufhaltſam, den Wohnort der jetzigen Beſchützerin ſeiner Geliebten aufzuſuchen, doch leider fand er Anna nicht daheim; ſie war gerade in dieſer Zeit in der Reſidenz, um Raimunds Angelegenheiten zu fördern.

Der einzige Bediente, den Klarenau in ihrer Wohnung zu Geſicht bekam, wußte ihm den Ort nicht mit Beſtimmtheit zu nennen, wohin ſie gereiſt ſey. Er meinte ſie würde wohl nach ** zu ihrem Schwager, dem reichen Herrn Kleeborn gegangen ſeyn, denn ſein Kamerad, der lange mit ihr dort geweſen ſey, habe ihm geſagt, daß ſie verſprochen habe, im Sommer, zur Hochzeit einer ihrer Nichten wiederzukommen. Von Angelika wußte der Bediente gar nichts zu ſagen, er war erſt ſeit kurzem in Anna's Dienſt, und hatte jene weder geſehen noch von ihr gehört. Die Ungeduld, welche Klarenau immer vorwärts zu eilen

trieb, ward heftiger; böſe Ahnungen kamen hinzu, und ſo hielt er ſich nicht damit auf, an einem Orte, mit deſſen Einrichtungen er völlig unbekannt war, nähere Nachrichten einziehen zu wollen. Er ſchrieb ſich Kleeborns Namen auf und reiſte Tag und Nacht bis er ** erreichte.

Der fernere traurige Erfolg ſeiner Nachforſchungen iſt dem Leſer bekannt. Nach Angelika hatte er Herrn Kleeborn gar nicht gefragt, denn die Möglichkeit, ſie hier zu finden, fiel ihm nicht ein, und Kleeborn war ſchon zu gewohnt, ſie als ein Mitglied ſeiner Familie zu betrachten, als daß es ihm hätte in den Sinn kommen können, ihrer beſonders zu erwähnen.

In unentweihter Schönheit, lächelnd wie ein ſchlummerndes Kind, mit welchem Engel ſpielen, lag Angelika von Roſen umgeben in ihrem Sarge. Tag und Nacht blieb Ferdinand ihr zur Seite, ſo lange die holde Geſtalt noch die Erde ſchmückte. Er folgte ihr in ſtummer Trauer, als ſie endlich nach einem ihrer Lieblingsplätze, in einen abgelegenen Theil des Gartens, getragen ward. Unter jungem Roſengebüſch und uralten Cypreſſen hatte ihr Kleeborn hier, auf Viktorinens inſtän-

diges Bitten, die letzte Ruhestätte bereiten lassen. Ferdinand blieb die Nacht hindurch allein an ihrem Hügel. Am folgenden Tage bezog er ein kleines Haus dicht neben demselben, das sonst wegen seiner herrlichen Aussicht zuweilen zu ländlichen Festen gedient hatte, und das Kleeborn ihm willig einräumte. Dort wohnte Klarenau von nun an in ungestörter Einsamkeit, er fühlte seine in den unerhörten Stürmen seines Lebens erschöpften Kräfte mit jedem Morgen tiefer sinken, und freute sich der ihm immer näher tretenden Hoffnung, bald neben der Geliebten auszuruhen. Sein Schmerz gewann dadurch jenen stillen rührenden Ausdruck, der, weit entfernt von Bitterkeit und Hadern mit Gott und der Welt, auf ein fromm ergebenes Gemüth deutet. Er floh die Gesellschaft, doch nicht die Menschen; oft saß er Stundenlang mit Viktorinen an Angelika's Hügel und ließ sich von dem schönen Zusammenleben der beiden Freundinnen erzählen, oder er sprach zu Viktorinen von Raimund und seiner Errettung durch diesen, und von dem sehnlichen Wunsche, ihn noch einmal im Leben zu sehen, dessen Gestalt nur wie ein dunkles Traumbild aus seinem Fieberphanta-

sien ihm vorschwebte. Den wackern Horst und dessen fröhliche Braut sah er ebenfalls gern, und freute sich des frisch erblühenden Lebens dieser Beiden; sogar der alte Kleeborn war ihm lieb geworden, denn dieser fühlte das tiefste Mitleid für den Armen, und trat immer so leise an ihn heran, als befände er sich in einer Kirche.

So ward er Allen ein lieber milder Gefährte, und jeder ehrte seinen Schmerz, weil er auf so edle Weise ihn zu tragen wußte und niemanden durch denselben lästig fiel. Sie besuchten ihn gern an seinem stillen Hügel, zwischen dessen dunklen Cypressen sich unter seiner Leitung ein großes einfaches Kreuz von weißem Marmor erhob. Nur Babet ging ihm aus dem Wege, aber sie ließ es dennoch an schönen rührenden Redensarten nicht fehlen, wenn sie so glücklich war, durch Erzählung seiner traurigen Geschichte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft sich zuwenden zu können.

Horst hatte den schweren Auftrag erhalten, der Tante den Verlust ihrer Angelika zu melden, denn Viktorine vermochte es in den ersten Tagen nicht die Feder zu führen. Er suchte auf die schonendste

Weiſe ihr die traurige Nachricht zu verkünden, aber Anna's Herz blutete dennoch bei dieſer Botſchaft aus tauſend Wunden.

Mein ſüßes Kind! meine holde weiße Roſe! ach warum mußte ich fern von Dir ſeyn, als Du das ſchöne Haupt zum ewigen Schlummer neigteſt, ſchrieb Anna in ihrer Antwort an den Rittmeiſter. Jetzt erſt verſtehe ich, was mich immer ſo vorahnend ergriff, wenn ich den Namen Klarenau nennen hörte. Immer mußte ich dann aufzufinden ſuchen wo ich früher ihn gehört, was mir ihn merkwürdig gemacht haben könne; und doch kam ich nie darüber zum klaren Bewußtſeyn. Ganze Nächte hindurch hat dieſer Name mich verfolgt, jetzt weiß ich, daß Baron von Sternwald ihn mir einmal genannt hat, als er Angelika's hartes Geſchick mir vertraute. Sie ſelbſt nannte den Geliebten nie ſo, ſie ſprach immer nur von Ferdinand, und war von ſeinem Untergange ſo feſt überzeugt, daß auch in mir kein Zweifel daran aufkommen konnte. Hätte man mir in dieſer Zeit, da ich wegen einer Angelegenheit, in die auch ich verwickelt bin, ihn oft nennen hörte, nur ein einziges Mal als Ferdinand

von Klarenau ihn bezeichnet, und dabei die lange Reihe seiner übrigen Vornamen weggelassen die mich irre machten, ich glaubte, daß mein Gedächtniß wieder erwacht wäre. Dann hätte ich die arme Angelika auf das Glück vorbereiten können das ihr so nahe bevorstand, und die überraschende Freude hätte das weiche, nur an Leiden gewohnte Herz nicht gebrochen. Angelika lebte noch — ach wahrscheinlich doch nur, um einige Wochen oder Monate später die Welt, die Ferdinands Liebe ihr erst zum Paradiese umgewandelt hätte, mit bangem Widerstreben, im harten Kampfe zu verlassen!

O meine Angelika! im höchsten Lichtpunkt Deines sonst immer trüben Lebens, dem kein zweiter in solcher Herrlichkeit folgen kann, schlang Dein reiner Geist sich hinauf, Dein Herz brach in Wonne! Wer möchte nicht sterben wie Du?

Nach dem, was Sie, lieber Horst, von des armen Klarenau jetzigem Zustande mir schreiben, und dem, was ich sonst noch von seinem frühern Geschicke erfuhr, darf er hoffen nicht lange mehr über den Hügel zu trauern, unter dem das Leben seines Lebens ruht. Seine Leiden während der

fürchterlichen Gefangenschaft, in der er Jahre lang schmachtete, mußten seine Lebenskraft ohne Rettung untergraben.

Ach, ich weine um meine Angelika und dennoch fiel ihr auch in dieser Hinsicht ein glückliches Loos.

Du weiche sanfte Seele, wie hättest Du es tragen wollen, den Geliebten zweimal zu überleben.

Der Winter kam heran, doch weder Bitten noch Vorstellungen vermochten es, den armen Klarenau zu bewegen, sich von seinem Cypressenhügel und der kleinen Wohnung in der Nähe desselben zu trennen; seine Freunde mußten sich entschließen ihn einsam zurückzulassen, als sie ihr Haus in der Stadt wieder bezogen.

Agathens Hochzeit war durch den Tod der von Allen betrauerten Angelika verschoben worden, selbst Horst hatte sich mit guter Art darin ergeben, denn die ihm eigne Gutmüthigkeit erlaubte ihm nicht in der Nähe eines so Unglücklichen, wie Klarenau, ein fröhliches Fest zu begehen. Jetzt

aber wurde, zu Anfange des Winters, der feierliche Tag von Herrn Kleeborn unwiderruflich bestimmt, so viel auch Agathe dagegen einwenden mochte, die durchaus erst die Ankunft der Tante abwarten wollte.

Selbst am Hochzeitsmorgen war indessen Agathe noch fest überzeugt, daß Anna sich zur rechten Zeit einstellen werde; „denn," sagte sie, „sie hat es einmal versprochen und den Tag weiß sie auch. Glaubt mir nur, sie kommt gewiß und daher könnt ihr es mit dem Anziehen noch immer anstehen lassen, ihr versteht es doch alle nicht wie sie, und wenn die Tante mich heute nicht anziehen soll, so braucht meinetwegen gar nichts daraus zu werden, heute."

Jedoch die Zeit verging, die Stunde der Trauung rückte immer näher, das um Agathen versammelte Heer der Jugendfreundinnen, das nicht minder zahlreiche der Kammerjungfern, wurde immer dringender in seinen Ermahnungen. Schon griff Babet mit sauersüßer Miene zu den Myrthen, um den Kranz daraus zu flechten, und Agathe wurde recht ängstlich und betrübt, weil niemand mehr auf sie hören wollte. Da erscholl mit

einem Mal ein lautes Freudengeschrei von allen Lippen, alles schwirrte im fröhlichsten Aufruhr durcheinander, denn die Tante stand plötzlich mitten unter ihnen. Sprachlos für Freude und Schmerz lag Viktorine in ihren Armen, Agathe lachte und weinte in einem Athem, und erdrückte die geliebte Frau beinahe mit ihren Liebkosungen,

Anna war mild und freundlich wie immer, sie begrüßte Alle mit gewohnter Anmuth, doch ihr sonst helles Auge war von Wehmuth getrübt; sie wollte Angelika nicht erwähnen, um die junge Braut nicht zur Traurigkeit zu stimmen, aber es wurde ihr sehr schwer zu verbergen, wie schmerzlich sie in diesem frohen jugendlichen Kreise ihren stillen Liebling vermisse.

„Wer hatte nun Recht?“ jubelte Agathe, als die Tante wirklich anfing, das ihr übertragene Amt zu verwalten; „aber da wollte niemand mir Glauben schenken, nicht einmal Viktorine. Niemand hier kennt Sie so gut als ich, liebe Tante, denn Sie sehen es selbst, niemand baut so fest auf Sie als Ihre Agathe. Könnte ich Ihnen nur sagen wie lieb ich Sie habe, aber wo die Zeit dazu hernehmen? Erst anziehen, dann getraut

werden, dann Ball bis zum hellen lichten Morgen. Ich mache mir heute nicht viel aus dem Tanzen, aber der Onkel und Mamsell Virnot lassen sich das nun einmal nicht nehmen. Und hernach entführt mich der Schwarze auf der Stelle nach B**. Wie werde ich das alles nur überstehen? Getraut werden ist doch gar zu erschrecklich," schluchzte sie zuletzt, und die hellen Thränen rollten ihr dabei aus den unschuldigen Kinderaugen.

Anna sprach ihr Muth ein, und band ihr dabei ihr Hochzeitsgeschenk, eine Schnur der schönsten Perlen, um den runden weißen Hals. Agathe war gleich wieder das fröhliche Kind, welches seiner Freude kein Ende wußte, weil die Tante ihr etwas mitgebracht hatte. „Die Perlen sind köstlich, aber meinetwegen könnten es römische Glasperlen seyn, sie wären mir nicht minder lieb," rief sie einmal über das andere.

„Und ich Arme? was bringen Sie mir?" flüsterte leise schmeichelnd Viktorine.

„Hoffnung und auch sonst noch Manches," antwortete Anna ziemlich ernsthaft. „Du hast aber an mir und meiner Liebe gezweifelt, Viktorine, darfst Du es läugnen?" Viktorine küßte

erröthend mit zitternder Lippe ihre Hand. „Darum mußt Du warten bis morgen, heut ist Agathe die Königin des Tages," setzte Anna freundlicher hinzu.

Das Fest verging wie solche Feste es pflegen, unter Weinen und Lachen. Der Ball, von dem Kleeborn sich wirklich nicht hatte abbringen lassen wollen, währte, bis mit grauendem Morgen der Wagen vorfuhr, der das junge Paar nach Horsts jetzigem Wohnorte bringen sollte. Anna, nebst einem großen Theil der übrigen Gesellschaft, begleitete die in Thränen schwimmende Agathe und den hocherfreuten Bräutigam bis an denselben.

„Ich bin recht froh darüber," sprach Anna zu Kleeborn, nachdem der Wagen fort war, „daß die jungen Leute den vernünftigen Entschluß gefaßt haben, sogleich in ihre Häuslichkeit einzuziehen, statt nach der neuesten Mode, sobald sie getraut waren, auf Reisen zu gehen. Die Freude am Wirthshausleben und die Sucht dem Glück auf der Poststraße nachjagen zu wollen, gewinnt jetzt unter allen Ständen nur zu sehr die Ueberhand; wenn das so fortgeht, so glaube ich, daß nach funfzig Jahren niemand mehr einer eigenen

Wohnung bedürfen wird, alles wird immer von Ort zu Ort ziehen, wie die wandernden Tartaren.“

„Ach, es geht doch nichts über das Reiſen,“ rief ein junges Mädchen, welches dieſe Bemerkung mit anhörte und die Thürme ſeiner Vaterſtadt noch nie aus dem Geſichte verloren hatte.

„Nichts als die Freude ſich wieder zu Hauſe zu finden,“ erwiederte Anna, „aber um dieſes zu fühlen muß man freilich erſt gereiſt ſeyn.“

Kleeborn benutzte die erſte ruhige Stunde des folgenden Tages, zu einer ernſten vertrauten Unterredung mit der Tante, deren unerwartete Ankunft auch ihm ſehr willkommen war.

„Ich habe Sie immer als eine ungemein kluge verſtändige Dame verehrt,“ hob er an, „jetzt aber muß ich mehr wie jemals Ihre tiefe Einſicht bewundern. Was wäre jetzt aus Viktorinen geworden, wenn nicht nach Ihrem Rath die Verlobung meiner Tochter mit dem nichtswürdigen Sir Charles ſich ſo verzögert hätte! Ich habe von unſerem Müller die traurigſten Nachrichten aus Amſterdam erhalten; mein alter würdiger

Freund Wißmann ist nicht mehr, er ist vor Kummer gestorben.“ Dem Alten gingen bei diesen Worten die Augen über, er nahm sich aber zusammen, um der Taute den Inhalt von Müllers Berichten mitzutheilen.

„Von jeher hatte Sir Charles seinen kaufmännischen Geschäften mit der größten Nachlässigkeit vorgestanden und sie meistens fremden Händen übertragen. Da aber sein Etablissement in London als ein Nebenzweig des sehr geachteten Hauses seines Vaters in Amsterdam galt, so war das eine Zeit lang so hingegangen, ohne ihm in der öffentlichen Meinung sonderlich zu schaden. Während der letzten Jahre, die er auf dem festen Lande zubrachte, hatte indessen sein Hang zur Verschwendung eine an Wahnsinn gränzende Höhe erreicht, er trieb mehr als fürstlichen Aufwand, und forderte zu diesem immer beträchtlichere Summen. Niemand konnte besser berechnen wohin dieses am Ende führen müsse, als sein erster Handlungsdiener; und dieser, um die gehoffte Erndte nicht zu verlieren, benutzte den ersten günstigen Augenblick, und machte mit allem Gelde dessen er habhaft werden konnte bei Zeiten sich

aus dem Staube, indem er zugleich alles übrige dem Zufall überließ. Die nächste Folge davon war, daß Sir Charles Zahlungen plötzlich eingestellt werden mußten, und sein Vater, der diese Nachricht ganz unvorbereitet erhielt, sank darüber, von einem Schlagfluß getroffen, auf das Sterbebette hin."

„Müller fand ihn schon sprachlos und ohne Bewußtseyn, das er auch bis an seinen Tod nicht wieder erhielt."

„Es war dem unglücklichen Alten zwar nicht verborgen geblieben, daß sein Sohn ziemlich wild in die Welt hineinlebe und viel Geld brauche, aber er hatte keine Ahnung davon gehabt, daß dieses so weit gehen könne, um dessen völligen Untergang und vielleicht auch den seines Vaters herbeizuführen. Sein plötzlicher Tod, die enge Verbindung, in der er mit dem Hause seines Sohnes stand, führte in seinen eigenen Angelegenheiten eine Verwirrung herbei, deren vernichtende Folgen nur durch schleuniges Hinzutreten seiner Freunde abgewendet werden konnten, namentlich des alten Müller, der sich hier sogleich für Herrn Kleeborn thätig bewies. Sir Charles ließ

während der Zeit nichts von sich sehen und hören, er schien von der Erde wie weggehaucht, aber es ging ein Gerücht, daß er während des Sommers in Spaa und Aachen, unter einem andern Namen, als Spieler von Handwerk aufgetreten sey."

„Ach, liebes Fräulein Schwester," setzte Kleeborn dieser Erzählung hinzu, „ich bleibe zwar bei alle dem wohlbehalten, aber ich werde doch von schweren Sorgen gedrückt in mein Grab gehen. Auf meinem wohlerworbenen Gute muß nach dem Glauben unsrer Vorfahren der Segen ruhen, denn kein unrecht gewonnener Thaler ist dabei; aber wem soll man heut zu Tage noch vertrauen? Wem werde ich mein Kind und die Frucht meiner vieljährigen Arbeit einst hinterlassen? Wer soll den Namen ehrenvoll fortführen, den ich mit Gottes Hülfe und redlichem Fleiße mir in der Handelswelt erworben habe, und auf den ich eben so viel halte, als ein Edelmann mit sechzehn Ahnen nur auf den seinen halten kann?"

Die Tante wollte ihm einigen Trost geben, aber er war nicht in der Stimmung, darauf zu hören.

„Seit ich alles dieses erlebte," fuhr er fort, „habe ich schon zuweilen daran gedacht noch bei meinen Lebzeiten alles aufzugeben, mir Güter zu kaufen, und auf dem Lande meine Tage zu beschließen. Aber ich weiß, daß die Ruhe mich tödten würde. Mein Leben ist Arbeit und Arbeit ist mein Leben; Arbeit die ich verstehe und liebe. Und soll ich denn selbst einreißen was ich selbst erbaute? soll ich mein eigner Leichenstein werden? Es ist unmöglich, ich kann es nicht. Wäre Viktorine ein Sohn, ich hätte ihn anders erzogen als der gute aber schwache Wißmann seinen Taugenichts, und mir wäre geholfen; doch auch so ist und bleibt sie meine einzige Hoffnung auf Erden."

„Sie wird diese Hoffnung erfüllen, zweifeln Sie nicht daran," erwiederte Anna. „Nur darf der Mensch dem Glücke nie die Gestalt vorschreiben wollen in der es ihm erscheinen soll, sonst ruft er leicht sein Unglück herbei. Indessen habe auch ich etwas wichtiges Ihnen mitzutheilen, wozu ich mir Gehör von Ihnen erbitte. Doch zürnen Sie nicht, daß ich gleich Anfangs einen Ihnen verhaßten Namen nennen muß, der junge Holm — — —"

„Weder er, noch sein Name sind mir verhaßt," fiel Kleeborn ein. „Der junge Holm hat sich in der kurzen Zeit zu einem außerordentlich geschickten und ehrenwerthen Kaufmann ausgebildet. Er ist vor einigen Tagen in Amsterdam eingetroffen, schreibt Müller mir, er tritt dort recht verständig für die Herren Fischer ein, die mit dem Wißmannschen Hause fast eben so tief verwickelt sind als ich selbst, und seiner Leitung verdanken wir es größtentheils, daß der Name meines alten Freundes nicht noch im Grabe mit Schande bedeckt wird. Wie es aber zugehet, daß er eher als sein Schiff nach Europa zurückgekehrt ist, weiß ich nicht."

Anna gerieth bei der Nachricht, daß Raimund schon in Amsterdam wäre, in nicht geringes Erstaunen, doch sie barg dieses so gut sie konnte, und herzlich froh über die gute Meinung welche Kleeborn eben geäußert hatte, war sie im Begriffe das angefangene Gespräch fortzusetzen.

„Verzeihen Sie, Fräulein Schwester, daß ich Ihnen abermals in die Rede falle," unterbrach Kleeborn sie von neuem. „Aber ich glaube zu sehen wo Sie hinaus wollen, und da muß ich

Ihnen zuvorkommen. Der junge Holm kann nie mein Schwiegersohn werden, das mußte ich Ihnen sagen, ehe Sie weiter gehen. Ich gestehe es ein, daß er ein junger Mann ist, dessen außerordentliche Geschicklichkeit in seinem Fache den Mangel an hinreichendem Vermögen allenfalls aufwiegen könnte, aber sobald er zu Hause wieder anlangt, ist er der Associé der Herren Fischer. Mein Schwiegersohn muß meine Geschäfte und meinen Namen nach meinem Tode fortführen. Mit Wißmann war es so, der wäre mit der Zeit hier an meine Stelle getreten, für dessen Londoner Etablissement war schon ein Anderer bestimmt, ich und das Haus in Amsterdam — ach es war ein schöner großer Plan, ich darf gar nicht daran denken. Nun es ist vorbei! — Daß ich aber einer kindischen Liebesgeschichte zu Gefallen so unrechtlich handeln sollte, den Herren Fischer ihren besten Arbeiter abspenstig zu machen, der sich obendrein in ihrem Hause gebildet hat, das werden Sie doch gewiß dem alten Kleeborn nicht zumuthen wollen, der Ihnen wohl zuweilen wie ein wunderlicher Kauz vorkommen mag, der aber doch dabei immer auf Ehre hält, trotz dem ersten Edelmann."

„Hören Sie mich aber endlich einmal an, lieber Kleeborn, was ich Ihnen zu sagen habe ist ganz andrer Art als Sie wohl vermuthen," sprach Anna, indem sie ein großes Packet Papiere vor sich auf den Tisch hinlegte. Kleeborns gewohnte Ehrfurcht vor allem, was einem Geschäfte ähnlich sah, bewog ihn, bei diesem Anblicke ihr alle Aufmerksamkeit zu schenken, die sie nur verlangen konnte; er unterbrach sie nicht ein einziges Mal, während sie Alberts und dessen Sohnes Geschichte ihm theils erzählte, theils durch Vorlesung einzelner Stellen aus den vor ihr liegenden Papieren ihm deutlicher machte. Zuletzt legte sie ihm noch eine Abschrift der Anerkennungs-Urkunde des Lehnhofes vor, durch welche Raimund Holm, als der letzte Zweig der von Leuen, in den Besitz des Erbtheils seiner Väter eingesetzt ward, und zugleich einen Anschlag seiner jetzt ganz schuldenfreien Güter.

„Sie sehen wohl ein," sprach Anna lächelnd, während Kleeborn die ihm vorgelegten Documente sehr aufmerksam durchging, „Sie sehen wohl ein, daß jetzt von des jungen von Leuen Verbindlichkeiten gegen die Herren Fischer nicht mehr die Rede

seyn kann, und auch, daß bei dessen noch immer bestehender treuen Liebe zu Ihrer Tochter kein niedriger Eigennutz im Spiele ist; um so weniger, da das von seinem Vater ererbte Vermögen des jungen Mannes bedeutender ist als Sie wohl glauben, und ich mich auch jetzt in meinem Gewissen für verpflichtet halte, ihn zum Erben des größten Theils meiner Habe einzusetzen. Sie wissen, ich bin wohlhabend; aber ich verdanke dies einem Vermächtnisse des ältern Herrn von Leuen, der damals nicht wußte, daß sein Bruder, der Vater dieses Raimunds, noch am Leben sey, welcher sonst dessen natürlicher Erbe gewesen wäre."

„Ich sehe, Fräulein Schwester," erwiederte Kleeborn recht freundlich, „daß Sie mir hier eine Parthie für meine Tochter anbieten, die alles weit übertrifft, was ich jemals für das Mädchen erwarten konnte. Und dennoch bin ich gezwungen, sie zurückzuweisen."

Anna erschrak gewaltig über diese deutlich ausgesprochene Erklärung, doch Kleeborn fuhr ganz gelassen fort zu reden. „Von allem dem Merkwürdigen, was ich heute von Ihnen vernommen habe, hat nichts einen tiefern Eindruck auf mich

gemacht, als der Brief jenes Herrn Bernhard von Leuen, der ein sehr respektabler Mann gewesen seyn muß. Was er von den Verpflichtungen schreibt, die von solchen großen Besitzungen unzertrennlich sind, hat meinen vollkommensten Beifall. Was indessen damals dem Vater galt, muß jetzt dem Sohne gelten, er kann nicht mehr daran denken Kaufmann bleiben zu wollen. Wenn er rechtlich handeln will, darf er um Viktorinens willen den ihm angebornen Pflichten nicht entsagen. Zwischen dem Gutsbesitzer und dem Kaufmann darf er sich nicht theilen wollen, denn letzterer erfordert besonders einen ganzen Mann, namentlich in unsern Tagen, wo alles auf die Spitze gestellt wird."

„Aber, lieber Herr Bruder, so bedenken Sie doch das Glück Ihres einzigen Kindes!" rief Anna.

„Glauben Sie nicht," fuhr Kleeborn fort, der einmal ins Reden gekommen war, „glauben Sie nicht, daß ich aus blinder Anhänglichkeit an meinen gewiß nicht ungegründeten Widerwillen gegen Verbindungen Adliger mit Bürgerlichen hier so entscheidend spreche. Keine Regel ohne Aus-

nahme pflege ich immer zu ſagen, und wäre Viktorine nicht meine einzige Erbin, nun ſo — aber wie die Sache ſteht iſt es unmöglich. Was der alte Herr von Leuen in ſeinem Briefe über die Erhaltung ſeines alten edlen Namens ſchreibt, iſt mir ebenfalls wie aus der Seele geſprochen. Zwar habe ich keine Gallerie von Ahnenbildern aufzuweiſen, ich weiß kaum wer der Vater meines Großvaters war, aber was nicht iſt, kann werden; warum ſollte nach hundert oder zweihundert Jahren eine rechtliche bürgerliche Familie nicht auch mit Stolz auf ihre Vorfahren zurück ſehen können? Wir haben ſchon der Beiſpiele. Ich will der Stammvater meines Hauſes ſeyn, ſo gut als der erſte von Leuen es der des ſeinigen war, den Ihr verſtorbener Freund mit Recht über alle ſeine Nachfolger erhebt, und der vielleicht von ſeinem Eltervater noch weniger wußte als ich von dem meinen. Mein Name, meine Firma dürfen nicht untergehen. Viktorine muß ſich darin ergeben."

„Einem Namen, einem bloßen Schalle ſoll die Arme geopfert werden!" rief Anna, hingeriſſen von ihrem Gefühl, auch wohl ein wenig

vom Zorne gegen sich selbst, weil sie, ohne es zu denken, dem alten Kleeborn die Waffen in die Hände gegeben hatte, die er jetzt ganz unerwartet gegen sie wandte.

„Handelten denn nicht in tausend ähnlichen Fällen Ihre Standesgenossen eben so?“ erwiederte Kleeborn ebenfalls etwas gereizt. „Viktorine aber wird nicht geopfert, Fräulein Schwester. Ich denke Kleeborns Tochter soll auch ferner noch unter Vielen die Wahl haben, wie sie bis jetzt sie gehabt hat; und ich will nichts weiter, als diese Wahl verständig zu leiten suchen, wie es dem Vater von Rechtswegen zukommt.“

Anna fühlte, daß heftiger Widerspruch den Alten leicht dahin bringen könnte ein Wort auszusprechen, welches er, wie sie ihn kannte, hernach nimmermehr zurückgenommen hätte. Sie unterdrückte daher den eignen Unmuth, den seine letzten Reden in ihr erweckten.

„Ich räume Ihnen ein,“ sprach sie, „daß sich für Ihre Ansicht vieles sagen läßt, ich bin auch weit davon entfernt, das Gefühl zu tadeln, das Sie zu diesen bestimmte. Aber ich bin auch Ihnen und den Ihrigen zu nahe verwandt und zu

herzlich zugethan, als daß ich Sie nicht ebenfalls darauf aufmerksam machen sollte, wie leicht und auf welche traurige Weise Sie dennoch das Ziel verfehlen können, das Sie sich gesetzt haben. Viktorinens Liebe gehört nicht zu jenen phantastischen Einbildungen, mit denen junge Mädchen ihres Alters sich zuweilen selbst zu täuschen pflegen. Sie sehen sie alle Tage, darum fällt Ihnen die Veränderung in ihrem Aeußern nicht auf, ich aber bin bei meiner Ankunft darüber erschrocken; sie ist ja nur noch der Schatten von dem, was sie war. Denken Sie an die arme Angelika."

„Sagte ich es doch immer!" rief Kleeborn sichtbar beunruhigt. „Sie hat sich noch bei weitem nicht von ihrer letzten schweren Krankheit erholt. Sie sollte diesen Sommer nach Pyrmont, aber sie wollte nicht, das eigensinnige Ding. Jetzt soll aber doch auch gleich der Arzt gerufen werden!"

„Ließen Sie ihn nicht auch zur armen Angelika rufen?" sprach Anna, „mußte er nicht auf Ihren Antrieb Monate lang alle seine Kunst anwenden, um sie am Leben zu erhalten? und was hat es geholfen? Zeitlebens werde ich die väter-

liche Sorge und Freundlichkeit dankbar erkennen, die Sie dem lieben Kinde erwiesen haben; aber Sie haben dennoch ihr langsames Erlöschen mit ansehen müssen. Angelika starb unter ihren Augen am gebrochenen Herzen; ich fürchte, Viktorine ist auf gutem Wege ihr zu folgen, wenn Sie nicht selbst, und bei Zeiten, der Arzt werden, der ihr allein helfen kann."

„Es ist entsetzlich!" rief Kleeborn. „Sonst war doch die verdammte Krankheit mit dem gebrochnen Herzen nur in England zu Hause. Unsre Mädchen sind gar nicht wie ihre Mütter, die weinten ihr Gesetzchen, wenn es nicht nach ihren Willen ging, und lebten darum doch flott weg."

Anna seufzte recht aus tiefem Herzensgrunde; der Seufzer galt dem Andenken ihrer Schwester.

„Ich muß Ihnen nur gestehen," sprach Kleeborn immer unruhiger werdend, „daß seit dem Tode der guten Angelika mir schon zuweilen ein ähnlicher Gedanke durch den Kopf geflogen ist, wenn ich meine Viktorine so blaß und so betrübt sah. Es hat mir schon manchen Kummer gemacht, versichre ich Sie. Ich will ihr ja aber Zeit lassen, ich will in nichts sie übereilen. Sie

ist ja kaum in den Zwanzigen und war immer kerngesund. Nicht wahr? Sie denken auch, daß sie sich wieder erholen wird?“

Anna regte sich nicht und antwortete keine Silbe. Kleeborn fing an, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen, wie er immer that, wenn er über irgend etwas mit sich selbst nicht einig werden konnte. Dann stand er vor der Tante still. „Fräulein Schwester,“ hob er an, „es gäbe vielleicht einen Ausweg. Sie sind eine Dame, der ein Mann wohl etwas vertrauen darf. Ich habe Ihnen etwas zu bekennen, das vielleicht — Sie sind — ich bin — ja wie gesagt, es wäre möglich, daß ein Ausweg sich fände, wenn Sie, wenn Viktorine, wollte ich sagen — oder vielmehr wenn der junge Holm — Ach Gott, es geht doch nicht. Ihnen gerade kann ich es gar nicht sagen, denn — ich will es mir noch besser überlegen, und sie sollen davon hören, nur jetzt nicht.“ Hiermit verließ Kleeborn das Zimmer, und Anna blieb in der quälendsten Ungewißheit zurück. Ein eben ankommender Brief aus Amsterdam erklärte ihr das Räthsel von Raimund's unerwarteter früher Rück-

kehr nach Europa. Horst hatte diese veranlaßt; jener Zeitungsartikel, den er zu Anfange des Sommers in Kleeborn's Gartenhause las, hatte einen weit tiefern Eindruck auf ihn gemacht, als er sich damals merken lassen mochte. Er fühlte sich bewogen, seinen und Raimund's Freund, den jüngern Herrn Fischer, aufzusuchen, um mit diesem sich darüber zu besprechen. Zufälliger Weise hatte Anna von Falkenhayn so eben ein starkes Packet zur weiteren Beförderung an Raimund eingesandt, und zugleich die Herren Fischer in einem besonderen Schreiben gebeten, diesen sobald als möglich nach Europa zurückzurufen, weil eine wichtige Familienangelegenheit seine baldige Gegenwart erforderlich mache. Dieser Brief, der Zeitungsartikel, die Bewegung, in die Viktorine über diesen gerathen war, wußte Horst's natürlicher Scharfsinn so gut mit einander zu kombiniren, daß er dadurch der Wahrheit ziemlich nahe auf die Spur gerieth. Er beschloß, gegen Viktorine von seinen Vermuthungen nichts zu äußern, aber seine Bitten und Vorstellungen bewogen Herrn Fischer, an Raimund zu schreiben, daß er, wenn er dieses zu seinem eignen Besten

für nöthig hielt, die erste Gelegenheit zu seiner Rückkehr benutzen, und die gänzliche Beendigung seines dortigen, von ihm sehr glücklich eingeleiteten Geschäftes einem zuverlässigen Manne übertragen möge, den man zum Gehülfen ihm mitgegeben hatte.

Ein nach Amsterdam bestimmtes Schiff lag eben in jenem Hafen segelfertig. Raimund schiffte auf diesem sich augenblicklich ein, und kam nach einer sehr kurzen glücklichen Reise gerade zur rechten Zeit in Amsterdam an, um bei Berichtigung der Wißmann'schen Angelegenheiten sich durch wohlangewandte Thätigkeit seinen wohlwollenden Freunden dankbar zu beweisen.

Glühende, kein Wanken kennende Liebe zu Viktorinen, innige, wahrhaft kindliche Neigung und Dankbarkeit gegen Anna, sprachen laut aus jeder Zeile in Raimund's Brief; doch die Wendung, die während seiner Abwesenheit das Geschick mit ihm genommen hatte, schien ihn mehr in Erstaunen zu versetzen, als ihn zu beglücken. In dem, was er bei dieser Gelegenheit aus seiner Eltern früherem Leben erfahren mußte, so schonend Anna es ihm auch beigebracht hatte, lag

dennoch unendlich viel Schmerzliches und Erschütterndes; die Ungewißheit, welchen Einfluß diese Veränderung seiner Lage auf das künftige Gelingen seiner sehnlichsten Wünsche haben könne, kam dazu, und so war es ihm unmöglich, der Freude sogleich in seinem Herzen Raum zu gewähren.

Auch Viktorine war mehr traurig als erfreut, da Anna ihren unabläſſigen Bitten und Forschen endlich nachgab, und ihr alles, sogar Raimund's unerwartete Wiederkehr entdeckte. Ihn allen Gefahren einer weiten Seereise glücklich entronnen zu wissen, war ihr freilich ein sehr großer Trost, aber so ungeduldig sie früher die Entscheidung ihres Geschicks herbeigewünscht hatte, so ängstlich bebte sie jetzt ihr entgegen, da sie glauben mußte, dieser ganz nahe gegenüber zu stehen. Hoffnung war alles, was die Tante ihr zum Troste geben konnte, aber wir sind nie weniger geneigt, diese zu fassen, als in dem wichtigen Augenblick, wo alles auf dem Spiele steht. Anna selbst war von dem Schmerz über den Verlust ihrer Angelika zu sehr ergriffen, als daß sie fähig gewesen wäre, kräftig wie sonst Viktorinen aufrecht zu erhalten. Ihre einzige, wenn

gleich heimliche Freude war an diesem Tage, daß Viktorine sehr bleich und mit trüben Augen bei Tische erschien, und daß Kleeborn darüber Essen und Trinken vergaß, mit kaum zu verhehlender Aengstlichkeit sie betrachtete, und dann ganz gegen seine gewohnte Art stumm und in sich gekehrt da saß.

Zu der Tante nicht geringem Erstaunen ließ Doctor Erning sich am frühen Morgen des nächsten Tages bei ihr melden; sie war seiner Besuche nicht gewohnt, denn sie hatte sich stets davor gehütet, mit ihm in nähere Verbindung zu gerathen, daher war sie auch jetzt Willens ihn abweisen zu lassen; doch das ist kein Leichtes bei einem Manne seiner Art. Er sah sie durch die Spalte der halbgeöffneten Thüre in ihrem Armstuhle völlig angekleidet sitzen, und dieses war ihm genug, um sogleich in ihr Zimmer zu dringen, ohne vorher ihre Erlaubniß dazu abzuwarten.

„Ich komme als geheimer Geschäftsträger,“

rief er gleich bei'm Eintreten dem sehr ernsten Empfange entgegen, der aus ihren Augen ihm zu drohen schien, „eine Dame wie Sie, hochwürdige Frau, weiß gewiß, daß diese überall das Vorrecht haben, sich ungestraft etwas überlästig zu bezeigen."

„So möchte ich mir aber doch vorher Ihr Creditiv ausbitten, ehe wir zur Conferenz schreiten," erwiederte Anna mit sehr gemeßnem Ton.

„Das liegt schon in der Natur der Sache," antwortete Erning, ohne sich dadurch irren zu lassen. „Kleeborn schickt mich in der bewußtrn Heirathsangelegenheit an Sie ab, hochwürdige Frau. Sie wundern sich darüber? Ja, das ist nun einmal hier zu Lande nicht anders, ohne Erning kann nichts in Ordnung gebracht werden; er muß Jung und Alt aus der Klemme helfen. Die ehrliche Haut thut es auch gern."

„Ich kann aber doch nicht umhin, zu glauben, daß ich mit Herrn Kleeborn so stehe, daß er Ihnen heute diese Mühe füglich hätte ersparen können," erwiederte Anna etwas vornehm.

Erning fand für gut, dieses nicht zu bemerken. „Ja, sehen Sie," sprach er, „das hat

so sein ganz eignes Bewandniß; Kleeborn hat ein ziemlich wunderliches Bekenntniß Ihnen abzulegen und fürchtet sich, wenn er dieses in Person wagen wollte, auf seine alten Tage ein wenig albern vor Ihnen dazustehen. Wie das eigentlich zusammenhängt, sollen Sie gleich erfahren, wenn Sie mir erlauben wollen, mich zu setzen.“

Erning setzte sich, und — doch damit er dem Leser nicht eben so lästig falle, als er es der Tante war, möchte es rathsam seyn, das, was er bei ihr anzubringen hatte, mit Weglassung seiner eignen Art und Worte in der Kürze zusammen zu fassen.

Der Hauptpunkt davon war die Entdeckung, daß ein außer der Ehe geborner Sohn des alten Kleeborn's am Leben sey, um dessen Daseyn nur wenig Vertraute wußten; daß zu diesen auch Erning gehörte war natürlich, denn diesem blieb so leicht nichts verborgen, was in dem weiten Kreise seiner Bekanntschaften vorgehen mochte. Der junge Vanderbrugge, so hatte Kleeborn seinen Sohn nach dessen Mutter genannt, war um mehrere Jahre älter als Viktorine, und stets in

Holland, wo er geboren, geblieben; seine Mutter, eine Holländerin, starb bald nach seiner Geburt. Dieser Umstand hatte seinem Vater es sehr leicht gemacht, das Daseyn dieses Kindes verborgen zu halten, aber der frühe Tod des gutmüthigen, wenn gleich schwachen Geschöpfs, welches demselben das Leben gegeben, machte diesem dennoch viele Jahre hindurch manche trübe Stunde. Und als späterhin alle ihm in rechtmäßiger Ehe gebornen Söhne nach und nach, meistens noch in der Wiege, hinwegstarben, und endlich nur die einzige Tochter Viktorine, die Jüngstgeborne, am Leben blieb, so war Kleeborn oft geneigt, dieses Unglück als ein Verhängniß der strafenden Gerechtigkeit des Himmels anzusehen, der so auf die empfindlichste Weise den Tod jenes armen Mädchens an ihm rächen wollte.

Um gut zu machen, was noch gut zu machen möglich sey, nahm Kleeborn sich vor, für das Kind, das er öffentlich nicht anerkennen durfte, wenigstens väterliche Sorge zu tragen. Der alte Wißmann, sein erprobter vieljähriger Freund, war auch in dieser Angelegenheit sein

Vertrauter gewesen, er hatte über die erste Erziehung des Kleinen die Aufsicht geführt, und nahm ihn, da er heranwuchs, auf Kleeborn's Antrieb in sein Comptoir auf, wo er sich alle Mühe gab, einen tüchtigen und geschickten Kaufmann aus ihm zu bilden. Der beste Erfolg lohnte ihm dafür, er sowohl als Kleeborn hatten ihre Freude an dem Knaben, und als er völlig erwachsen war, beschlossen Beide, ihn mit der Zeit in London an Sir Charles Stelle zu setzen, um auf diese Weise ihm eine recht günstige Aussicht für seine Zukunft zu sichern.

Das gänzliche Fehlschlagen jenes Planes trug viel zu Kleeborn's Verdruß über die Auflösung der zwischen Viktorinen und Sir Charles beabsichtigten Verbindung bei, und der bald nach diesem eintretende Tod des alten Wißmann, nebst allen daraus entspringenden übeln Folgen, vermehrten auch in dieser Hinsicht seinen Kummer und seine Sorge.

Müller unterließ es nie, in jedem Briefe die lobenswerthen Eigenschaften des jungen Vanderbrugge auf das rühmlichste zu erwähnen, und Kleeborn wurde dadurch zugleich erfreut und ge-

kränkt. Sein väterliches Gefühl zog ihn zu dem Sohne hin, der, in rechtmäßiger Ehe erzeugt, sein Trost und seine Freude geworden wäre, und es schmerzte ihn tief in der Seele, daß er ihn jetzt dennoch verläugnen müsse. So entstand ein ewiger, nie sich lösender Zwiespalt in seinem Gemüth und führte endlich auch jene Veränderung in seinem Aeußern herbei, über die Viktorine sich früher so betrübt und geängstiget hatte.

Bei dieser Verworrenheit in seinem Innern war es in der That ein Glück für den alten Kleeborn, daß Anna die Besorgniß, Viktorinen gleich der armen Angelika hinsterben zu sehen, in ihm zu erregen gewußt hatte; denn nur diese brachte ihn dahin, endlich einen bestimmten Entschluß fassen zu können.

Der Gedanke an die Möglichkeit, seinen Sohn legitimiren zu lassen, den er bis dahin immer von sich gewiesen hatte, so oft er auch in ihm aufstieg, fing an, mehr Wahrscheinlichkeit für ihn zu gewinnen. Der Anschlag von Raimund's Gütern, den er mit großer Aufmerksamkeit durchgegangen hatte, überzeugte ihn, daß es Viktorinen an der Seite eines solchen Gatten, selbst

wenn ihr Vater sie völlig enterbte, dennoch an nichts von alle dem fehlen könne, was seiner Ansicht nach unumgänglich zu einem glücklichen Leben gehörte, an Reichthum, Ansehen und Glanz. Um ganz sicher zu gehen, ließ er den Doctor Erning rufen, um mit diesem, seinem vieljährigen Vertrauten, nochmals alles reiflich zu überlegen, und so kam er endlich zu dem Entschlusse, der Tante Vorschläge thun zu lassen, welche sie so freudig überraschten, daß sie Anfangs sehr geneigt war, sie für eine sinnreiche Erfindung des Doctors Erning zu halten. Kleeborn erbot sich, Viktorinen seine Zustimmung zu ihrer Verbindung mit Raimund nicht länger zu versagen, wenn sie dagegen mit guter Art darein willigen wolle, den jungen Vanderbrugge als ihren Bruder zu betrachten, den er Willens war, in aller Form zu adoptiren, und ihm nicht nur seinen Namen, sondern auch nach seinem Tode die Handlung und die Hälfte seines Vermögens zu hinterlassen. Nächstdem sollte Viktorine sich auch anheischig machen, ihr väterliches Erbtheil der Handlung nie zu entziehen, und sich mit den Zinsen zu begnügen. Um sie aber dafür zu entschädigen,

wünschte er, daß Anna sich bereit finden lasse, sie an Raimund's Stelle zur Erbin einzusetzen, dessen gegründete Ansprüche Kleeborn zwar nicht ableugnete, aber dennoch glaubte, daß dieser zu Gunsten Viktorinens ihnen entsagen könne, ohne damit ein zu großes Opfer zu bringen.

Anna fand diese Bedingungen so billig und verständig, daß sie keinen Augenblick anstand, sie für sich und im Namen ihrer Schützlinge, dankbar und freudig anzunehmen. Unerbeten gab sie obendrein die Versicherung, Niemanden, sogar nicht Raimund und Viktorinen zu entdecken, wie nahe Kleeborn's adoptirter Sohn diesem eigentlich verwandt sey; und so ging Doctor Erning triumphirend und mit Ruhm bedeckt davon, um von dem Gelingen seiner Unterhandlungen Bericht abzustatten. Innerlich bedauerte er nur, nicht mehr Schwierigkeiten dabei vorgefunden zu haben, um sein Verdienst bei deren Besiegung gehörig geltend machen zu können.

Die Geschichte neigt sich zum Ende, denn von glücklichen Menschen läßt sich eben so wenig erzählen, als von einer Seereise, auf welcher man, weder durch Stürme noch andre Widerwär-

tigkeiten beläſtigt, den erwünſchten Hafen in Sicherheit und Ruhe erreichte. Müller, Raimund und Vanderbrugge langten nach wenigen Tagen zuſammen im Kleeborn'ſchen Hauſe an, und wurden alle drei mit ungeheucheltem Wohlwollen von dem alten Herrn empfangen. Der freudige Taumel, von dem Raimund und Viktorine bei der, alle ihre Hoffnungen übertreffenden Entwickelung ihres Geſchicks ſich ergriffen fühlten, der laute Jubel des wackern Horſt und ſeiner Agathe, der Tante ernſte, ſtille, an Wehmuth gränzende Freude, alles dieſes läßt ſich beſſer und leichter nachempfinden als beſchreiben.

Die erſten Frühlingstage führten in ihrer von tauſend ſchönen Hoffnungen duftenden Reihe auch den Tag herbei, an welchem die Tante einer zweiten, mit jungen Roſen um die Wette blühenden glücklichen Braut, den Myrthenkranz in die Locken flocht. Sie und alle zum Kleeborn'ſchen Hauſe Gehörende begleiteten das neuvermählte Paar nach Leuenſtein, wo Meinau mit unſäglicher Freude ſchon lange vorher alle Anſtalten zum feſtlichſten Empfange getroffen hatte.

Schon längſt war jener unpaſſende Flitterputz

völlig unscheinbar geworden, mit welchem vor langen Jahren das, durch seine Bauart und sein Alterthum ehrwürdige Schloß auf Luisens Veranstaltung mehr entheiligt als geschmückt worden war. Baron Meinau hatte bei Zeiten dafür gesorgt, diese verblichenen Ueberreste wegräumen zu lassen, sobald nur Raimund's Ansprüche an das Erbtheil seiner Väter unwiderleglich erwiesen waren; denn er fürchtete durch ihren Anblick sowohl in Anna's Gemüthe, als in dem des jetzigen Besitzers zu traurige Erinnerungen zu wecken. Seine, in ihren Silberlocken noch immer liebenswürdige Gattin half ihm bei dem Geschäfte die hohen, altväterlichen Säle und Zimmer auf würdige Weise wieder bewohnbar herzustellen.

Mit feinem Takt und richtigem Sinne für das wahrhaft Schöne wußten Beide jede Verzierung, jedes Geräthe so zu wählen, daß nirgend ein schreiender Contrast hervortrat, weder mit der Alterthümlichkeit des Gebäudes, noch mit der Modernität des jungen Paares, das es bewohnen sollte. Alles Bunte, alles zu Glänzende wurde mit der größten Sorgfalt vermieden, und die

vorherrschenden einfachen Formen der Gegenstände brachten überall den wohlthuendsten Eindruck hervor.

Jedes Stück des Ameublements schien genau für die Stelle gemacht, die es einnahm, und doch traf man nirgend auf Versuche, gothisches Schnitzwerk nachzukünsteln, oder durch Nachahmung der schweren, nicht von der Stelle zu bewegenden Unbehülflichkeit des Hausgeräthes unsrer Altväter, den Geist einer längst ergrauten Vorzeit wieder heraufbannen zu wollen.

Vor allem aber wurde die lange Reihe der Ahnenbilder aus ihrem Verbannungsorte wieder hervorgesucht, und in ihre alten Rechte eingesetzt. In passenden Rahmen von hundertjährigem Staube gereinigt, blickten sie von den hohen Wänden des ursprünglich ihnen geweihten Saales segnend und freundlich auf das junge Paar herab, mit welchem Leben, Liebe und Freude in die lange verödeten Mauern wieder eingezogen waren.

Seit jenem, das Glück so Vieler begründenden Tage, hat das Schicksal der mehrsten, in diese Erzählung verflochtenen Personen keine bedeutende oder doch wenigstens keine schmerzliche Veränderung erlitten. Agathe und Horst sind noch immer froh und glücklich und gut wie Kinder, und Horst fühlt dabei nur die einzige Sorge, daß seine kleine Frau, die er auf den Händen trägt, ihm nicht vor der Zeit zu vernünftig werden möge.

Auch der alte Kleeborn ist sehr glücklich in seinem Sohne, dessen Kenntnisse und Betragen alle Wünsche und Erwartungen des Vaters noch übertreffen. Der junge Mann nimmt sich der Geschäfte seines Hauses mit so vielem Geschick und Eifer an, daß der Alte dadurch Zeit gewinnt, seine Kinder auf Leuenstein zuweilen zu besuchen. Alles, was er dort sieht und hört, gefällt ihm ungemein, würde ihm aber noch weit besser gefallen, wenn er dabei nur auch der Börse regelmäßig beiwohnen könnte. So aber treibt die Sehnsucht nach dem gewohnten Gewühl, im Verlauf weniger Tage ihn stets wieder in die Heimath zurück.

Babet ist seit einigen Wochen die verlobte

Braut des jungen Kleeborn, doch mit der Geschichte dieser ihrer Liebe ließe keine Octavseite sich anfüllen. Es ging dabei so ganz prosaisch zu, wie bei jeder Parthie, welche allen dabei interessirten Personen konvenirt; was sich darüber sagen ließe, steht alles auf der Karte, mit welcher das junge Paar Freunden und Verwandten seine bevorstehende Verbindung ankündigte. Dabei ist jedoch über den Mangel aller romantischen Begebenheiten bei dieser ihrer hoffentlich letzten Liebesgeschichte auf das vollkommenste dadurch getröstet, daß sie in Hinsicht auf Haus, Landsitz, Equipage und der Anzahl ihrer türkischen Shawls, keiner Dame in der ganzen Stadt wird nachstehen müssen. Da der junge Kleeborn, bei großer Gutmüthigkeit, auch viel Festigkeit des Charakters und einen natürlich richtigen, durchaus nicht ungebildeten Verstand besitzt, so steht zu hoffen, daß diese Ehe so ausfallen werde, wie die mehrsten. Sie wird vermuthlich gerade kein Himmel auf Erden, aber doch auch keine Hölle seyn.

Daß Anna, gleich nach ihrer Ankunft im Kleebornschen Hause, es nicht versäumt hatte, den armen verwaiseten Klarenau am Grabe ihrer Ange-

lika aufzusuchen, daß sie, so lange sie in seiner Nähe verweilte, alle die Zeit ihm schenkte, welche sie nicht der Sorge für Raimund und Viktorinen zuwenden mußte, bedurfte wohl nicht noch besonders erwähnt zu werden.

Damals brachte ihre Gegenwart den ersten, wahrhaft wohlthuenden Trost in das Herz des Unglücklichen. Der Anblick Raimunds, welchen er sogleich als seinen Retter wieder erkannte, die Ueberzeugung, daß Viktorine, die treue geliebte Freundin seiner Verklärten, an der Seite dieses Mannes einer höchst beglückten Zukunft entgegen gehe, erweckte wieder die erste freudige Regung in seinem Gemüthe. Es fiel ihm nicht ein, mit dem Geschicke hadern zu wollen, weil es für Andere Rosen blühen ließ, von denen er nur die Dornen auf seinem Pfade angetroffen hatte; doch weder die dringendsten Bitten, noch ernste Vorstellungen, konnten ihn bewegen, seine Einsamkeit zu verlassen, und dem glücklichen Paare nach Leuenstein zu folgen.

„Hier ist meine Heimath, und sie öffnet sich mir bald!“ war alles, was er den Freunden erwiederte, indem er auf das von jungen Rosen

üppig umblühte Marmorkreuz hintvieß, das aus dem dunklen Schatten der Cypreſſen hell hervorleuchtete. Seine verfallne Geſtalt, das wunderbare Glänzen ſeiner Augen, beſtätigte nur zu ſehr die Wahrheit deſſen, was er ausſprach, und Raimund und Viktorine ließen gerührt endlich davon ab, ihn mit ihren Bitten noch länger zu verfolgen.

Jetzt ruht auch er, der in Wüſten des Lebens müde getriebene Pilger, unter dem Kreuze; im Schatten der Roſen und Cypreſſen. Der Name Angelika bezeichnete den letzten Hauch ſeines Lebens, und ſein brechendes Auge ſtrahlte im Abglanze der ihm nahenden Himmelsſeligkeit, als er in den Armen des treuen Horſt zum ewigen Schlummer es ſchloß.

Die Tante trat bald nach Viktorinens Vermählung von dem Schauplatze ihrer vieljährigen Thätigkeit ab, auf welchem nur das Bedürfniß, alle ihre verliehene Talente und Kräfte nützlich und ehrenvoll zu üben, ſie ſo lange feſtgehalten hatte. Von den Damen des Stifts an, denen ſie lange Jahre hindurch eine milde weiſe Freundin und Beratherin geweſen war, bis zu dem ge-

ringſten ihrer Untergebenen herab, vernahmen alle mit ungeheucheltem Schmerze ihren Entſchluß, das Stift und die Stelle zu verlaſſen, die ſie bisher bekleidet hatte; doch keine wagte es, ein Unrecht darin zu finden, daß ſie in den letzten Jahren eines, größtentheils in Sorge um Anderer Wohl hingebrachten Lebens, von den Mühen deſſelben endlich auszuruhen wünſche.

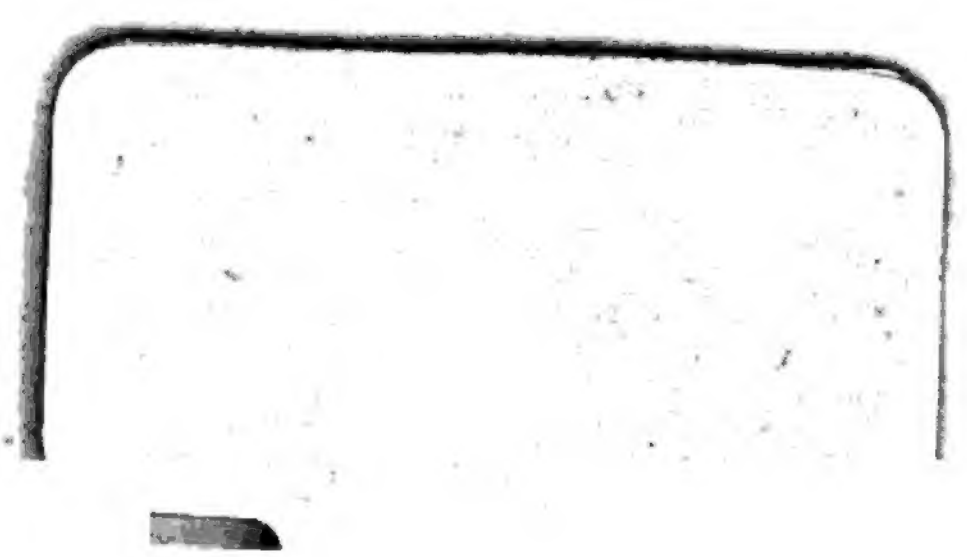
Noch einmal wandte ſie allen ihren Einfluß daran, eine ihrer würdige Nachfolgerin an ihrer Stelle als Pröbſtin gewählt zu ſehen, die ſich ganz dazu eigne, ihren Verluſt minder fühlbar zu machen; dann ſchied ſie unter den lauten Klagen derer, welche ſie zurückließ, und folgte ihrem Herzen, das ſie nach Leuenſtein zu den Kindern ihrer Wahl mächtig hinzog.

Anna näherte ſich mit einem ſeltſam aus Wonne und Weh zuſammengeſetztem Gefühle den alterthümlichen Mauern, in deren weiten Räumen ſie einſt beſtimmt geweſen war, an Bernhards Seite als Herrin zu walten, und der Traum ihres Lebens zog noch einmal in lichten Bildern an ihrer Seele vorüber. Die hohen Wipfel der uralten Eichen, unter deren weit hingebreitetem

aufzuathmen vermögen; doch der milde, sanfte, erquickende Abend ist die Zeit der Alten, denn er allein ist der Erinnerung heilig. Und so wie die sinkende Sonne selbst die düstern Tannen mit einer goldnen Glorie verklärt und in purpurnen Schimmer sie kleidet, so weiß auch die Erinnerung alle die Wetterwolken, welche unsern Lebensmittag umstürmten, mit goldigen Purpurlichtern zu erhellen. Den Dornen, die einst uns verwundeten, raubt sie mit milder Hand ihren Stachel; wir fühlen die Schmerzen nicht mehr, wohl aber die Freude, diese einst überwunden und muthig getragen zu haben."

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google